

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Volks-Kalender

1921

[urn:nbn:de:bsz:31-336919](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336919)

OZB

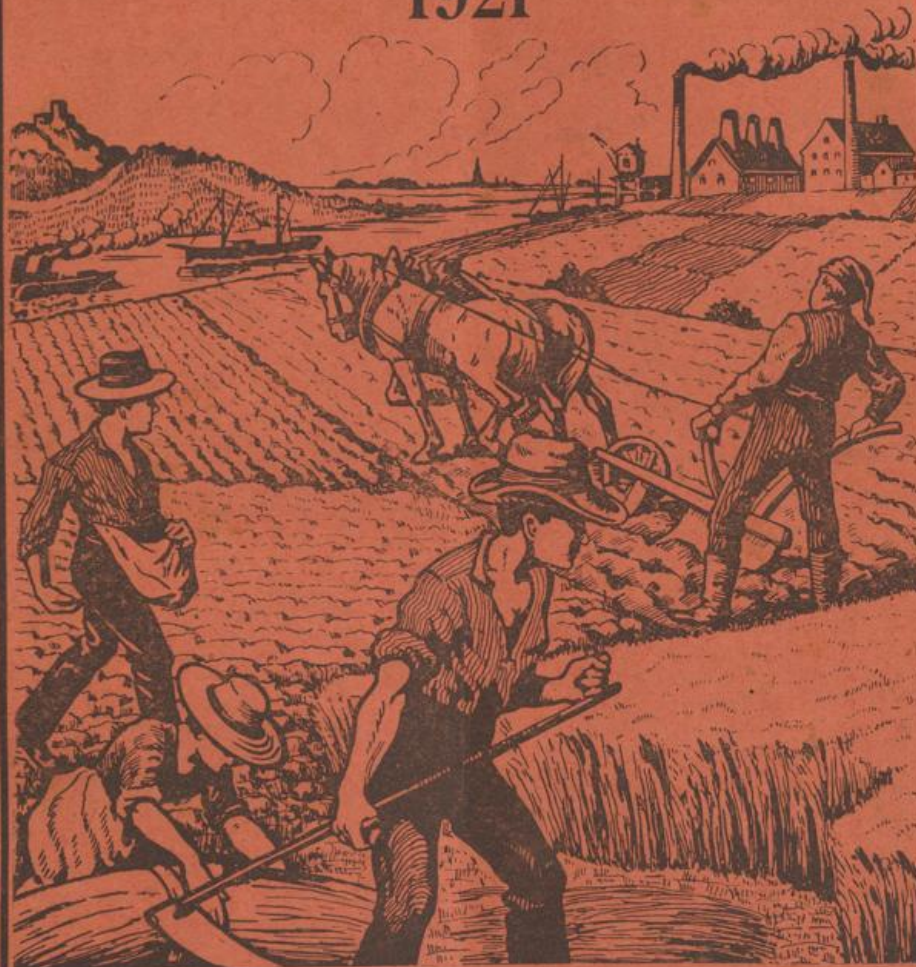
833, 12.
1921

12. Jahrgang.

OZB 833, 12

2.50 Mf.

Badischer Volks-Kalender 1921



Verlag des Landesvorstandes der Sozialdemokratischen Partei Badens.
Druck der Mannheimer Altendruckerei A.-G., Mannheim.

Adressenverzeichnis.

Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands:

Vorsitzender: Otto Wels, Berlin SW. 68, Lindenstraße 3.
Telephon: Amt Moritzplatz 14740/41.
Kassierer: Fr. Bartels, Berlin SW. 68, Lindenstraße 3.
Telephon: Amt Moritzplatz 14740/41.
Adresse für alle Zuschriften: W. Pfannluch, Berlin SW. 68,
Lindenstraße 3. Telephon: Amt Moritzplatz 14740/41.

Kontrollkommission:

Fritz Brühns, Frankfurt a. M., Weidenstraße 33.

Jugend-Zentralstelle:

Kug. Albrecht, Berlin SW. 68, Lindenstraße 3.

Zentralbildungsausschuss:

H. Schulz, Berlin SW. 68, Lindenstraße 3

Deutscher Vandarbeiterverband:

Georg Schmidt, Berlin SW. 48, Endeplatz 6.

Vorstand des Bezirksverbandes der Sozialdemokratischen Partei Badens:

Vorsitzender: Georg Strobel, Mannheim, R 3, 14 II.
Telephon 2520.
Sekretär: Karl Sahn, Mannheim, R 3, 14 II. Telephon 2520.

Kreis-Sekretariate:

1. Kreis: Georg Reinhold, Singen a. S., Waldstr. 42.
Telephon 251.
2. Kreis: Adolf Kasper, Fahrnau (Amt Schopfheim).
Langgasse 4.
3. Kreis: Stephan Meier, Freiburg i. Br., Predigerstr. 3.
4. Kreis: Heinr. Passendorf, Offenburg, Zellerstr. 39.
5. Kreis: Oskar Trinkl, Karlsruhe, Luisenstraße 36 a.
Telephon 566.
6. Kreis: Herm. Krämer, Mannheim, R 3, 14, 2. Stod.
Telephon 1974.
7. Kreis: Joseph Amann, Heidelberg, Rohrbacherstr. 13.
Telephon 2734.

Arbeiter-Sekretariate:

Mannheim: Sekretär: Jean Rigert, „Gewerkschafts-
haus“, F 4, 8/9. Telephon 2493.
Karlsruhe: Sekretär: G. Erb, Wilhelmstraße 47.
Telephon 2090.
Pforzheim: Sekretär: Arthur Dietrich, Gymnasium-
straße 24 I. Telephon 2902.
Freiburg: Sekretär: Phil. Marzloff, Predigerstraße 3.
Telephon 361.
Heidelberg: Sekretär: Chr. Stod, Rohrbacherstraße 13.
Telephon 1334.

Beachtenswerte Adressen

einer Anzahl sozialpolitischer Anstalten und Behörden, mit welchen sich Arbeiter häufiger zur Wahrung ihrer Interessen in Verbindung zu setzen haben:

Badische Fabrikinspektion:

Karlsruhe: Leopoldstraße 7. Sprechstunde während der üblichen Büreaufstunden.

Berufsgenossenschaften:

Deutsche Buchdrucker-Berufsgenossenschaft, Sektion IV in Stuttgart.
Steinbruchs-Berufsgenossenschaft, Sektion II in Karlsruhe, Waldstraße 44.
Berufsgenossenschaft der Feinmechanik und Elektrotechnik, Sektion VIII in Karlsruhe, Leopoldstr. 45.
Südd. Eisen- und Stahl-Berufsgenossenschaft, Sektion IV in Mannheim, Luisenring 10.
Südd. Edels- und Unedelmetall-Berufsgenossenschaft, Sektion III in Pforzheim, Ferrennerstr. 1.
Töpferei-Berufsgenossenschaft, Sektion VIII in Freiburg i. Br.
Berufsgenossenschaft der Chemischen Industrie, Sektion VI in Mannheim, Luisenring 15.
Berufsgenossenschaft der Gas- u. Wasserwerke, Sektion VIII in Mannheim, K 7, 1.
Südd. Textil-Berufsgenossenschaft, Sektion IV in Freiburg i. Br., Glümerstr. 17.
Seiden-Berufsgenossenschaft, Sektion II in Freiburg i. Br., Glümerstr. 17.
Papiermacher-Berufsgenossenschaft, Sektion III in Freiburg i. Br., Glümerstr. 17.
Papier-Verarbeitungs-Berufsgenossenschaft, Sektion VII in Lahr.
Südwestdeutsche Holz-Berufsgenossenschaft, Sektion II in Karlsruhe, Gartenstr. 39.
Müllerei-Berufsgenossenschaft, Sektion XII in Mannheim, Luisenring 15.
Brauerei- und Mälzerei-Berufsgenossenschaft, Sektion II in Karlsruhe, Leopoldstr. 45.

Berufsgenossenschaft der Schornsteinfeger, Sektion XII in Freiburg i. Br., Egonstr. 13.
Südwestl. Baugewerks-Berufsgenossenschaft, Sektion I in Mannheim, Luisenring 14. Sektion II in Karlsruhe, Leopoldstr. 45. Sektion III in Freiburg i. Br., Franziskanerstr. 3.
Lagerer-Berufsgenossenschaft, Sektion VII in Mannheim, O 6, 1.
Fuhrwerks-Berufsgenossenschaft, Sektion XXXII in Mannheim, U 1, 23.
Westdeutsche Binnenschiffahrts-Berufsgenossenschaft, Sektion I in Mannheim, Luisenring 15.
Badische landwirtschaftliche Berufsgenossenschaft in Karlsruhe, Kriegstr. 47 b.
Nahrungsmittel-Industrie-Berufsgenossenschaft Mannheim, Augusta-Anlage 24.

Ober-Versicherungsämter:

Karlsruhe, Nordliche Gildapromenade 1.
Mannheim, L 2, 11 II.
Freiburg, Verlängerte Kaiserstraße.
Konstanz.

Das Schiedsgericht für den Betrieb der Bad. Staats-Eisenbahnen und Salinen befindet sich in Karlsruhe, Erbprinzenstraße 15.

Landesversicherungsanstalt Baden:

Karlsruhe, Kaiserallee 8.

Landesversicherungsamt:

Karlsruhe, Schloßplatz 19.

Reichsversicherungsanstalt für Angestellte:

Direktorium Berlin, Wilmerdorf, Hohenzollerndamm.



Szene aus dem Schauspiel „Wilhelm Tell“
Gezeichnet von Wilhelm Kaulbach.
(Text hierzu umstehend.)

Auszug aus dem 1. Akt, 1. Szene, Schillers „Wilhelm Tell“.

Kuoni, der Fischer; Berni, der Jäger; Kuoni, derhirt; Seppi, sein Handbube.

Kuoni. Dort kommt ein Mann in voller Hast gelaufen.
Berni. Ich kenn' ihn, 's ist der Baumgart von Alzellen.

Konrad Baumgarten (atemlos heretnürzend).

Baumgarten. Um Gottes willen, Fährmann, Euren Kahn!

Kuoni. Nun, nun, was gibt's so eilig?
Baumgarten. Bindet los!
Ihr rettet mich vom Tode! Seht mich über!

Kuoni. Landsmann, was habt Ihr?
Berni. Wer verfolgt Euch denn?

Baumgarten (zum Fischer).

Gilt, eilt, sie sind mir dicht schon an den Fersen!
Des Landvogts Reiter kommen hinter mir!

Ich bin ein Mann des Todes, wenn sie mich greifen.

Kuoni. Warum verfolgen Euch die Reifigen?

Baumgarten. Erst rettet mich, und dann steh' ich Euch Rede.

Berni. Ihr seid mit Blut besleckt, was hat's gegeben?

Baumgarten. Des Kaisers Burgvogt, der auf Roshberg saß —

Kuoni. Der Wolfenschießen! Läßt Euch der verfolgen?

Baumgarten. Der schadet nicht mehr, ich hab' ihn erschlagen.

Alle (fahren zurück). Gott sei Euch gnädig! Was habt Ihr getan?

Baumgarten. Was jeder freie Mann an meinem Platz!

Mein gutes Hausrecht hab' ich ausgeübt

Am Schänder meiner Ehr' und meines Weibes.

Kuoni. Hat Euch der Burgvogt an der Ehr' geschädigt?

Baumgarten. Daß er sein böß Gelüsten nicht vollbracht,

Hat Gott und meine gute Art verhütet.

Berni. Ihr habt ihm mit der Art den Kopf zerspalten?

Kuoni. O, laßt uns alles hören, Ihr habt Zeit,

Bis er den Kahn vom Ufer losgebunden.

Baumgarten. Ich hatte Holz gefällt im Wald, da kommt

Mein Weib gelaufen in der Angst des Todes.

„Der Burgvogt lieg' in meinem Haus, er hab'

Ihr anbefohlen, ihm ein Bad zu rüsten.

Drauf hab' er Ungebührliches von ihr

Verlangt, sie sei entsprungnen, mich zu suchen.“

Da lief ich frisch hinzu, so wie ich war,

Und mit der Art hab' ich ihm 's Bad gesegnet.

Berni. Ihr tattet wohl, kein Mensch kann Euch drum schelten.

Kuoni. Der Wüterich! Der hat nun seinen Lohn!

Hat's lang verdient uns Volk von Unterwalden!

Baumgarten. Die Tat ward ruchtbar; mir wird nachgeseht —

Indem wir sprechen — Gott — verrinnt die Zeit —

(Es fängt an zu donnern.)

Kuoni. Frisch, Fährmann — schaff' den Wiedermann hinüber!

Kuoni. Geht nicht. Ein schweres Ungewitter ist

Im Anzug. Ihr müßt warten

Baumgarten. Heil'ger Gott!
Ich kann nicht warten. Jeder Aufschub tötet —

Kuoni (zum Fischer). Greif an mit Gott! Dem Nächsten muß man helfen,

Es kann uns allen Gleiches ja begegnen.

(Brausen und Donnern.)

Kuoni. Der Föhn ist los, Ihr seht, wie hoch der See geht;

Ich kann nicht steuern gegen Sturm und Wellen.

Baumgarten (umfaßt seine Arme).

So helf' Euch Gott, wie Ihr Euch mein erbarmet —

Berni. Es geht ums Leben. Sei barmherzig, Fährmann.

Kuoni. 's ist ein Hausvater und hat Weib und Kinder!

(Wiederholte Donnerschläge.)

Kuoni. Was? Ich hab' auch ein Leben zu verlieren,

Hab' Weib und Kind daheim, wie er — Seht hin,

Wie's brandet, wie es wogt und Wirbel zieht

Und alle Wasser aufrührt in der Tiefe.

— Ich wollte gern den Wiedermann erretten;

Doch es ist rein unmöglich, ihr seht selbst.

Baumgarten (noch auf den Knien).

So muß ich fallen in des Feindes Hand,

Das nahe Rettungsufer im Gesichte!

— Dort liegt's! Ich kann's erreichen mit den Augen,

Sinüberdringen kann der Stimme Schall,

Da ist der Kahn, der mich hinübertrüge,

Und muß hier liegen, hilflos, und verzagen!

Kuoni. Seht, wer da kommt!

Berni. Es ist der Tell aus Bürgen
Tell mit der Armbrust.

Tell. Wer ist der Mann, der hier um Hilfe fleht?

Kuoni. 's ist ein Alzeller Mann; er hat sein' Ehr'

Verteidigt und den Wolfenschieß erschlagen,

Des Königs Burgvogt, der auf Roshberg saß —

Des Landvogts Reiter sind ihm auf den Fersen.

Er fleht den Schiffer um die Ueberfahrt;

Der fürcht sich vor dem Sturm und will nicht fahren.

Kuoni. Da ist der Tell, er führt das Ruder auch,

Der soll mir's zeugen, ob die Fahrt zu wagen.

Tell. Wo's not tut, Fährmann, läßt sich alles wagen.

(Eftige Donnerschläge, der See rauscht auf.)

Kuoni. Ich soll mich in den Hölle'n rachen stürzen?

Das täte keiner, der bei Sinnen ist.

Tell. Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt,

Vertrau' auf Gott und rette den Bedrängten.

Kuoni. Vom sichern Port läßt sich's gemächlich raten.

Da ist der Kahn und dort der See! Verjucht's!

Tell. Der See kann sich, der Landvogt nicht erbarmen.

Verjucht' es, Fährmann!

Sirten und Jäger. Rett' ihn! Rett' ihn! Rett' ih!

Kuoni. Und wär's mein Bruder und mein lieblich Kind,

Es kann nicht sein; 's ist heut Simons und Judä,

Da rast der See und will sein Opfer haben.

Tell. Mit eitler Rede wird hier nichts geschafft;

Die Stunde dringt, dem Mann muß Hilfe werden.

Sprich, Fährmann, willst du fahren?

Kuoni. Nein, nicht ich!

Tell. In Gottes Namen denn! Gib her den Kahn!

Ich will's mit meiner schwachen Kraft versuchen.

Kuoni. Ha, wack'rer Tell!

Berni. Das gleicht dem Weidgesellen!

Baumgarten. Mein Retter seid Ihr und mein Engel, Tell!

Tell. Wohl aus des Vogts Gewalt errett' ich Euch!

Aus Sturmes Nöten muß ein ander helfen.

Doch besser ist's, Ihr fallt in Gottes Hand,

Als in der Menschen! (Zu dem Sirten.) Landsmann, tröstet!

Mein Weib, wenn mir was Menschliches begegnet,

Ich hab' getan, was ich nicht lassen konnte.

(Er springt in den Kahn.)

Kuoni (zum Fischer). Ihr seid ein Meister Steuermann. Was

Der Tell getraut, das konntet Ihr nicht wagen?

Kuoni. Wohl bess're Männer tun's dem Tell nicht nach,

Es gibt nicht zwei, wie der ist, im Gebirge.

Berni (ist auf den Fels gestiegen).

Er stößt schon ab. Gott helf' dir, braver Schwimmer!

Sieh, wie das Schifflein auf den Wellen schwankt!

Kuoni (am Ufer).

Die Flut geht drüber weg — Ich seh's nicht mehr.

Doch, halt, da ist es wieder! Kräftiglich

Arbeitet sich der Wack're durch die Brandung.

Seppi. Des Landvogts Reiter kommen angesprengt.

Kuoni. Weiß Gott, sie sind's! Das war Hilf' in der No!

(Ein Trupp Landenbergtscher Reiter.)

Erster Reiter. Den Mörder gebt heraus, den ihr verborgen

Zweiter. Des Wegs kam er, umsonst verhehlt ihr ihn.

Kuoni und Kuoni. Wen meint ihr, Reiter?

Erster Reiter (entdeckt den Nachen). Ha, was seh' ich! Tell!

Berni (oben).

It's der im Nachen, den ihr sucht? — Reit zu,

Wenn ihr frisch beilegt, holt ihr ihn noch ein.

Zweiter. Verwünscht! Er ist entwischt.

Erster (zum Sirten und Fischer). Ihr habt ihm fortgeholt!

Ihr sollt uns büßen — Fallt in ihre Herde!

Die Hütte reißet ein, brennt und schlägt nieder! (Gien

Seppi (stürzt nach). O meine Lämmer!

Kuoni (folgt). Weh mir! Meine Det

Berni. Die Wüteriche!

Kuoni (ringt die Hände). Gerechtigkeit des Himmels!

Wann wird der Retter kommen diesem Lande? (Folgt ihm)

OZ B 833, 12. 1921

Badischer Volks = Kalender

für das Jahr



Bearbeitet von S. Lins, Mannheim.

Inhalts-Verzeichnis :

| | Seite | | Seite |
|--|-------|---|----------------|
| Kalendarium | 4—17 | Die Deutsche Republik im Kampfe um ihre Existenz | 51 |
| Elfi, die seltsame Magd | 19 | Badischer Rück- und Ausblick | 53 |
| Karl Marx | 26 | Pd 34 | 54 |
| Friedrich Engels | 29 | Statistisches | 58 |
| Religion Privatsache oder Staatsache | 31 | Posttarif | 62 |
| Die Wallfahrt | 34 | Verzeichnis der Messen und Märkte in Baden | 62 |
| Menschenrechte | 40 | Humoristisches | 57, 60, 61, 64 |
| Amand Goegg | 42 | Gedichte. | |
| Die drei Haupttheorien des Marxismus | 45 | | |
| Geschichte der Feuerbestattung | 46 | | |
| Zur roten Sohle | 48 | | |

Verlag des Landesvorstandes der Sozialdemokratischen Partei Badens.
Druck der Mannheimer Aktiendruckerei A. G., Mannheim.



Kalender der Israeliten für das Jahr 5681/5682.

| 1921 | 5681 | |
|----------------|--------------|-------------------------------------|
| Januar 10. | Schebat | 1. |
| Februar 9. | Adar | 1. |
| 22. | | 14. Klein-Purim |
| März 11. | Beädar | 1. |
| 23. | " | 13. Fasten-Esther |
| 24. | " | 14. Purim |
| 25. | " | 15. Schuschan-Purim |
| April 9. | Nisan | 1. |
| 23. | " | 15. Passahfang* |
| 24. | " | 16. Zweites Fest* |
| 29. | " | 21. Siebentes Fest* |
| 30. | " | 22. Achtes Fest* |
| Mai 9. | Sjar | 1. |
| 26. | " | 18. Lag-Beomer |
| Juni 7. | Sivan | 1. |
| 12. | " | 6. Wochenfest* (Schabuoth) |
| 13. | " | 7. Zweites Fest* |
| Juli 7. | Tammuz | 1. |
| 24. | " | 18. Fasten, Tempeleroberung |
| August 5. | Ab | 1. |
| 14. | " | 10. Fasten, Tempelverbrennung |
| September 4. | Elul | 1. |
| | 5682 | |
| Oktober 3. | Tischri | 1. Neujahrstfest* |
| 4. | " | 2. Zweites Fest* |
| 5. | " | 3. Fasten-Gedaliah |
| 12. | " | 10. Versöhnungsfest* (Jom Kippur) |
| 17. | " | 15. Laubhüttenfest* (Schat Suttoth) |
| 18. | " | 16. Zweites Fest* |
| 23. | " | 21. Palmfest |
| 24. | " | 22. Laubhüttenende* |
| 25. | " | 23. Geseßfreude* (Simchath Thora) |
| November 2. | Marcheschwan | 1. |
| Dezember 2. | Kislev | 1. |
| 26. | " | 25. Tempelweihe (Chanukka) |
| 1922 Januar 1. | Tebeth | 1. |

Die mit * bezeichneten Feste werden streng gefeiert.

Wie die Feste fallen von 1921 bis 1926.

Feste der Christen:

| Jahr | Ostern | Himmelfahrt | Pfingsten | Tronleichnam |
|------|-----------|-------------|-----------|--------------|
| 1921 | 27. März | 5. Mai | 15. Mai | 26. Mai |
| 1922 | 16. April | 25. " | 4. Juni | 15. Juni |
| 1923 | 1. " | 10. " | 20. Mai | 31. Mai |
| 1924 | 20. " | 29. " | 8. Juni | 19. Juni |
| 1925 | 12. " | 21. " | 31. Mai | 11. " |
| 1926 | 4. " | 13. " | 23. " | 3. " |

Feste der Juden:

| Jahr | Passahfest (Osternfest) | Wochenfest (Pfingstfest) | Neujahrstfest | Versöhnungsfest | Laubhüttenfest |
|------|-------------------------|--------------------------|------------------|-----------------|----------------|
| 1921 | 23. April | 12. Juni | 3. Okt. (5682) | 12. Okt. | 17. Okt. |
| 1922 | 13. " | 2. " | 23. Sept. (5683) | 2. " | 7. " |
| 1923 | 1. " | 21. Mai | 11. " | 20. Sept. | 25. Sept. |
| 1924 | 19. " | 8. Juni | 29. " | 8. Okt. | 13. Okt. |
| 1925 | 9. " | 29. Mai | 19. " | 28. Sept. | 3. " |
| 1926 | 30. März | 19. " | 9. " | 18. " | 23. Sept. |

Allgemeine bürgerliche Feiertage.

Allgemeine bürgerliche Feiertage, an denen Rechts- und gerichtliche Geschäfte stille stehen, sind außer den Sonntagen folgende: Neujahr, Karfreitag, Ostermontag, Christi Himmelfahrtstag, Pfingstmontag, Fronleichnamstag, Peter und Paul, Maria Himmelfahrtstag, Weibnachten.

Das Staatsministerium hat am 9. April 1919 durch Verordnung den 1. Mai als Festtag im Sinne der weltlichen Feiertage erklärt.

Die vier Jahreszeiten.

Der Frühling beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widder den 21. März, 5 Uhr morgens. Frühlings Tag- und Nachtgleiche.

Der Sommer beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebses den 21. Juni, 12 Uhr mittags. Sommer Sonnenwende; längster Tag, kürzeste Nacht.

Der Herbst beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen der Waage den 23. September, 3 Uhr nachmittags. Herbstes Tag- und Nachtgleiche.

Der Winter beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks den 22. Dezember, 10 Uhr vormittags. Winter Sonnenwende; kürzester Tag, längste Nacht.

Das Jahr 1921 ist

| | |
|---|---------------|
| seit Beginn unserer Zeitrechnung | das 1921 |
| " Erschaffung der Welt nach der Zeitrechnung der griechisch-katholischen Kirche | 742 |
| " Erschaffung der Welt nach jüd. Zeitrechnung | 5681 |
| " Entdeckung der Erde nach Berechnungen der Naturforscher ungefähr das | 4,000,000,000 |
| " der Hermannschlacht im Teutoburger Walde | 200 |
| " Christi Tod | 188 |
| " der Zerstörung Jerusalems | 185 |
| " Erfindung des Kompass (Gloja) | 61 |
| " Erfindung des Geschützes und Pulvers | 54 |
| " Erfindung der Buchdruckerkunst | 48 |
| " Entdeckung Amerikas | 42 |
| " Erfindung der Taschenuhr | 42 |
| " der Reformation Dr. Martin Luthers | 40 |
| " Erfindung des Fernrohrs (Galilei) | 31 |
| " Verbammung des durch Galliläi verteidigten copernicanischen Weltsystems | 28 |
| " Erfindung des Thermometers | 28 |
| " Erfindung der Pendeluhr | 26 |
| " Erfindung der Dampfmaschine durch Watt | 23 |
| " Erfindung des Dampfschiffes | 21 |
| " Erfindung des Blitzableiters | 17 |
| " Erfindung des Luftballons (Montgolfier) | 14 |
| " Erfindung des Gasbeleuchtungs | 13 |
| " der ersten französischen Revolution | 13 |
| " Erfindung der Lokomotive (Stephenson) | 10 |
| " Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahn Nürnberg-Fürth | 8 |
| " Erfindung des Telegraphen | 8 |
| " Erfindung der Photographie | 8 |
| " Erfindung des elektrischen Lichtes | 7 |
| " Begründung der deutschen Sozialdemokratie | 6 |
| " Einführung des Telephons | 5 |
| " Erfindung der drahtlosen Telegraphie | 2 |
| " Erfindung der Flugmaschine | 1 |
| " Erfindung des Luftschiffes (Zeppelin) | 1 |

Sichtbarkeit der Planeten.

Neptun sieht nach der gegenwärtigen Kenntniss unseres Planetensystems an dessen äußerster Grenze. Er ist erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts entdeckt worden. Der Planet erscheint als ein Stern acht GröÙe und ist daher dem bloßen Auge unsichtbar.

Uranus ist zwar als Stern sechster GröÙe für ein scharfes Auge unter günstigen Umständen, wenn man seinen Ort kennt, noch eben sichtbar, ist aber doch erst am 13. März 1781 von dem älteren Herschel, der ihn anfangs für einen Kometen hielt, entdeckt worden. Der Planet wird von vier Monden begleitet.

Saturn, von dem schon im Altertum bekannte Planeten der am weitesten von der Sonne entfernt erscheint in röÙlichem Licht und ruhigem Glanze als Stern zweiter GröÙe. Die Zeit der bequemsten Sichtbarkeit fällt in die Frühjahrsmonate. Mitte März steht er um Mitternacht herum, Mitte Mai schon bei Sonnenuntergang hoch im Meridian und ist demnach von Anfang März bis Mitte Mai die ganze Nacht hindurch sichtbar. In der zweiten Hälfte des Juni geht er schon

vor Mitternacht und weiterhin immer früher am Abend
nimm, so daß er in den ersten Tagen des August der
Sonne scheinbar so nahe kommt, daß er in deren Strah-
len verschwindet. In den ersten Tagen des Oktober er-
scheint Saturn wieder kurz vor Tagesanbruch am öst-
lichen Himmel. Ende November steht er um Sonnen-
aufgang herum im Meridian und ist fünf Stunden lang
vorher sichtbar, und am Ende des Jahres geht er be-
reits um Mitternacht herum auf, so daß die Dauer der
Sichtbarkeit bis dahin auf sieben Stunden anwächst. —
Dem Monde scheinbar nahe kommt Saturn zur Zeit
seiner Sichtbarkeit am 27. Januar, 23. Februar, 23. März,
19. April, 16. Mai, 12. Juni, 10. Juli, 28. Oktober,
29. November und 22. Dezember. Am 22. und 25. Oktober
kommt Saturn der Venus bis auf etwa eine Voll-
mondbreite nahe, am ersten Tage nördlich, am zweiten
Tage südlich von ihr.

Jupiter glänzt in ruhigem gelbem Licht. Die
Zeit der bequemsten Sichtbarkeit des Planeten fällt in
den Anfang des Frühjahrs. Beim Beginn des Jahres
geht er noch ziemlich spät am Abend auf, ist aber doch
wegen der langen Nächte etwa neun Stunden lang
sichtbar. Mit Beginn der letzten Februarwoche bis zum
Beginn der letzten Woche im April glänzt er die ganze
Nacht hindurch am Himmel, anfangs etwa 11½, zuletzt
noch 7½ Stunden. In der ersten Hälfte des Mai kulmi-
niert der Planet um Sonnenuntergang herum und ist
dabei von da an nur noch am westlichen Himmel, an-
fangs noch 5½ Stunden lang sichtbar. Die Dauer der
Sichtbarkeit nimmt nun aber schnell ab; Mitte Juni geht
der Planet schon um Mitternacht herum unter, und
Anfang August wird er wegen seiner scheinbaren An-
näherung an die Sonne ganz unsichtbar. In den ersten
Tagen des Oktober erscheint er wieder, zunächst auf
kurze Zeit, im Osten in der Morgendämmerung; bis zum
Ende des Jahres nimmt die Dauer der Sichtbarkeit bis
auf 6 Stunden zu. — Dem Monde scheinbar nahe kommt
Jupiter während der Zeit seiner Sichtbarkeit am
27. Januar, 23. Februar, 22. März, 18. April, 15. Mai,
12. Juni, 9. Juli, 28. Oktober, 25. November und
23. Dezember. In der Nacht vom 26. zum 27. November
näheri er sich scheinbar dem Mars bis auf ein Drittel
der Vollmondbreite.

Mars erscheint dem bloßen Auge in auffallend
rotem Lichte. Mars ist das ganze Jahr hindurch sichtbar.
Die Stellungen des Planeten sind in diesem Jahr für die
Beobachtung wenig günstig. Zu Anfang ist er noch ziem-
lich 3 Stunden des Abends am westlichen Himmel zu
sehen. Doch mit der zunehmenden Länge der Tage ver-
ringert sich diese Dauer mehr und mehr, so daß sie zu
Anfang März kaum noch 2 Stunden beträgt und der
Planet in den ersten Tagen des Mai ganz in den
Strahlen der Sonne verschwindet. Erst gegen Mitte
August erscheint der Planet wieder auf kurze Zeit in
der Morgendämmerung am nordöstlichen Horizont. Die
Dauer der Sichtbarkeit nimmt von da an um etwa eine
Stunde im Monat zu, so daß der Planet am Ende des
Jahres, wo er um Sonnenaufgang herum in seinem täg-
lichen Lauf bereits den Meridian überschritten hat, 4½
Stunden lang zu sehen ist. — In die scheinbare Nähe
des Mondes kommt Mars zur Zeit seiner Sichtbarkeit
am 13. Januar, 11. Februar, 12. März, 10. April,
31. August, 29. September, 28. Oktober, 25. November
und 23. Dezember. Am 9. Januar findet man ihn nahe
bei der Venus in einem nördlichen Abstand von einer
Vollmondbreite und noch näher bei derselben am
3. Oktober, wo der Abstand zwischen Venus und Mars
nur etwa ein Drittel der Vollmondbreite beträgt.

Venus erscheint wegen ihres blendend weißen Lich-
tes als der schönste Stern am Himmel; zur Zeit ihres
größten Glanzes kann sie, wenn man nur ihre Stellung
genau kennt, sogar bei Tage mit bloßem Auge gesehen
werden. Der Planet erscheint in den ersten Monaten des
Jahres als Abendstern. Als solcher strahlt sie um Mitte

März herum in besonders hellem Glanze. Darnach nimmt
die Dauer der Sichtbarkeit, die bis dahin 3 bis 4
Stunden am Abend währte, schnell ab. Sehr bald
erscheint er indessen wieder als Morgenstern und
erreicht als solcher seinen größten Glanz in der zweiten
Hälfte des Mai, doch ist seine Sichtbarkeit dann noch
nicht von längerer Dauer. Diese nimmt indessen noch
zu bis gegen Ende August, wo sie etwas über 3 Stunden
beträgt, um darnach bis zum Ende des Jahres all-
mählich wieder bis auf wenige Minuten abzunehmen.
— In die scheinbare Nähe des Mondes kommt Venus
am 13. Januar, 12. Februar, 13. März, 9. April, 6. Mai,
3. Juni, 2. und 31. Juli, 30. August, 29. September,
29. Oktober, 28. November und 28. Dezember.

Merkur zeichnet sich unter den Planeten durch seinen
funkelnden Glanz aus, ist indessen wegen seiner großen
Nähe bei der Sonne auch für das bewaffnete Auge
schwierig zu beobachten. Seine Sichtbarkeit dauert
immer nur kurze Zeit, weil sie in die helle Dämmerung
fällt; er kann im Jahre 1921 zu folgenden Zeiten ge-
sehen werden: im Februar abends im Wesen bis zu
¼ Stunden, von der zweiten Hälfte des Mai bis Mitte
Juni gleichfalls in der Abenddämmerung im Nordwesten
bis zu ½ Stunde, um Ende Juli herum morgens im
Nordosten etwa ¼ Stunde und im November gleichfalls
morgens fast 1 Stunde lang um Mitte des Monats am
südöstlichen Himmel. — Der schmalen Mondichel steht
der Planet zur Zeit seiner Sichtbarkeit nahe am 9. Fe-
bruar, 8. Juni, 2. August und 28. November.

Die Finsternisse des Jahres 1921.

Im Jahre 1921 haben wir zwei Sonnenfinsternisse
und zwei Mondfinsternisse zu erwarten, von denen in
Deutschland die erste Sonnenfinsternis und die zweite
Mondfinsternis sichtbar sein werden. Es werden statt-
finden:

1. Eine ringförmige Sonnenfinsternis in den
Vormittagsstunden des 8. April, beginnend um
7 Uhr 52 Min. vorm. an der Westküste Nordafrikas in
der Nähe des Kap Nirtl und endend um 12 Uhr 38 Min.
nachm. in Transbaikalien nahe dem Süden des Baik-
alsees. Die Sichtbarkeit der Finsternis im allgemeinen
erstreckt sich über nahezu die ganze nördliche Hälfte
Asiens, Europa, das nordwestliche Afrika, den nordöst-
lichen Teil des Atlantischen Ozeans, die Küste von La-
brador und die nördlichen Polargegenden. Die ring-
förmige Finsternis wird, soweit das Festland in Be-
tracht kommt, nur im nordwestlichen Teile Schottlands
und an der nördlichen Küste Norwegens zu sehen sein;
sie beginnt um 9 Uhr 24 Min. und endet um 11 Uhr
6 Min. vormittags.

2. Eine totale Mondfinsternis in den Vor-
mittagsstunden des 22. April. Sie beginnt als partielle
Finsternis um 7 Uhr 3 Min. vorm. und endet als solche
um 10 Uhr 26 Min. vorm. Die Totalität dauert von
8 Uhr 24 Min. bis 9 Uhr 5 Min. vorm. Die Finsternis
wird sichtbar sein in Nord- und Südamerika, im Atlan-
tischen und Stillen Ozean, in der südlichen Hälfte von
Grönland, in Neu-Seeland, Neu-Guinea, Australien und
den südlichen Polargegenden.

3. Eine totale Sonnenfinsternis am 1. Okto-
ber. Sie beginnt um 11 Uhr 27 Min. vorm. bei Zaique
in Chile und endet um 3 Uhr 44 Min. nachm. im süd-
lichen Eismeer als partielle Finsternis. Sie ist nur in
der südlichen Hälfte von Südamerika und in südlichen
Meeren sichtbar. Die totale Finsternis, deren Sichtbar-
keit ganz auf Meeresgebiet beschränkt bleibt, beginnt um
1 Uhr 0 Min. und endet um 2 Uhr 11 Min. nachm.

4. Eine partielle Mondfinsternis in der
Nacht vom 16. zum 17. Oktober. Sie beginnt um 10 Uhr
14 Min. abends, den 16. und endet um 1 Uhr 34 Min.
morgens, den 17. Oktober. Ihre Sichtbarkeit erstreckt sich
über Asien, den Indischen Ozean, Europa, Afrika, den
Atlantischen Ozean, Südamerika, die östliche Hälfte von
Nordamerika und die nördlichen Polargegenden.

Ein Kluger muß den Sinn auf
das Vergangene lenken,
Das Gegenwärtige tun, das
Künftige bedenken.



Aus diesem Buche
Oft wenig Gewinn;
In kleinem Spruche
Oft tiefer Sinn.

| 1921 | Protestanten | Katholiken | (L) | Notizen |
|-------|----------------|----------------|-----|---------|
| 1. W. | Besch. Christi | Besch. Christi | | |
| 1 | Neujahr | Neujahr | | |
| 2. W. | S. n. Neuj. | S. n. Neuj. | | |
| 2 | Abel, Seth | Macarius | | |
| 3 | Enoch, Daniel | Genovesa | | |
| 4 | Methusalem | Titus | | |
| 5 | Simeon | Telesphorus | | |
| 6 | Epyphanias | Hl. 3 Könige | | |
| 7 | Melchior | Lucian | | |
| 8 | Balthasar | Severinus | | |
| 3. W. | 1. n. Epiph. | 1. n. Epiph. | | |
| 9 | Kaspar | Julian | | |
| 10 | Paul. Eins. | Agathon | | |
| 11 | Erhard | Huginus | | |
| 12 | Reinhold | Arcadius | | |
| 13 | Hilarius | Gottfried | | |
| 14 | Felix | Felix | | |
| 15 | Habakuk | Maurus | | |
| 4. W. | 2. n. Epiph. | 2. n. Epiph. | | |
| 16 | Marcellus | Marcellus | | |
| 17 | Antonius | Antonius | | |
| 18 | Prisca | Petri Stuhl. | | |
| 19 | Ferdinand | Kanut | | |
| 20 | Jab. Seb. | Jab. Sebast. | | |
| 21 | Agnes | Agnes | | |
| 22 | Vincentius | Vincentius | | |
| 5. W. | Septuagesim. | Septuagesim. | | |
| 23 | Emerent. | Emerentiana | | |
| 24 | Timotheus | Timotheus | | |
| 25 | Pauli Befehr. | Pauli Befehr. | | |
| 26 | Polycarpus | Polycarpus | | |
| 27 | Joh. Chryf. | Joh. Chryf. | | |
| 28 | Karl | Karl d. Große | | |
| 29 | Samuel | Frz. v. Sales | | |
| 6. W. | Sexagesimä | Sexagesimä | | |
| 30 | Adelgunde | Martina | | |
| 31 | Valerius | Petri Nolas. | | |

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

| Datum | Sonnen- | | Mond- | | Tageslänge | Dämmerung |
|-------|------------|------------|------------|-------------|------------|-----------|
| | Aufg. | Unterg. | Aufg. | Unterg. | | |
| 4. | u. M. 8.13 | u. M. 3.57 | u. M. 8.38 | u. M. 12.50 | 7 44 | 47 |
| 12. | 8.09 | 4.08 | 9.09 | 7.59 | 7 59 | 46 |
| 20. | 8.01 | 4.21 | 1.00 | 4.02 | 8 20 | 45 |
| 28. | 7.51 | 4.36 | 11.07 | 9.29 | 8 45 | 44 |

Am 1. Januar Sonne in Erdnähe.

Werkworte.

Die Sintflut von Prinzen und Souveränen beginnt sich zu verlaufen; sie sind viel besser behandelt worden, als sie verdienten. . . Der lächerlichste und zugleich abscheulichste ist der Württemberger Tyrann, ungeheuer an Gestalt und Stolz; seine Feigheit und Völlerei — es ist unmöglich, daß dieser Mensch nicht ein solchen Charakters würdiges Ende habe. Alle diese anderen Prinzelein sind schwache Leute, sehr erstaunt, daß man soviel Umstände mit ihnen macht und ihnen ein viel ehrenvolleres Dasein zugeht, als sie durch ihr erbärmliches Betragen verdienen.

Stein aus Frankfurt a. M. an seine Frau, 27. November 1813.

Jüdische Sprichwörter.

Vom Glück zum Unglück ist ein Schritt — vom Unglück zum Glück eine ganze Strecke.

iß dich satt, bevor du Kinder kriegst.

Eine Mutter muß eine große Schürze haben, um die Fehler ihrer Kinder verdecken zu können.

Wenn der Arme ein Huhn ist, dann ist er krank oder das Huhn.

Zum Traualtar läßt man sich führen; zur Scheidung läuft man selbst.

Gäste und Fische stinken am dritten Tag.

Geistes.

Galgenhumor. „Gustl, 's nächste Mal wähl i an Liberaln oder an Sozi!“ — „Aber! Franzl, was fällt dir denn ein? A alter Christlicher wie du!“ — „I will a amal bei die Sieger sein!“

Am unrechten Ort. In München wollte ein Bauer auf die Galerie des Landtags. Die Leute riefen: „Was willst denn da heroben, du a'scherter Kammel — du a'hörst herunter hin.“

Ertausches. „Da können d' Leut' sagen was woll'n, aber 's Kaltbadn halt i firt recht ungsund!“ — „Da möcht i grad 's Gegenteil behaupt'n!“ — „Aber schau'n S', tag bin i scho 70 Jahr alt, und hab mi in mei'n Löb'n nia kalt bad't!“ — „Dös san scho sei — aber auf dös denk'n S' nôt, wia alt Sie eppa heunt scho sein kunn'tn — wann S' Gabna früher öfter kalt bad't hätt'n!“

Der vielbegehrte Winkelarzt. In St. Ruprecht an der Saalach war ein bäuerlicher Winkelarzt wegen Kurpfuscherei zu acht Tagen Arrest verurteilt worden. Der Verurteilte machte sich nichts daraus, nur sagte er ganz artig: „Herr Richter, a Gebitt hätt ih halt. Kunt ma nit mei Straßzeit a bissl verschob'n wern, af a Monat oder was.“ — Richter: „Ich möcht Ihnen doch raten, die Strafe gleich anzutreten. Dann sind Sie früher fertig. Was haben Sie denn so Nötiges zu tun, jetzt im Winter?“ — „Bissh S', Herr Richter, der Doktor, unser Spitalarzt, is krank und ih han ihn in Behandlung.“ . . .

Zart sind die Sommerblüten,
Die Tanne hart von Holz —
Im Glücke ziemt dir Demut,
Im Unglück edler Stolz.



Gemüthe still zufrieden
Den sonnig heitern Tag.
Du weißt nicht, ob hienieden
Ein gleicher kommen mag.

| 1921 | Protestanten | Katholiken | (L) |
|--------------------------|--------------|--------------------|-----|
| D 1 | Brigitte | Ignatius | |
| M 2 | Mar. Rein. | Mar. Vigtin. | |
| D 3 | Blasius | Blasius | |
| F 4 | Beronica | Andreas Cors. | |
| S 5 | Agatha | Agatha | |
| 7. B. Ostmonat | | | |
| 7. B. Ostmonat | | Quinquages. | |
| S 6 | Dorothea | Dorothea | |
| M 7 | Richard | Romuald | |
| D 8 | Fasnacht | Fasnacht | |
| M 9 | Afchermittw. | Afchermittw. | |
| D 10 | Scholastica | Scholastica | |
| F 11 | Euphrosina | Desiderius | |
| S 12 | Eulalia | Eulalia | |
| 8. B. Invokavit | | | |
| 8. B. Invokavit | | Invokavit | |
| S 13 | Benignus | Benignus | |
| M 14 | Valentinus | Valentinus | |
| D 15 | Faustinus | Faustinus | |
| M 16 | Juliana | Juliana | |
| D 17 | Constantia | Donatus | |
| F 18 | Concordia | Simeon | |
| S 19 | Sufanna | Gabinus | |
| 9. B. Reminiscere | | | |
| 9. B. Reminiscere | | Reminiscere | |
| S 20 | Eucherius | Eleutherius | |
| M 21 | Eleonora | Eleonora | |
| D 22 | P. Stuhl. | Petri Stuhl. | |
| M 23 | Reinhard | Serenus | |
| D 24 | Matthias | Matthias | |
| F 25 | Victorinus | Walpurga | |
| S 26 | Nestor | Alexander | |
| 10. B. Cruci | | | |
| 10. B. Cruci | | Cruci | |
| S 27 | Leander | Leander | |
| M 28 | Iustus | Romanus | |

Notizen

Werkworte.

Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volkes und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut teuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen; nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joch. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unseren Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr von dorthier zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus.

Goethe im Gespräch mit Juden, kurz nach der Leipziger Schlacht.

Wird jemand reich, so kommen ihm gleich seine Wände schief vor.

Sei duldsam und nachsichtig! Bedenke, daß Irrtümer in den Meinungen, so groß sie auch sein mögen, Mitleid verdienen, nicht aber Strafe und Spott.

Reichtum macht das Herz schneller hart, als kochendes Wasser ein Ei.

Das Schicksal macht nie einen König matt, ehe es ihm Schwach geboten.

Minister fallen wie Butterbrote: gewöhnlich auf die gute Seite.

Geistes.

Bayerischer Particularismus. „Wann wird hier diniert, Herr Wirt, um ein oder um zwei Uhr?“ — „Na, so verpreißt san mir noch net, — um zwelf wird Mittag gessen!“

Das Bessere. „Soll ich mich nun als Spezialist für Nasen- oder Ohrentrankeiten etablieren?“ — „Ich würde das letztere tun: Ohren hat der Mensch zwei, aber Nasen bloß eine!“

Wahre Geschichte aus Köln. Erster Junge: „Nurje muß ich bichie jonn. Ru weiß ich noch jar ling Sünd. Wat soll ich dem Kappelaan nu verzälle?“ — Zweiter Junge: „Dat is sehr einfach. Paß op, dat maach ich immer ä su: Am Daag dörber, da kläue (stehle) ich minger Mutter ne Frosche. Dann han ich en Sünd un noch ne Frosche dozo!“

Beim Arzt. „Was? Honorar wollens für die Behandlung meiner Seligen? Haben Sie denn meine Frau gesund gemacht?“ — „Nein.“ — „Haben Sie's denn umgebracht?“ — „Unsin!“ — „Na, also! Wofür wollens denn nachher a Honorar haben?“

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

| Datum | Sonnens- | | Mond- | | Tageslänge | Dämmerung |
|-------|----------|---------|-------|---------|------------|-----------|
| | Aufg. | Unterg. | Aufg. | Unterg. | | |
| | u. M. | u. M. | u. M. | u. M. | Std. M. | Min. |
| 4. | 7.40 | 4.49 | 5.07 | 1.46 | 9 09 | 42 |
| 12. | 7.25 | 5.04 | 8.44 | 10.18 | 9 39 | 42 |
| 20. | 7.09 | 5.20 | 3.17 | 5.26 | 10 11 | 40 |
| 28. | 6.52 | 5.34 | 12.16 | 9.28 | 10 42 | 40 |

Alle vier Jahre erfolgt ein Schaltjahr, erstmals wieder im Jahre 1924, in dem der Monat Februar einen Tag mehr als in den Gemeinjahren zählt.

Man würze, wie man will,
mit Widerspruch die Rede
Wird Würze nur nicht Kost u.
Widerspruch nicht Fehde.



Wenn ein Gedanke, den die
Menschheit ehrt,
Den Sieg errang, so war's
der Mühe wert.

| 1921 | Protestanten | Katholiken | (L) |
|-------------------------|---------------|---------------|-----|
| D 1 | Albinus | Albinus | ☞ |
| M 2 | Luise | Simplicius | ☞ |
| D 3 | Kunigunde | Kunigunde | ☞ |
| F 4 | Adrianus | Adrianus | ☞ |
| S 5 | Friedrich | Friedrich | ☞ |
| 11. W. Vätäre | | | |
| S 6 | Fridolin | Viktor | ☞ |
| M 7 | Felicitas | Thomas v. Na. | ☞ |
| D 8 | Philemon | Joh. de Deo | ☞ |
| M 9 | Franziska | Franziska | ☞ |
| D 10 | Henriette | 40 Märtyrer | ☞ |
| F 11 | Kosina | Eulogius | ☞ |
| S 12 | Gregor | Gregor d. Gr. | ☞ |
| 12. W. Judica | | | |
| S 13 | Ernst | Euphrosina | ☞ |
| M 14 | Zacharias | Mathilde | ☞ |
| D 15 | Isabella | Isabella | ☞ |
| M 16 | Cyriacus | Heribert | ☞ |
| D 17 | Gertrud | Gertrud | ☞ |
| F 18 | Alexander | Cyrillus | ☞ |
| S 19 | Joseph | Joseph | ☞ |
| 13. W. Palmarum | | | |
| S 20 | Hubert | Joachim | ☞ |
| M 21 | Benedictus | Benedictus | ☞ |
| D 22 | Rastmir | Ottavian | ☞ |
| M 23 | Eberhard | Otto | ☞ |
| D 24 | Gründonn. | Gründonn. | ☞ |
| F 25 | Karfreitag | Karfreitag | ☞ |
| S 26 | Emanuel | Ludgerus | ☞ |
| 14. W. Osterfest | | | |
| S 27 | Oster Sonntag | Oster Sonntag | ☞ |
| M 28 | Ostermontag | Ostermontag | ☞ |
| D 29 | Eustafius | Eustafius | ☞ |
| M 30 | Quido | Quirinus | ☞ |
| D 31 | Philippine | Balbina | ☞ |

Notizen

Wortworte.

Auch das hat die fürchterliche französische Revolution, die wir jetzt unsere, die europäische Revolution nennen müssen, uns besser als das Sonnenlicht gezeigt, daß der alte Zustand Europas vergangen war und vergangen ist, daß wir in den Vorbalken einer neuen Zeit stehen.

Alle Staaten, auch die noch keine Demokratien sind, werden von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr demokratisiert werden.

Arndt, Ueber künftige händische Verfassungen in Deutschland. (1814.)

Verwirrung und Bosheit ist bei denen, deren kleinem Sinn und kleinem Mut die Zeit und ihre Gewalt zu mächtig ist. Diese schreien: Weg mit eurer neuen Deutschland, mit eurer Deutschheit, eurer Landwehr, mit eurer Pressefreiheit und euren Verfassungen! Zurück, zurück, damit wir die Frömmigkeit, den Gehorsam, die Ruhe und das Glück der guten, alten Zeit wiederbekommen. Sie meinen die schlechte Zeit von 1580—1790, die schlechteste Zeit, welche Deutschland je gehabt hat: sie meinen die Bequemlichkeit und Faulheit, Gleichgültigkeit gegen Volk und Vaterland und gegen alle politischen Dinge, blinden Gehorsam unter dem Sock, Fronpflichtigkeit, Leibeigenschaft, Kantonwesen und andere Sauberheiten. Diese Art kennt man daran, daß sie immer flage: Diese Zeit rasonniere zu viel.

Aber sollten die Finsierlinge und Anfläger und Besenzer der Zeit siegen und uns durch Rede und Schrift überwältigen, sollen die Schergen der Dummheit und Faulheit deutsche Menschen zu stummen und händischen Knechten machen . . . dann hätten Gott und Schicksal in den letzten Jahren ein fürchtbar ironisches Spiel mit uns gespielt, eine Tragikomödie, wie sie die Geschichte nicht kennt.

Arndt, Geist der Zeit IV, 1818.

Weiteres.

Der berühmte Arzt Heim wurde einst von einem trägen und dem Wohlleben ergebener Reichen gefragt: „Welches ist das beste Mittel gegen die Gicht, Herr Doktor?“ — „Das will ich Ihnen sagen“, entgegnete Heim, „wenn man täglich mit acht Groschen auskommt und sie selbst verdient!“

Gemüthliche Auffassung. Mann: „Ungehört, da läufst man mit zerrissener Hose und Weste hier im Hause herum und hat drei erwachsene Töchter!“ — Gattin: „Rege dich doch nicht auf; vor den Mädels brauchst du dich nicht zu genieren!“

In der deutschen Stunde wird Moritz Ekan, der Sohn eines vor kurzem aus Posen nach Berlin verzogenen Handelsmannes, gefragt, wieviel „Artikel“ es gebe. — „Es gibt zwei Artikel“, antwortete der Junge. — „Nur zwei, Moritz? Dente mal nach!“ — Moritz denkt nach, bleibt aber dabei. — „Hast du das so gelernt in Posen?“ — „Gelernt hab' ich's nich, aber mein Vater hat's gesagt?“ — „Dein Vater? Was hat er denn gesagt?“ — „Mein Vater hat gesagt: es gibt nur zwei Artikel, hat er gesagt, Artikel, was gut gebn und Artikel, was nich gut gebn . . .“

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

| Datum | Sonnen- | | Mond- | | Tages- länge | Dämme- rung |
|-------|------------|------------|------------|-------------|-----------------|----------------|
| | Aufg. | Unterg. | Aufg. | Unterg. | | |
| 4. | u. M. 6.43 | u. M. 5.42 | u. M. 3.44 | u. M. 12.36 | Std. M. 10 59 | Min. 39 |
| 12. | 6.25 | 5.56 | 7.15 | 9.18 | 11 31 | 39 |
| 20. | 6.06 | 6.11 | 2.14 | 8.58 | 12 05 | 39 |
| 28. | 5.47 | 6.25 | — | 8.02 | 12 38 | 40 |

Am 21. März Frühlingsanfang; Tag und Nacht gleich.

Laß das Jagen, laß das Klagen,
Wandre mutig deine Bahn;
Such das Höchste kühn zu wagen,
Steige rüstig berghin an.



Wer nimmer was vollbringt
und dennoch viel fängt an,
Ist in Gedanken reich, im
Werk ein armer Mann.

| 1921 | Protestanten | Katholiken | (L) | Notizen |
|---------------------------|--------------|---------------|-----|---------|
| F 1 | Theodora | Hugo | A | |
| S 2 | Theodosia | Frz. v. Paula | A | |
| 15. W. Quasimodog. | | | | |
| S 3 | Christian | Richard | A | |
| M 4 | Ambrosius | Isidorus | A | |
| D 5 | Maximus | Vinc. Ferrer | A | |
| M 6 | Sixtus | Cölestinus | A | |
| D 7 | Cölestin | Hermann | A | |
| F 8 | Heilmann | Albert | A | |
| S 9 | Vogislaus | Mar. Cleoph. | A | |
| 16. W. Mis. Dom. | | | | |
| S 10 | Daniel | Ezechiel | A | |
| M 11 | Hermann | Leo d. Große | A | |
| D 12 | Julius | Julius | A | |
| M 13 | Justinus | Hermenegild | A | |
| D 14 | Tiburtius | Tiburtius | A | |
| F 15 | Olympiad. | Anastasia | A | |
| S 16 | Carisus | Drogo | A | |
| 17. W. Jubilate | | | | |
| S 17 | Rudolf | Anicetus | A | |
| M 18 | Florentin | Eleutherius | A | |
| D 19 | Hermogenes | Berner | A | |
| M 20 | Sulpitius | Victor | A | |
| D 21 | Adolf | Anselmus | A | |
| F 22 | Lothar | Soter u. Caj. | A | |
| S 23 | Georg | Georg | A | |
| 18. W. Cantate | | | | |
| S 24 | Albert | Adalbert | A | |
| M 25 | Marcus Ev. | Marcus Ev. | A | |
| D 26 | Cletus | Cletus | A | |
| M 27 | Anastafus | Anastafus | A | |
| D 28 | Therese | Vitalis | A | |
| F 29 | Sibylla | Petrus M. | A | |
| S 30 | Josua | Kathar. v. S. | A | |

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

| Datum | Sonnen- | | Mond- | | Tages- länge | Dämme- rung |
|-------|---------|---------|-------|---------|-----------------|----------------|
| | Aufg. | Unterg. | Aufg. | Unterg. | | |
| | u. M. | u. M. | u. M. | u. M. | Std. M. | Min. |
| 4. | 5.31 | 6.37 | 3.44 | 2.32 | 13 | 06 |
| 12. | 5.12 | 6.51 | 7.39 | 11.38 | 13 | 39 |
| 20. | 4.55 | 7.05 | 5.08 | 3.54 | 14 | 10 |
| 28. | 4.38 | 7.18 | 12.15 | 9.12 | 14 | 40 |

Am 8. April sichtbare Sonnenfinsternis.

Die Ausweisung Schleiermachers.

Am 14. Juli 1813 veröffentlichte der Berliner Professor, Prediger und Patriot in dem von ihm redigierten „Preussischen Korrespondenten“ einen harmlosen Artikel zum Prager Friedenskongreß, in dem er, sehr vorsichtig, den Gedanken erörterte, daß nur durch die Fortsetzung des Krieges, nicht durch „die Willkür sich durchkreuzender diplomatischer Verhandlungen“ der „Grund zu einer künftigen Form“ Deutschlands gelegt werden könnte. Darauf erließ Friedrich Wilhelm III., aus Charlottenburg, am 17. Juli 1813 folgende Kabinettsordre an Hardenberg:

„Aus der Anlage werden Sie ersehen, wie der Professor Schleiermacher gehändigermaßen einen höchst anstößigen Artikel über die politische Lage des Staates in dem Preussischen Korrespondenten vom 14. d. S. Mis. hat einreichen lassen. Der Zensur wird dafür zur Verantwortung gezogen werden, daß er diesem Aussage das Inprimatur erteilt hat. Dieses verringert aber die Schuld des etc. Schleiermacher nicht, der schon bei mehreren Gelegenheiten eine Tendenz gezeigt hat, die Ich durchaus nicht gestatten kann. Ich trage Ihnen auf, demselben in meinem Namen seine Dienstentlassung anzukündigen und ihm anzudeuten, binnen 48 Stunden Berlin zu verlassen und sich über Schwedisch-Pommern ins Ausland zu begeben, mache Sie auch verantwortlich dafür, daß dieser Befehl pünktlich zur Ausführung gebracht wird.“ Friedrich Wilhelm.

Hardenberg gelang es, die wütende Majestät ein wenig zu sänftigen. Schleiermacher wurde nur vor den Kultusminister zitiert und grob abgefanzelt. Er wurde polizeilich überwacht und unerhört durch die Zensur schikaniert. Als er sich beschwerte, verflagte ihn der Berliner Polizeipräsident le Coque bei Hardenberg, und der schreibt an Schleiermacher: „Sie scheinen ganz zu vergessen, daß sie dem Staatsrat le Coque Achtung schuldig sind, und daß es Ihnen in keiner Hinsicht gebührt, sich seinen Verfügungen zu widersetzen. Se. königl. Majestät erwarten von den gebildeten Klassen der Nation, daß sie das Beispiel einer billigen Fügung in die geschickten Vorschriften geben.“

Weiteres.

Letzter Wunsch. Richter: „Sie sind dreimal zum Tode und außerdem zu fünfzehn Jahre Zuchthaus verurteilt worden. Haben Sie noch einen Wunsch?“ — Angeklagter: „Recht schön bitten möchte ich halt, daß ich könnt erst die fünfzehn Jahre absitzen!“

Vertrauensfelig. Richter: „Es handelt sich hier um vierundzwanzig Diebstähle, die Sie begangen haben sollen; und zwar . . .“ (will den Leschluß vorlesen). — Angeklagter (gutmütig): „Bemühen Sie sich nicht, Herr Richter, es wird schon stimmen!“

Abgeblickt. Stubenmädchen: „Wünschen Sie morgen früh geweckt zu werden?“ — Hotelgast: „Zawohl schönes Kind und zwar am liebsten mit einem Kuß!“ — „Sehr wohl, mein Herr — ich werde es dem Hausknecht sagen!“

Die Ehr' ist nur ein unsichtbares Wesen, Und oft besitzt sie der, der sie nicht hat.



Die wahre Tugend ist, daß Jeder jede Frist Das tüchtig tut, wozu er taugt und tüchtig ist.

| 1921 | Protestanten | Katholiken | (2) |
|--------|----------------|----------------|-----|
| 19. W. | Rogate | Rogate | |
| S 1 | Phil. Jacobus | Phil. Jacob. | A |
| M 2 | Sigismund | Athanasius | B |
| D 3 | + Erfindg. | + Erfindung | C |
| M 4 | Florian | Monica | D |
| D 5 | Himmelfahrt | Himmelfahrt | E |
| F 6 | Dietrich | Joh. v. d. Pf. | F |
| S 7 | Gottfried | Stanislaus | G |
| 20. W. | Grandi | Grandi | |
| S 8 | Stanislaus | Mich. Ersch. | H |
| M 9 | Job | Gregor Naz. | I |
| D 10 | Gordian | Antoninus | J |
| M 11 | Mamertus | Mamertus | K |
| D 12 | Pankratius | Pankratius | L |
| F 13 | Servatius | Servatius | M |
| S 14 | Christian | Bonifacius | N |
| 21. W. | Pfingstfest | Pfingstfest | |
| S 15 | Pfingstsonnt. | Pfingstsonnt. | O |
| M 16 | Pfingstmont. | Pfingstmont. | P |
| D 17 | Jodocus | Ubalduß | Q |
| M 18 | Quatember | Quatember | R |
| D 19 | Potentiana | Petr. Cölestin | S |
| F 20 | Franziska | Bernardin | T |
| S 21 | Prudens | Felix | U |
| 22. W. | Trinitatis | Fest d. h. Tr. | |
| S 22 | Helena | Helena | V |
| M 23 | Desiderius | Desiderius | W |
| D 24 | Esther | Johanna | X |
| M 25 | Urban | Urban | Y |
| D 26 | Fronleichn. | Fronleichn. | Z |
| F 27 | Ludolph | Veda | AA |
| S 28 | Wilhelm | Wilhelm | AB |
| 23. W. | 1. S. n. Trin. | 2. S. n. Pf. | |
| S 29 | Maximil. | Maximin | AC |
| M 30 | Wigand | Ferdinand | AD |
| D 31 | Petronilla | Petronilla | AE |

Notizen

Ein Steckbrief.

Vor 71 Jahren wurde folgender Steckbrief erlassen:

„Der unten etwas näher bezeichnete königliche Kapellmeister Richard Wagner von hier ist wegen wesentlicher Teilnahme an der in dieser Stadt stattgefundenen aufrührerischen Bewegung zur Untersuchung zu ziehen, zur Zeit aber nicht zu erlangen gewesen.“

Es werden daher alle Polizeibehörden auf denselben aufmerksam gemacht und ersucht, Wagner im Betretungsfalle zu verhaften und davon uns schleunigst Nachricht zu erteilen.

Dresden, am 16. Mai 1849.

Die Stadt-Polizei-Deputation,
v. Opyel.

Wagner ist 37 bis 38 Jahre alt, mittlerer Statur, hat braunes Haar, freie Stirn; Augenbrauen: braun; Augen: graublau; Nase und Mund: proportioniert; Kinn: rund und trägt eine Brille (!). Besondere Kennzeichen: in der Bewegung wie im Sprechen rasch und schnell. Kleidung: Oberrock von dunkelgrünem Buckskin, Beinkleider von schwarzem Tuche, Weste von Sammet, seidenes Halstuch, ordinärer Filzhut und Stiefel.“

Wie weit man doch die Höflichkeit treiben kann: In einem europäischen Staat gingen die Bürger zum König und fragten untertänigst: „Gestatten Eure, daß wir Revolution machen?“

Weiteres.

Im Wirtshaus. „Wißt Ihr, Bürgermeister, ich meine, wir lassen über die Affäre Gras wachsen!“ — „Es mir aa recht; aber vorher tun mir's no' begiehn!“

Stimmt. Gymnasialschüler (seine schlechte Zeitur betrachtend): „Wie unrecht hat doch der Schüler in Goethes „Faust“ gehabt, wenn er gesagt hat: „Denn was man schwarz auf weiß besieht, kann man getrost nach Hause tragen!“

Reservierte Auskunft. „Wie ist denn euer Doktor hier im Dorf?“ — „No, die wo net viel krank sein, lob'n ihn recht!“

Richter: „Erzählen Sie mal, wie die Kauferei ihren Anfang genommen hat!“ — Angeklagter: „Ja, Herr Richter, das war eigentlich die Fortsetzung vom vorhergehenden Sonntag!“

Notifiziert. „Sie bewerben sich um den Aufseherposten; wie wollen Sie sich qualifizieren?“ — „Mir ist halt das Zuschauen bei der Arbeit das Liebste!“

Falsch aufgefäßt. Schneider (zum Lehrlingen, den er mit einem Mahndriefe zu einem säumigen Kunden geschickt): „Na, war's ihm wohl recht unangenehm, daß du kamst?“ — Lehrling: „Im Gegenteile — er sagte, ich soll wiederkommen.“

Ganz der Vater. „Das ist aber ein braves Kind, das Sie da haben!“ — Frau: „Und ob döß brav is! Ganz der Vater! Dem haben's jedesmal, wenn er a'essen is, a paar Monat nach-a'lassen wegen guter Führung.“

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

| Datum | Sonnens- | | Mond- | | Tageslänge | Dämmerung |
|-------|----------|---------|-------|---------|------------|-----------|
| | Aufg. | Unterg. | Aufg. | Unterg. | | |
| | u. M. | u. M. | u. M. | u. M. | Std. M. | Min. |
| 4. | 4.26 | 7.19 | 2 55 | 3 36 | 15 | 48 |
| 12. | 4.12 | 7.52 | 3 36 | 12 — | 15 | 49 |
| 20. | 4. — | 7.54 | 6 31 | 3 20 | 15 | 51 |
| 28. | 3 50 | 8.05 | — | 10 03 | 16 | 54 |

Der fertig ist, dem ist nichts
recht zu machen,
Ein Verdender wird immer
danfbar sein.



Auf's Glück sich hoffend
stehen,
Das ist ein schweres Stück,
Des Zufalls klug Benützen
Gibt oft Ersatz für's Glück.

| 1921 | Protestanten | Katholiken | () | Notizen |
|---|----------------|----------------|-----|---------|
| M 1 | Nilomedes | Juventinus | ☞ | |
| D 2 | Marquard | Erasmus | ☞ | |
| F 3 | Erasmus | Clothilde | ☞ | |
| S 4 | Ulrike | Quirinus | ☞ | |
| 24. W. 2. S. n. Zr. 3. S. n. Wf. | | | | |
| S 5 | Bonifacius | Bonifacius | ☞ | |
| M 6 | Benignus | Norbertus | ☞ | |
| D 7 | Lucretia | Robert | ☞ | |
| M 8 | Medardus | Medardus | ☞ | |
| D 9 | Barnim | Felicianus | ☞ | |
| F 10 | Cnuphrius | Margaretha | ☞ | |
| S 11 | Barnabas | Barnabas | ☞ | |
| 25. W. 3. S. n. Zr. 4. S. n. Wf. | | | | |
| S 12 | Claudina | Basilides | ☞ | |
| M 13 | Lobias | Anton v. Pad. | ☞ | |
| D 14 | Modestus | Basilius | ☞ | |
| M 15 | Eduard | Bitus | ☞ | |
| D 16 | Justina | Benno | ☞ | |
| F 17 | Boltmar | Adolph | ☞ | |
| S 18 | Paulina | Marcus u. M. | ☞ | |
| 26. W. 4. S. n. Zr. 5. S. n. Wf. | | | | |
| S 19 | Gerv. u. Prot. | Gerv. u. Prot. | ☞ | |
| M 20 | Raphael | Silverius | ☞ | |
| D 21 | Jacobina | Mloysius | ☞ | |
| M 22 | Uchatius | Paulinus | ☞ | |
| D 23 | Basilius | Edeltraud | ☞ | |
| F 24 | Joh. d. Tauf. | Joh. d. Tauf. | ☞ | |
| S 25 | Elogius | Prosper | ☞ | |
| 27. W. 5. S. n. Zr. 6. S. n. Wf. | | | | |
| S 26 | Jeremias | Joh. u. Paul | ☞ | |
| M 27 | Siebenschl. | Ladislauß | ☞ | |
| D 28 | Leo | Leo II., Papst | ☞ | |
| M 29 | Peter u. Paul | Peter u. Paul | ☞ | |
| D 30 | Pauli Ged. | Pauli Ged. | ☞ | |

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

| Datum | Sonnens- | | Mond- | | Tages- länge | Dämme- rung |
|-------|----------|---------|-------|---------|-----------------|----------------|
| | Aufg. | Unterg. | Aufg. | Unterg. | | |
| 4. | u. M. | u. M. | u. M. | u. M. | Std. M. | Mn. |
| | 8.43 | 8.13 | 2.44 | 6 — | 16 30 | 55 |
| 12. | 8.39 | 8.20 | 11.28 | — | 16 41 | 57 |
| 20. | 8.39 | 8.24 | 8.08 | 3.59 | 16 45 | 58 |
| 28. | 8.41 | 8.24 | 11.48 | 12.09 | 16 43 | 59 |

Merkworte.

Ein herrlich Ding ist der Heldentod für eine große Sache! Alle Achtung und Ehre den Helden, die Blut und Leben ihrer Ueberzeugung jurchtlos, ohne Zaudern, opferten! Aber das glaube ich: Das Opfer eines ganzen kampfreichen Lebens ist ein größer Ding als jolch ein Heldentod.

Arbeiten Tag für Tag, ohne Raft, ohne Ruh; einen Pfad wandern, dessen Ende man nicht fteht; mit fterem Tropfen den Stein höhlen, der fich menfchliche Gleichgültigkeit nennt; der Gegenftand von Verfolgung fein; Gefinnungsgenoffen gewinnen Mann bei Mann, Streiter um Streiter, und fie dann fefthalten, einig organifirt, difzipliniert; fein Ohr nicht leiden den Zutrigen und Verleumdungen; fähig fein, fich fernzubalten von all der menfchlichen Kleinigkeit und Nichtigkeit, die in unfer Herz, Neid, Haß, Langeweile träufeln könnten; ohne Ruh, ohne Raft leben im Dunkel der Unberühmtheit, der großen Maffe, und dann geräufchlos fterben — im Hofpital vielleicht — vergeffen, begraben vor'm Tode — dies alles vollbringen und all das ertragen, ohne den Mut zu verlieren, ohne lau und läffig zu werden im Kampfe, aber leben für ein folches Ideal — das, glaube ich, ift größer, erhabener, fchöner als ein geräufchvoller Heldentod.

Und fo man mir fagt, einer fei geftorben oder fei fähig zu fterben für die Arbeiterbewegung, fo neige ich mein Haupt in Achtung vor denen, die den Mut und die fitiliche Kraft haben, zu leben für unfer Sache.

E. Mille.

Wenn ein großes Schickfal zugrunde richtet, ift klein, wenn ein kleines vernichtet, der kann groß fein.

Getieres.

Verrechnet. „Was haft du da an den Fingern zu zählen?“ fährt ein Schuhmacher feinen Lehrling an. — „Id zähle, wie viel böfe Weiber im Hause find.“ — „Nun, wieviel find es?“ — „Mit der Frau Meeftern find's fieben.“ (Der Meifter greift ftillfchweigend nach dem Ankerriemen.) — „Ne, ne!“ fchreit der Junge, „id habe mir ver-zählt, ohne die Frau Meeftern find's fchefe!“

Schlaffertig. „Ein Mittel gegen Schlaf-lofigkeit foll ich Ihnen nennen . . . tüchtig ar-beiten!“ — „Nein, ich meine eines, das Sie felbft erprobt haben!“

Ersatz. „Genügt denn Ihr geringes Gehalt zur Ernährung Ihrer Familie?“ — „Das eigentlich nicht! Aber meine Frau hält über un-ferre fchlechten Gehaltsverhältnisse Vorträge, und verdient damit den Reft, den wir brauchen.“

Der kleine Nationalökonom. Lehrer: „Wenn die Ausgaben die Einnahmen überfteigen, wie nennt man das?“ — Karl: „Eine Sauwiri-fchaft, Herr Lehrer.“

Ein richtiger Einwand. Verteidiger: „Der Strafantrag ift zu hoch gegriffen, übrigens ift der Ange-lagte fo fchwächlich, daß er fchwerlich eine lebenslängliche Zucht-haus-ftrafe aushalten dürfte.“

Nicht immer am besten erfahren ist,
 Wer am ältesten an Jahren ist —
 Und wer am meisten gelitten hat,
 Nicht immer die besten Sitten hat!



Denn Ehr' und Reichthum treibt und bläht,
 Hat mancherlei Gefahren,
 Und Vielen hat's das Herz verdreht
 Die weiland wacker waren.

| 1921 | Protestanten | Katholiken | () | Notizen |
|--------|---------------|---------------|-----|---------|
| F 1 | Theobald | Theobald | ☞ | |
| S 2 | Maria Heimf. | Mar. Heimf. | ☞ | |
| 28. W. | 6. S. n. Zr. | 7. S. n. Pf. | | |
| S 3 | Kornelius | Hyacinth | ☞ | |
| M 4 | Ulrich | Ulrich | ☞ | |
| D 5 | Anselmus | Numerianus | ☞ | |
| M 6 | Jesaias | Jesaias | ☞ | |
| D 7 | Demetrius | Billibald | ☞ | |
| F 8 | Kilian | Kilian | ☞ | |
| S 9 | Cyrius | Cyrius | ☞ | |
| 29. W. | 7. S. n. Zr. | 8. S. n. Pf. | | |
| S 10 | Sieben Brüd. | Sieben Brüd. | ☞ | |
| M 11 | Pius | Pius | ☞ | |
| D 12 | Heinrich | Joh. Gualbert | ☞ | |
| M 13 | Margaretha | Margaretha | ☞ | |
| D 14 | Bonaventura | Bonaventura | ☞ | |
| F 15 | Apostel Teil. | Apostel Teil. | ☞ | |
| S 16 | Walter | Mar. v. Berge | ☞ | |
| 30. W. | 8. S. n. Zr. | 9. S. n. Pf. | | |
| S 17 | Alexius | Alexius | ☞ | |
| M 18 | Karolina | Friedericus | ☞ | |
| D 19 | Ruth | Vin. v. Paula | ☞ | |
| M 20 | Elias | Elias | ☞ | |
| D 21 | Daniel | Praxedes | ☞ | |
| F 22 | Maria Magd. | Maria Magd. | ☞ | |
| S 23 | Albertina | Apollinaris | ☞ | |
| 31. W. | 9. S. n. Zr. | 10. S. n. Pf. | | |
| S 24 | Christine | Christine | ☞ | |
| M 25 | Jakobus | Jakobus | ☞ | |
| D 26 | Anna | Anna | ☞ | |
| M 27 | Berthold | Pantaleon | ☞ | |
| D 28 | Innocenz | Innocenz | ☞ | |
| F 29 | Martha | Martha | ☞ | |
| S 30 | Beatrix | Abdon | ☞ | |
| 32. W. | 10. S. n. Zr. | 11. S. n. Pf. | | |
| S 31 | Germanus | Ignaz Loyola | ☞ | |

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

| Datum | Sonnen- | | Mond- | | Tageslänge | Dämmerung |
|-------|------------|------------|------------|------------|---------------|-----------|
| | Aufg. | Unterg. | Aufg. | Unterg. | | |
| 4. | u. M. 8.45 | u. M. 8.22 | u. M. 2.52 | u. M. 6.56 | Std. M. 16 37 | Min. 56 |
| 12. | 8.53 | 8.17 | 12.59 | 11 29 | 16 24 | 55 |
| 20. | 4.08 | 8.08 | 7.56 | 4.40 | 16 05 | 53 |
| 28. | 4.14 | 7.57 | 11.14 | 1.18 | 15 43 | 50 |

Am 4. Juli Sonne in Erdferne.

Wortworte.
 Wenn die Revolution von 1789 die Revolution des Tierschat, des dritten Standes war, so ist es diesmal der vierte Stand, der 1789 noch in den Faltten des dritten Standes verborgen war und mit ihm zusammenzufallen schien, welcher jetzt sein Prinzip zum herrschenden Prinzip der Gesellschaft erheben und alle ihre Einrichtungen mit demselben durchdringen will. Aber hier bei der Herrschaft des vierten Standes findet sofort der immense Unterschied statt, daß der vierte Stand der letzte und äußerste, der enterbte Stand der Gesellschaft ist, welcher keine ausschließende Bedingung weder rechtlicher noch tatsächlicher Art, weder Adel noch Grundbesitz, noch Kapitalbesitz, mehr aufstellt und aufstellen kann, die er als neues Privilegium gestalten und durch die Einrichtungen der Gesellschaft hindurchführen könnte. Dieser vierte Stand, in dessen Herzalten daher kein Keim einer neuen Bevorrechtung mehr enthalten ist, ist eben deshalb gleichbedeutend mit dem ganzen Menschengeschlecht. Seine Sache ist daher in Wahrheit die Sache der gesamten Menschheit. Seine Freiheit ist die Freiheit der Menschheit selbst. Seine Herrschaft ist die Herrschaft aller.

Das gute Einverständnis zwischen den beiden großen Kulturvölkern, Deutschen und Franzosen, — das ist der Punkt, von welchem alle politische Freiheit, aller zivilisatorische Fortschritt in Europa, alle Vermehrung und Verwirklichung der geistigen Ideenmasse, kurz alle demokratische Entwicklung und somit alle Kulturentwicklung überhaupt unwiderprüflich abhängt! An diesem Punkt hängt nicht nur das Schicksal einer bestimmten Nation — es ist die Lebensfrage der gesamten europäischen Demokratie!

Ferdinand Lassalle.

Weiteres.

Der Wasserseind. „Singen wir doch einmal das schöne Lied: „Am Brunnen vor dem Tore!“ — „Ach, hört mir doch auf mit diesen Abstinenzliedern!“

Abgeblüht. Reisender: „Herr Prinzipal, dürfte ich mir die Freiheit nehmen, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter anzubalten?“ — Chef: „Hören Sie mal, Herr Pfefferkorn, ich habe Sie doch als Geschäftsreisenden engagiert und nicht als Hochzeitsreisenden!“

Botschaft. Wirt: „Die letzte Weinernte ist uns leider zu Wasser geworden.“ — Fremder (das Weinglas absetzend): „Ja, das schmeckt man.“

Klein Willi: „Sag doch, Papa, was ist ein Diplomat?“ — Papa: „Ein Diplomat, mein Sohn, ist eine Person, die beweisen kann, daß ein Mensch ein Lügner ist, ohne ihn einen solchen zu heißen.“

Mißverständnis. Frau (zur Köchin, als sie schon wieder einen neuen Soldaten bei ihr bemerkt): „Wenn das mit Ihnen so fort geht, dann kündige ich Ihnen zum Fünfzehnten!“ — Köchin: „Aber, gnädige Frau, das ist doch erst mein — neunter!“

Verlasse dich auf dich allein
Und niemals auf die andern;
Denn du wirst immer bei
dir sein,
Indes die Freunde wandern.



Eines scheidt sich nicht für
Alle!
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht
falle.

| 1921 | Protestanten | Katholiken | () | Notizen |
|---------------|----------------------|----------------------|-----|---------|
| M 1 | Petri Kettenf. | Petri Kettenf. | ☩ | |
| D 2 | Gustav | Portiuncula | ☩ | |
| M 3 | August | Stephan Erf. | ☩ | |
| D 4 | Perpetua | Dominicus | ☩ | |
| F 5 | Dominicus | Maria Schnee | ☩ | |
| S 6 | Verfl. Chr. | Verfl. Christi | ☩ | |
| 33. B. | 11. E. n. Zr. | 12. E. n. Pf. | | |
| S 7 | Donatus | Kajetanus | ☩ | |
| M 8 | Ladislaus | Cyriacus | ☩ | |
| D 9 | Romanus | Romanus | ☩ | |
| M 10 | Laurentius | Laurentius | ☩ | |
| D 11 | Titus | Tiburtius | ☩ | |
| F 12 | Klara | Klara | ☩ | |
| S 13 | Hildebrand | Hippolytus | ☩ | |
| 34. B. | 12. E. n. Zr. | 13. E. n. Pf. | | |
| S 14 | Eusebius | Eusebius | ☩ | |
| M 15 | Maria Himsf. | Maria Himsf. | ☩ | |
| D 16 | Isaak | Nichus | ☩ | |
| M 17 | Bertram | Liberatus | ☩ | |
| D 18 | Emilia | Helena | ☩ | |
| F 19 | Sebald | Sebald | ☩ | |
| S 20 | Bernhard | Bernhard | ☩ | |
| 35. B. | 13. E. n. Zr. | 14. E. n. Pf. | | |
| S 21 | Anastafus | Anastafus | ☩ | |
| M 22 | Oswald | Timotheus | ☩ | |
| D 23 | Zachäus | Philipp Benit. | ☩ | |
| M 24 | Bartholom. | Bartholom. | ☩ | |
| D 25 | Ludwig | Ludwig | ☩ | |
| F 26 | Frenäus | Zephyrinus | ☩ | |
| S 27 | Gebhard | Rufus | ☩ | |
| 36. B. | 14. E. n. Zr. | 15. E. n. Pf. | | |
| S 28 | Augustinus | Augustinus | ☩ | |
| M 29 | Joh. Enth. | Joh. Enth. | ☩ | |
| D 30 | Benjamin | Rosa | ☩ | |
| M 31 | Rebecka | Raimund | ☩ | |

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

| Datum | Sonnen- | | Mond- | | Tages- länge | Dämme- rung |
|-------|---------|---------|-------|---------|-----------------|----------------|
| | Aufg. | Unterg. | Aufg. | Unterg. | | |
| | u. M. | u. M. | u. M. | u. M. | Std. M. | Min. |
| 4. | 4.25 | 7.46 | 5.21 | 7.39 | 15 | 21 |
| 12. | 4.38 | 7.20 | 3.10 | 11.55 | 14 | 52 |
| 20. | 4.51 | 7.14 | 7.38 | 6.44 | 14 | 28 |
| 28. | 5.05 | 6.57 | — | 3.21 | 13 | 52 |

Merkwürdige.

Wenn wir für die hereinbrechende Umwälzung der heutigen Verteilungsweise der Arbeitsergebnisse samt ihren schreienden Gegenständen von Elend und Leppigkeit, Hungersnot und Schwelgerei keine bessere Sicherheit hätten als das Bewußtsein, daß diese Verteilungsweise ungerecht ist, und daß das Recht doch endlich einmal siegen muß, so wären wir übel dran und könnten lange warten. Die mittelalterlichen Abstiter, die vom nahenden tausendjährigen Reich träumten, hatten schon das Bewußtsein von der Ungerechtigkeit der Klassen-gegenstände. An der Schwelle der neueren Geschichte, vor dreihundertfünfzig Jahren, ruft Thomas Münzer es laut in die Welt hinaus. In der englischen, in der französischen bürgerlichen Revolution ertönt derselbe Ruf und — verhallt. Und wenn jetzt derselbe Ruf nach Abschaffung der Klassen-gegenstände und Klassenunterschiede, der bis 1830 die arbeitenden und leidenden Massen taft ließ, wenn er jetzt ein millionenfaches Echo findet, wenn er ein Land nach dem anderen ergreift, und zwar in derselben Reihenfolge und mit derselben Intensität, wie sich in den einzelnen Ländern die große Industrie entwickelt, wenn er in einem Menschenalter eine Macht erobert hat, die allen gegen ihn vereinigten Mächten trotz und des Sieges in naher Zukunft gewiß sein kann — woher kommt das? Dabei, daß die moderne große Industrie einerseits ein Proletariat, eine Klasse geschaffen hat, die zum erstenmal in der Geschichte die Forderung stellen kann der Abschaffung, nicht dieser oder jener besonderen Klassenorganisation oder dieses oder jenes besonderen Klassenvorrechts, sondern der Klassen überhaupt; und die in die Lage versetzt ist, daß sie diese Forderung durchführen muß bei Strafe des Versinkens in chinesisches Kulltum.

Friedrich Engels.

Das Leben eines Staates ist wie ein Strom: in fortgehender Bewegung herrlich; wenn der Strom steht, so wird er — Eis oder Sumpf.

Weiteres.

Die Witigist. „Nun, Freund, du hast ja geheiratet, hast du denn auch von deiner Frau eine Witigist ins Haus bekommen?“ — „O ja, meine Schwiegermutter.“

Richter: „Warum haben Sie die Kasse Ihres Chefs erbrochen? Sagen Sie es ganz aufrichtig!“ — Angeklagter: „Weil ich dachte, es ist was drin.“

Einzige schlechte Seite. Arzt: „In seiner Art ein wahrer Musterpatient, der Suber. Alles besorgt er aufs gewissenhafteste und pünktlichste, ob er nun einnehmen, schwitzen oder gurgeln soll, ob ich ihm Bäder, Einpackungen, Bewegung oder Luftveränderung verordne . . . nur bezahlen tut er nicht!“

Folgerichtig. „Und ich bleib dabei, daß viele Biertrinken verbummt!“ — „Haben S' denn früher gar so viel getrunken?“

Höchste Zerstreutheit. Professor: „Hm, hm, ich habe keinen Bleistift bei mir, muß mir gleich notieren, daß ich mir einen kaufe!“

Willst das Große du er-
reichen,
Fange mit dem Kleinen an;
Deine Tadler werden
schweigen,
Ist das Kleine groß getan.



Sei nicht ein Wind- und
Wetterhahn
Und fang nicht immer Neues
an,
Was du dir wohl hast vor-
gesehen,
Dabei beharre bis zuletzt.

| 1921 | Protestanten | Katholiken | ☾ | Notizen |
|------------------|----------------------|----------------------|---|---------|
| D 1 | Negidius | Negidius | ☾ | |
| F 2 | Rahel, Leo | Stephan | ☾ | |
| S 3 | Manfuetus | Manfuetus | ☾ | |
| 27. 28. | 15. S. n. Tr. | 16. S. n. Pf. | | |
| S 4 | Moses | Schuzengel. | ☾ | |
| M 5 | Nathanael | Laurentius | ☾ | |
| D 6 | Magnus | Magnus | ☾ | |
| M 7 | Regina | Regina | ☾ | |
| D 8 | Maria Geb. | Maria Geb. | ☾ | |
| F 9 | Bruno | Gorgonius | ☾ | |
| S 10 | Sosthenes | Nikolaus v. I. | ☾ | |
| 28. 29. | 16. S. n. Tr. | 17. S. n. Pf. | | |
| S 11 | Gerhard | Protus | ☾ | |
| M 12 | Ottilie | Guido | ☾ | |
| D 13 | Christlieb | Maternus | ☾ | |
| M 14 | Kreuz-Erh. | Kreuz-Erh. | ☾ | |
| D 15 | Constantia | Nikomedes | ☾ | |
| F 16 | Euphemia | Corn. u. Cypr. | ☾ | |
| S 17 | Lambertus | Lambertus | ☾ | |
| 29. 30. | 17. S. n. Tr. | 18. S. n. Pf. | | |
| S 18 | Siegfried | Thom. v. Bill. | ☾ | |
| M 19 | Januarius | Januarius | ☾ | |
| D 20 | Friederike | Eustachius | ☾ | |
| M 21 | Quatember | Quatember | ☾ | |
| D 22 | Moriz | Moriz | ☾ | |
| F 23 | Joel | Ibella | ☾ | |
| S 24 | Joh. Empf. | Joh. Empf. | ☾ | |
| 30. 1. 2. | 18. S. n. Tr. | 19. S. n. Pf. | | |
| S 25 | Kleophas | Kleophas | ☾ | |
| M 26 | Cyprianus | Cyprianus | ☾ | |
| D 27 | Kośm. u. Dam. | Kośm. u. Dam. | ☾ | |
| M 28 | Benjeslaus | Benjeslaus | ☾ | |
| D 29 | Michael | Michael | ☾ | |
| F 30 | Hieronymus | Hieronymus | ☾ | |

Merkworte.

Eine soziale Bewegung, die in allen Kultur-
ländern der Erde fortgesetzt und immer mehr sich
ausbreitet, immer weitere Kreise in ihre Be-
strebungen hineinzieht, sollte doch jedem denkenden
Menschen das Vermögen nahelegen: das kann doch nicht purer Zufall sein, das
kann doch unmöglich das Werk einzelner Leute
sein, die vielleicht aus Haß gegen den bestehenden
Staat, die bestehende Gesellschaft, die Reichen diese
Ideen verbreiten und propagieren und durch die
Macht ihrer Worte, durch die Beredsamkeit die
Massen auf ihre Seite bringen. Denn dann müßte
doch nichts leichter sein, als ebenfalls durch die
Macht des Wortes, des gesprochenen, wie des ge-
schriebenen, dieser Bewegung entgegenzutreten und
mit diesen Ideen endgültig aufzuräumen.

Die Zeit geht vorüber. Ein Kulturfortschritt wird
den anderen hervorruhen, die Menschheit wird sich
immer neue Aufgaben stellen und wird sie zu einer
Kulturentwicklung führen, die Nationalitätenhaß,
Kriege, Religionsstreit und ähnliche Rückständig-
keiten nicht mehr kennt.

Alle bürgerlichen Parteien fürchten die Auf-
klärung der Massen wie Gift. Die kleinen Kreise bür-
gerlicher Aufklärer, die es mit ihrer Arbeit für die
Bildung der Massen ehrlich meinen, haben keine
Macht und Bedeutung, ihre Existenz bestätigt nur
die Regel in dem herrschenden Zustand. Angesichts
solcher Verhältnisse bleibt nur eins übrig. Die
Organisationen der Arbeiterklasse müssen die Auf-
klärungsarbeit selbst in die Hand nehmen; sie
müssen austreten, was die Schulen und Kirchen der
herrschenden Klassen und Gewalten an geistigem
Unkraut in die Köpfe der Proletarier gepflanzt
haben. Das ist keine leichte Arbeit. Aber es ist
eine dankbare Arbeit, weil diese Aufklärungs-
arbeit dem Sehnen der Massen nach menschen-
würdiger Stellung und höherer Erkenntnis ent-
spricht und darum gierig von ihnen aufgenommen
wird. Ein Lot Wahrheit vernichtet einen ganzen
Zentner Dummheit. Daher wird die Wahrheit
von den Herrschenden so gefürchtet und bekämpft.
Vebel.

Seiters.

Kleines Mißverständnis. Richter: „Sie
haben die Zeugen jetzt gehört; zwei Ohrfeigen
werden Sie nun wohl zugeben müssen!“ — Ange-
klagter: „Hat er denn noch nicht genug?“
Aus dem Zoologischen. Fremder zum
Wärter: „Sind Sie schon lange hier im Straffen-
haus?“ — Wärter: „Na, i bin nur provisorisch
hier; eigentlich geh' i zu die Affen!“
Wahres Geschichtchen. Ein biederes
Bäuerlein kommt zum Arzt wegen eines rheuma-
tischen Leidens. Der Arzt fragt ihn, ob er schon
jemandem konsultiert habe? — „Ja“, sagt das
Bäuerlein, „den Apotheker habe er schon um Rat
gefragt.“ — „So, und welchen Unsinn hat er dir
geraten?“ fragt der Arzt. — „Er hat mich zu Ihnen
geschickt, Herr Doktor!“

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des
Tages und Dauer der Dämmerung.

| Datum | Sonnens- | | Mond- | | Tages- länge | Dämme- rung |
|-------|----------|---------|-------|---------|-----------------|----------------|
| | Aufg. | Unterg. | Aufg. | Unterg. | | |
| | u. M. | u. M. | u. M. | u. M. | Std. M. | Min. |
| 4. | 5.16 | 6.40 | 8.17 | 7.33 | 13 24 | 41 |
| 12. | 5.30 | 6.22 | 4.— | 12 27 | 12 52 | 40 |
| 20. | 5.43 | 6.03 | 7.21 | 8.58 | 12 20 | 39 |
| 28. | 5.57 | 5.44 | 1.46 | 4.02 | 11 47 | 39 |

Am 23. September Herbstanfang; Tag und Nacht gleich.

Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboten,
Der sammle still und unerschläft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.



Wenn die Wässerlein kämen zu Haus,
Gäß' es wohl einen Fluß;
Wenn jedes nimmt seinen eigenen Lauf,
Eines oder das andere vertrocknen muß.

| 1921 | Protestanten | Katholiken | (P) | Notizen |
|--------|-----------------|-----------------|-----|---------|
| S 1 | Remigius ● | Remigius | ☿ | |
| 11. B. | 19. S. n. Tr. | 20. S. n. Pf. | | |
| S 2 | Vollrad | Rosentrangl. | ☿ | |
| M 3 | Ewald | Candidus | ☿ | |
| D 4 | Franz | Franz | ☿ | |
| M 5 | Placidus | Placidus | ☿ | |
| D 6 | Fides | Bruno | ☿ | |
| F 7 | Amalia | Marcus P. | ☿ | |
| S 8 | Ephraim ● | Brigitta | ☿ | |
| 12. B. | 20. S. n. Trin. | 21. S. n. Pf. | | |
| S 9 | Dionysius | Dionysius | ☿ | |
| M 10 | Amalia | Franz Borgia | ☿ | |
| D 11 | Burchard | Burchard | ☿ | |
| M 12 | Ehrenfried | Maximilian | ☿ | |
| D 13 | Koloman | Eduard | ☿ | |
| F 14 | Wilhelmine | Kalixtus | ☿ | |
| S 15 | Hedwig | Theresa | ☿ | |
| 13. B. | 21. S. n. Trin. | 22. S. n. Pf. | | |
| S 16 | Gallus ● | Gallus | ☿ | |
| M 17 | Florentin | Hedwig | ☿ | |
| D 18 | Lufas | Lufas Gv. | ☿ | |
| M 19 | Ferdinand | Pet. v. Aleant. | ☿ | |
| D 20 | Wendelin | Wendelin | ☿ | |
| F 21 | Ursula | Ursula | ☿ | |
| S 22 | Kordula | Kordula | ☿ | |
| 14. B. | 22. S. n. Trin. | 23. S. n. Pf. | | |
| S 23 | Severinus | Joh. v. Capist. | ☿ | |
| M 24 | Salome ● | Raphael | ☿ | |
| D 25 | Abelheid | Crispin | ☿ | |
| M 26 | Amandus | Evaristus | ☿ | |
| D 27 | Sabina | Sabina | ☿ | |
| F 28 | Simon, Juda | Simon, Juda | ☿ | |
| S 29 | Engelhard | Narcissus | ☿ | |
| 15. B. | 23. S. n. Trin. | 24. S. n. Pf. | | |
| S 30 | Hartmann | Serapion | ☿ | |
| M 31 | Wolfgang ● | Wolfgang | ☿ | |

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

| Datum | Sonnen- | | Mond- | | Tageslänge | Dämmerung |
|-------|------------|------------|------------|------------|------------|-----------|
| | Aufg. | Unterg. | Aufg. | Unterg. | | |
| 4. | u. M. 6.07 | u. M. 5.30 | u. M. 9.38 | u. M. 7.06 | 11 23 | 39 |
| 12. | 6.21 | 5.11 | 8.24 | 1.20 | 10 50 | 39 |
| 20. | 6.35 | 4.54 | 7.16 | 10.08 | 10 19 | 40 |
| 28. | 6.50 | 4.37 | 3.24 | 3.28 | 9 47 | 41 |

Am 16. Oktober sichtbare Mondfinsternis.

Merkwürdige.

Die Kultur war bisher Zweck, und der Mensch Mittel. Jetzt gilt es die Dinge umzukehren, den Menschen zum Zweck und Kultur zum Mittel zu machen. Die erste Bedingung, das Wert der Entwicklung fortzusetzen, ist die Freiheit des Volkes, seine Teilnahme am Konsum. Das Volk ist kein Hausen genussüchtiger Tagediebe. Statt des luxuriösen Firtelanz eurer Afterskultur verlangt es die planmäßige Produktion, welche nicht die Völlerei einzelner durch den Mangel des Volkes, sondern das tägliche Brot allgemein und reichlich erzeugt. Bewußte, planmäßige Organisation der sozialen Arbeit nennt sich der ersehnte Hellaud der neueren Zeit. *Joseph Dietzgen.*

Die Kenntnis seiner Unwissenheit setzt Wissenschaft voraus und macht zugleich bescheiden, dagegen das eingebilddete Wissen aufbläht. *Kant.*

Der Mensch soll Ehrfurcht haben selbst vor den Uebertreibungen und Irrtümern seiner Jugend, in denen doch meist die Keime zu allem Schönen und Guten liegen, was das spätere Leben in ihm entwickelt und zur Frucht gereift hat.

Die Organisation ist das Geheimnis aller Erfolge. Die besitzlosen Volksmassen sind machtlos, wenn sich nicht die Hunderttausende und Millionen Einzelwesen zu willensstarken und zielbewußt geleiteten Organisationen zusammenschließen. Jeder Mann aus dem Volke muß politisch und wirtschaftlich organisiert sein: im Sozialdemokratischen Verein, in der Gewerkschaft und in der Genossenschaft.

Weiteres.

Ein Familienalbum. Frau: „Dies Bild ist von mir und meinem früheren Mann. Und hier ist mein jetziger Mann und seine frühere Frau . . . und dies ist seiner früheren Frau jetziger Mann . . . und hier bin ich und meines früheren Mannes jetzige Frau . . . und hier . . .“ — Gast: „Verzeihen Sie . . . aber es wird mir wirklich etwas schwer, zu folgen.“

Eischen: „Mama, warum hat Papa keine Haare mehr?“ — Mama: „Weil er so viel denkt, siehst du.“ — Eischen: „Mama, warum hast du denn so viel Haare auf dem Kopf?“ — Mama: „Sei nun endlich mal still mit deinen dummen Fragen!“

Durch die Blume: Schusterjunge (einem Studenten die Rechnung präsentierend): „Mei Meister hat gesagt, ohne das Geld darfst ich nich nach Hause kommen!“ — Studiosus: „Armer Junge! Mir scheint, dein Meister will dich für immer los sein!“

Amtsstil. Verteidiger: „Die vom Herrn Staatsanwalt mehrfach angezogenen Damenstrümpfe kann man unmöglich meinem Klienten in die Schuhe schieben, da er, wie aus dem Sachverhalt hervorgeht, berechtigt war, diese Damenstrümpfe als herrenlos anzusehen.“

Predige Weisheit lang und breit —
Wer folgt ihren Pfaden?
Auf Erden wird kein Mensch
gescheit,
Auser durch eignen Schaden.



Vor jedem steht ein Bild,
des was er werden soll,
So lang er das nicht ist,
ist nicht sein Frieden voll.

| 1921 | Protestanten | Katholiken | (P) | Notizen |
|--------|-----------------|---------------|-----|---------|
| D 1 | Aller Heilig. | Aller Heilig. | ☞ | |
| M 2 | Aller Seelen | Aller Seelen | ☞ | |
| D 3 | Gottlieb | Hubertus | ☞ | |
| F 4 | Charlotte | Carl Borrom. | ☞ | |
| S 5 | Erich | Emmerich | ☞ | |
| 46. W. | 24. S. n. Trin. | 25. S. n. Pf. | | |
| S 6 | Reform.-Fest | Leonhard | ☞ | |
| M 7 | Erdmann | Engelbert | ☞ | |
| D 8 | Gottfried | 4 gekr. Märt. | ☞ | |
| M 9 | Theodor | Theoborus | ☞ | |
| D 10 | Mart. Luther | Andr. Avel. | ☞ | |
| F 11 | Martin, B. | Martin, B. | ☞ | |
| S 12 | Ruinibert | Martin, P. | ☞ | |
| 47. W. | 25. S. n. Trin. | 26. S. n. Pf. | | |
| S 13 | Eugen | Stanislaus K. | ☞ | |
| M 14 | Levinus | Zucundus | ☞ | |
| D 15 | Leopold | Leopold | ☞ | |
| M 16 | Allg. Bußtag | Maria Dpfer. | ☞ | |
| D 17 | Hugo | Gregor Th. | ☞ | |
| F 18 | Gottschalk | Otto | ☞ | |
| S 19 | Elisabeth | Elisabeth | ☞ | |
| 48. W. | 26. S. n. Trin. | 27. S. n. Pf. | | |
| S 20 | Totenf., Edm. | Felix v. Val. | ☞ | |
| M 21 | Maria Dpfer | Maria Dpfer | ☞ | |
| D 22 | Alfons | Cäcilia | ☞ | |
| M 23 | Klemens | Klemens | ☞ | |
| D 24 | Lebrecht | Chryfogonus | ☞ | |
| F 25 | Katharina | Katharina | ☞ | |
| S 26 | Konrad | Konrad | ☞ | |
| 49. W. | 1. Advent | 1. Advent | | |
| S 27 | Loth | Virgilius | ☞ | |
| M 28 | Günther | Sosthenes | ☞ | |
| D 29 | Noah | Saturnin | ☞ | |
| M 30 | Andreas | Andreas | ☞ | |

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

| Datum | Sonnens- | | Mond- | | Tages- länge | Dämme- rung |
|-------|----------|---------|-------|---------|-----------------|----------------|
| | Aufg. | Unterg. | Aufg. | Unterg. | | |
| 4. | u. M. | u. M. | u. M. | u. M. | Std. M. | Min. |
| | 7.03 | 4.24 | 11.16 | 8.06 | 9 21 | 42 |
| 12. | 7.18 | 4.10 | 2.58 | 3.28 | 8 52 | 48 |
| 20. | 7.32 | 3.59 | 9.20 | 11.30 | 8 27 | 44 |
| 28. | 7.45 | 3.50 | 6.07 | 3.38 | 8 05 | 46 |

Notizen

Merkworte.

Die Frömmerei maßt sich eine tyrannische Ueberlegenheit an, welche die Sanftmut, die Duldsamkeit und den Frohsinn aus dem Verkehr verbannet, sie berechtigt dazu, andere zu beurteilen, zu reizen, die Ungelehrten zur größeren Ehre Gottes zu verlästern. Es ist sehr gewöhnlich, fromm zu sein und keine der Tugenden oder Eigenschaften zu besitzen, die zum gesellschaftlichen Leben nötig sind.
Jean Meslier, kath. Priester.

Nur die Lumpen sind Revolutionäre — sagt man. Natürlich, mit dem Geldsack auf dem Buckel kannst du keine hohen Sprünge machen.
Feuerbach.

Je weniger gelobt wird, desto mehr wird gemeint.

Das corrigierte Stenogramm ist das Feigenblatt der parlamentarischen Blöthe.

Der Weg zur Brotstelle ist mit abgelegten Idealen gepflastert.

Wenn im öffentlichen Leben eine Hand die andere wäscht, pflegen beide schmutzig zu werden.

Guter Rat ist teuer, aber schlechter kostet noch mehr.

Der schlechte Geschmack wechselt mit jeder Mode, der gute Geschmack kaum mit dem Jahrhundert.

Ehrlich währt am längsten; weil es am wenigsten in Gebrauch genommen wird?

Dummheit ist eine Gottesgabe, aber man muß keinen Sport daraus machen.

Seitres.

Ländliche Rehabilitierung. „Was ist denn da drüben vor der Wirtschaft los?“ — „Ach, da hatte der Hausknecht irrthümlich 'n Kalbschen hinausgeworfen — und der wird jetzt feierlichst mit Mist wieder hereingeholt.“

Willem: „Donnerwetter, du hat ja 'ne Uhr, Ede.“ — Ede: „Ja, Willem, wie de siehst.“ — Willem: „Wat hat die denn gekostet?“ — Ede: Sechs Monate.“

Feinsüßliq. Alter Junggeselle (philosophierend): „Wie feinsüßliq doch der deutsche Sprachgeist ist! Wenn zwei einander heiraten, sagt man: die verheiraten sich.“

Aus dem Gerichtssaal. Richter: „Sie sind vorbestraft! Warum?“ — Angeklagter: „Weil I' mich erwischt hab'n!“

In Lutenhusen. Gemeinderat: Wir würden die Aufstellung der nötigen zweiten Retirade ja bewilligen, und ich schlage vor, daß wir zur Beschaffung der Mittel einen Blumentag veranstalten!

Wenn es dir übel geht, nimm
es für gut nur immer;
Wenn du es übel nimmst, so
geht es dir noch schlimmer.



Ein Weiser ist, wer Scherz
und Ernst zu sondern weiß,
Und sich an heiterm Spiel
neu stärkt zu strengem Fleiß.

| 1921 | Protestanten | Katholiken | (D) | Notizen |
|---|---------------|---------------|-----|---------|
| D 1 | Arnold | Eligius | A | |
| F 2 | Kandidus | Bibiana | A | |
| S 3 | Kassian | Franz Xaver | A | |
| 50. W. 2. Advent 2. Advent | | | | |
| S 4 | Barbara | Barbara | A | |
| M 5 | Abigail | Sabbas | A | |
| D 6 | Nikolaus | Nikolaus | A | |
| M 7 | Antonia | Ambrosius | A | |
| D 8 | Maria Empf. | Maria Empf. | A | |
| F 9 | Joachim | Leokadia | A | |
| S 10 | Judith | Melchised | A | |
| 51. W. 3. Advent 3. Advent | | | | |
| S 11 | Baldemar | Damafus | A | |
| M 12 | Epimachus | Epimachus | A | |
| D 13 | Lucia | Lucia | A | |
| M 14 | Quatember | Quatember | A | |
| D 15 | Johanna | Eusebius | A | |
| F 16 | Ananias | Adelheid | A | |
| S 17 | Lazarus | Lazarus | A | |
| 52. W. 4. Advent 4. Advent | | | | |
| S 18 | Christoph | Maria Erw. | A | |
| M 19 | Manasse | Nemesius | A | |
| D 20 | Abraham | Ammon | A | |
| M 21 | Thomas | Thomas | A | |
| D 22 | Beata | Flavian | A | |
| F 23 | Ignatius | Viktoria | A | |
| S 24 | Adam, Eva | Adam, Eva | A | |
| 53. W. 51. Christfest 51. Christfest | | | | |
| S 25 | Christtag | Christtag | A | |
| M 26 | 2. Weihn.-Z. | Stephanus | A | |
| D 27 | Johannes Ev. | Johann. Evg. | A | |
| M 28 | Unsch. Kindl. | Unsch. Kindl. | A | |
| D 29 | Jonathan | Thomas, B. | A | |
| F 30 | David | David | A | |
| S 31 | Silvester | Silvester | A | |

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

| Datum | Sonnen- | | Mond- | | Tageslänge | Dämmerung |
|-------|------------|------------|-------------|------------|------------|-----------|
| | Aufg. | Unterg. | Aufg. | Unterg. | | |
| 4. | u. M. 7.54 | u. M. 3.46 | u. M. 11.03 | u. M. 8.52 | 7 52 | 46 |
| 12. | 8.04 | 3.44 | 2.24 | 4.28 | 7 40 | 48 |
| 20. | 8.10 | 3.45 | 10.58 | 11.11 | 7 35 | 48 |
| 28. | 8.13 | 3.50 | 7.00 | 8.43 | 7 37 | 48 |

Am 22. Dezember Winteranfang; kürzester Tag.

Wortworte.

Nichts seit der Geburt Christi verspricht jemals so viel für die höchsten Güter der menschlichen Rasse als die intellektuelle, moralische und politische Emanzipation der Frauen.

Reverend Charles Med W. D.

Die Frauen, welche sich ihres Stimmrechts bedienen, benötigen nur ihr Recht, das die Demokratie für sie gewonnen hat. Die Frau, welche denkt, sie würde unweiblich durch die Ausübung des Wahlrechts, ist einsältig.

Kardinal Moran.

Ich bin glücklich, einer Partei anzugehören, welche die absolute Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern vertritt.

Eugene B. Debs.

Ich halte das uneingeschränkte Frauenwahlrecht für einen Ausdruck der menschlichen Gerechtigkeit.

Samuel Compers.

Zählt mich auf die rechte Seite bei der Frauenstimmrechtsfrage.

William Keitt.

Der Mangel eines direkten politischen Einflusses bedeutet den mächtigsten Grund dafür, warum Frauenlohn sich auf einem Minimum hält.

Hon. Carroll D. Wright.

Ich wünschte den Wahlzettel in der Hand einer jeden Frau zu sehen.

Mark Twain.

Wir Männer fordern das Frauenwahlrecht ebenso sehr um unfertwillen als um der Frauen willen.

Israel Sangwill.

Heiteres.

Gemütlich. Richter: „Der Herr klagt Sie an, daß Sie ihm eine Tracht Prügel versprochen hätten!“ — „Allerdings, aber kann er denn nicht warten?“

Er: „Ich weiß gar nicht, woher unser Junge alle seine Unarten hat — von mir sicherlich nicht!“ — Sie: „Du kannst recht haben! Du hast sie noch alle.“

Unerklärlich. Frau Professor: „Ich kann gar nicht verstehen, warum mein Mann jetzt so wenige Hörer hat, er hat doch vor 20 Jahren genau das gleiche gelesen.“

Entweder — Oder. „Mein Freund, Sie sind ein Esel —“ — „Erlauben Sie mir eine Frage“, erwiderte der also Titulirte. „Bin ich ein Esel, weil ich Ihr Freund bin, oder bin ich Ihr Freund, weil ich ein Esel bin?“

Im Eifer. Verteidiger (bei der Beratung): „Es wäre viel wert, wenn Sie ein Mißi nachweisen könnten! Hat nicht irgend jemand Sie zur Zeit der Tat gesehen?“ — Akzent: „Ne, glücklichlicherweise nicht!“

Verfängliche Replik. Verkäufer: „Wenn das keine reine Wolle ist, Frau Rat, dann will ich der größte Gauner im Lande sein!“ — Käuferin: „Na, na, Herr Maier, ich glaub's ja so auch!“

Es darf keinen Krieg mehr geben!

Was nützen, arme Mutter, dir
Das „Vaterland“, der Waffen Sieg,
Wenn in dem Grabe liegt dein Sohn,
Und er als Opfer fiel im Krieg?
Er war die Hoffnung deines Alters,
Er liebte eine holde Braut,
Doch ach, beim Lärm des Trommelschlagens
Ward er dem Tode angetraut!

Nein! keine blut'gen Kämpfe mehr
Am „Vaterland“ und Waffenehr!
's gilt uns'rer Kinder Glück und Leben,
Drum darf es keinen Krieg mehr geben!

Wenn frohgemut mit zwanzig Jahren
Der Mensch voll Glück und Lebenslust,
Nimmt man ihn fort, damit er tapfer
Den Kugeln biete seine Brust.
Ohn' Haß im Herzen muß er morden,
Und wenn im Kampf er fand den Tod,
Beweinet man sein traurig Schicksal
Und flucht dem Krieg und seiner Not.

Nein! keine blut'gen Kämpfe mehr
Am „Vaterland“ und Waffenehr!
's gilt uns'rer Kinder Glück und Leben,
Drum darf es keinen Krieg mehr geben!

Für's „Vaterland“ das Leben lassen,
Ist die Devise altbekannt —
Wo Menschen sich wie Brüder helfen
Und reichen sollten ihre Hand.
Und wenn man dann sich hingeschlachtet
Und Blut färbt rings die Eb'ne rot,
Ist dann des Volkes Los verändert?
Fühlt nicht das Volk allein die Not?

Nein! keine blut'gen Kämpfe mehr
Am „Vaterland“ und Waffenehr!
's gilt uns'rer Kinder Glück und Leben,
Drum darf es keinen Krieg mehr geben!

Ihr Völker, höret nicht auf jene,
Die rühmen euch die Siegesfreud'
Und die euch sagen, daß Soldaten
Durch Mord und Kampf dem Ruhm geweiht.
Nein! nur der Bestie rohe Wildheit
Gewinnt in uns die Oberhand —
Der Krieg ist für die ganze Menschheit
Ein Unglück nur und eine Schand'.

Nein! keine blut'gen Kämpfe mehr
Am „Vaterland“ und Waffenehr!
's gilt uns'rer Kinder Glück und Leben,
Drum darf es keinen Krieg mehr geben!

Bereint in einem Vaterlande
Laßt alle leben froh und frei —
Die ganze Welt, die ganze Erde
Befreit von dieser Barbarei!
Die Völker müssen in der Zukunft
Befreit von Haß und Kriegen sein —
Nur durch den Frieden und die Arbeit
Wird Wohlstand dann und Glück gedeih'n.
Nein! keine blut'gen Kämpfe mehr
Am „Vaterland“ und Waffenehr!
's gilt uns'rer Kinder Glück und Leben,
Drum darf es keinen Krieg mehr geben!

Die Menschen sind zur Lieb' erschaffen,
Sich beizustehen fest und treu,
Nicht um einander zu bekriegen
In grauenhafter Megelei.
Der Siegeszug berühmter Helden
Entfesselt zu viel bitt'ren Schmerz,
Die großen Feldherrn sind die Henker
Für uns'rer armen Mütter Herz.

Nein! keine blut'gen Kämpfe mehr
Am „Vaterland“ und Waffenehr!
's gilt uns'rer Kinder Glück und Leben,
Drum darf es keinen Krieg mehr geben!

Elfi, die seltsame Magd.

Von Jeremias Gotthelf
(Albert Biggus).

Reich an schönen Tälern ist die Schweiz; wer zählte sie wohl auf? — in keinem Lehrbuch stehen sie alle verzeichnet. Wenn auch nicht eines der schönsten, doch eines der reichsten ist das Thal, in welchem Heimiswyl liegt, und das oberhalb Burgdorf aus rechte Ufer der Verner-Emme sich mündet. Großartig sind die Berge nicht, welche es umfassen; in absonderlichen Gestalten bieten sie dem Auge sich nicht dar; es sind mächtige Emmenthaler Hügel, die unten heitergrün und oben schwarzgrün sind, unten mit Wiesen und Aedern eingefaßt, oben mit hohen Tannen bewachsen. Weit ist im Tale die Fernsicht nicht, da es ein Quertal ist, welches in nordwestlicher Richtung ans Haupttal stößt; die Alpen sieht man daher nur von den beiden Bergrücken, welche das Thal umfassen, von denselben aber auch in heller Pracht und gewaltigem Bogen am südlichen Himmel herrlich ist das Wasser, das allenthalben aus Felsen bricht; einzig sind die reichbewässerten Wiesen und trefflich der Boden zu jeglichem Anbau; reich ist das Thal, schön und zierlich die Häuser, welche das Thal schmücken. Wer an den berühmten Emmenthaler Häusern sich erbauen will, der findet sie zahlreich und ausgezeichnet in genanntem Tale.

Auf einem der schönen Höfe lebte im Jahre 1796 als Magd Elfi Schindler (dies soll aber nicht der rechte Name gewesen sein); sie war ein seltsam Mädchen, und niemand wußte, wer sie war, und woher sie kam. Im Frühjahr hatte es einmal noch spät an die Thüre geklopft, und als der Bauer zum Fenster hinauskuckte, sah er ein großes Mädchen draußen stehen mit einem Bündel unter dem Arme, welches übernacht fragte, nach altherkömmlicher Sitte, nach welcher jeder geldlose Wanderer oder wer sonst gern das Wirtshaus meidet, um Herberge fragte in den Bauernhäusern und nicht nur umsonst ein Nachtlager erhält, bald im warmen Stall, bald im warmen Bette, sondern auch abends und morgens sein Essen und manchmal noch einen Zehrpennig auf den Weg. Es gibt Häuser im Bernbiet, welche die Gastfreundschaft täglich üben, den Morgenländern zum Trost, und deren Haus selten eine Nacht ohne Uebernächter ist. — Der Bauer hieß das Mädchen hereinkommen, und da sie eben am Essen waren, gleich zuehe hoch. Auf der Bäuerin Scheiß mußte das Weibervolk auf dem Vorstuhl sich zusammenziehen, und zu unterst auf demselben setzte sich die Uebernächterin.

Man aß fort; aber einige Augenblicke hörte man des Redens nicht viel; alle mußten auf das Mädchen sehen. Dasselbe war nämlich nicht nur groß, sondern auch stark gebaut und schön von Angesicht. Gedrünt war dasselbe, aber wohl geformt; länglich war das Gesicht, klein der Mund, weiß die Zähne darin, ernst und groß die Augen, und ein seltsam Wesen, das an einer Uebernächterin besonders auffiel, machte, daß die Essenden nicht fertig würden mit Ansehen. Es war eine gewisse adlige Art an dem Mädchen, die sich weder verleugnen noch annehmen läßt, und es kam allen vor, als sähe es da unten als des Meisters Tochter oder zu regieren gewohnt sei. Es verwunderten daher sich alle, als das Mädchen auf die endlich erfolgte Frage des Bauern: wo kunst und wo wottsch? antwortete: es sei ein arm Mettli; die Eltern seien ihm gestorben; es wolle Platz suchen als Jungfer in den Dörfern. Das Mädchen mußte noch manche Frage ausstehen, so ungläubig waren alle am Tisch. Und als endlich der Bauer mehr zur Probe, als im Ernst sagte: „Wenn es dir Ernst ist, so kannst du hier bleiben, ich bedarf eben eine Jungfer“; und das Mädchen antwortete: das wäre ihm gerade recht, so brauche es

nicht länger herumzulaufen; so verwunderten sich alle noch mehr, und konnten es fast nicht glauben, daß es eine Jungfer werde sein wollen. Und doch war es so und dem Mädchen bitterer Ernst; aber freilich war es dazu nicht geboren. Es war eine reiche Müllerstochter aus vornehmen Hause, aus einem der Häuser, von denen ehedem, als man das Geld nicht zu nutzen pflegte, die Sage ging, bei Erbschaften und Teilungen sei das Geld nicht gezählt, sondern mit dem Maß gemessen worden. Aber in der letzten Hälfte des bergangenen Jahrhunderts war ein grenzenloser Uebermut eingebrochen, und viele taten so höfartig, wie der verlorne Sohn, ehe er zu den Trebern kam. Damals war es, daß reiche Bauernsöhne mit Neutalern in die Wette über die Emme warfen und machten „welcher weiter.“ — Damals war es, als ein reicher Bauer, der zwölf Fohlen auf der Weide hatte, an einem stark besuchten Jahrmarkt austrummeln ließ: Wer mit dem Rifershäuser Bauer zu Mittag essen und sein Gast sein wolle, der solle um zwölf Uhr im Gasthause zum Hirsch sich einfinden. So einer war auch des Mädchens Vater gewesen. Bald hielt er eine ganze Stube voll Leute zu Gast, bald prügelte er alle, die in einem Wirtshause waren, und mußte es am folgenden Morgen um schwer Geld ausmachen. Er war instande, als Dragoner, an einer einzigen Musterung hundert bis zweihundert Taler zu brauchen und ebensobiel an einem Markt zu vertegeln. Wenn er zuweilen recht einfaß in einem Wirtshause, so saß er dort acht Tage lang, und wer ins Haus kam, mußte mit dem reichen Müller trinken, oder er trug Schläge von ihm. Auf diese Weise erschöpft man eine Goldgrube, und der Müller ward nach und nach arm, wie sehr auch seine arme Frau dagegen sich wehrte und nach Vermögen zur Sache sah.

Sie ahnete das Ende lange voraus; aber aus falscher Scham deckte sie ihre Lage vor den Leuten zu. Ihre Verwandten hatten es ungern gesehen, daß sie den Müller geheiratet; denn sie war von braven Leuten her, welchen das freventliche Betragen des Müllers zuwider war; sie hatte die Heirat erzwungen, auf Besserung gehofft; aber diese Hoffnung hatte sie betrogen — wie noch manche arme Braut — und statt besser, war es immer schlimmer gekommen. Sie durfte deswegen nicht klagen, und darum merkten auch die Leute, wie sie sich auch wunderten, wie lange der Müller es machen könne, den eigentlichen Zustand der Dinge nicht, bis die arme Frau, das Herz vom Geier des Grams zerfressen, ihr Haupt neigte und starb. Da war nun niemand mehr, der sorgte und zudeckte; Geldmangel riß ein, und wo der sichtbar wird, da kommen, wie Raben, wenn ein Nas gefallen, die Gläubiger gezogen, und immer mehrere, denn einer zieht den andern nach und keiner will der letzte sein. Eine ungeheure Schuldenlast kam an den Tag; der Geldtag brach aus, verzehrte alles und der reiche Bauer ward ein alter armer Huhel, der gar manches Jahr von Haus zu Haus gehen mußte; denn Gott gab ihm ein langes Leben. So aus einem reichen Mann ein armer Huhel zu werden, und als solcher so manches Jahr umgehen zu müssen von Haus zu Haus, dies ist eine gerechte Strafe für den, der in Schimpf und Schande seine Familie stürzt, und sie so oft noch um mehr bringt, als um das leidliche Gut. So einer ist aber auch eine lebendige Predigt für die übermüthige Jugend, aus welcher sie lernen mag das Ende, welches zumeist dem Uebermüthe geschehen ist. Zwei Söhne hatte der Müller; diese waren schon früher der väterlichen Robheit entronnen und hatten vor ihr im fremden Kriegsdienst Schutz gesucht. Eine Tochter war geblieben im Hause, die schönste, aber auch die stolzeste Müllerstochter das Land auf und ab. Sie hatte

wenig teilgenommen an den Freuden der Jugend; sie gesehien ihr nicht; man hielt sie zu stolz dazu; Freier hatten sie umlagert haufenweise; aber einer gefiel ihr so schlecht als der andere; einer erhielt so wenig ein freundlich Wort als der andere. Ein jeder ward ihr feind und verschrte ihren Uebermut. Zu einem aber ward sie nie zu stolz erfunden, zur Arbeit nämlich und zu jeglicher Dienstleistung, wo Menschen und Vieh derselben bedurften. Von Jugend an war sie früh auf, griff alles an und alles stand ihr wohl, und gar oft waren es die Eltern, die ihren Willen hemmten, ihr dies und jenes verboten, weil sie meinten, einer reichen Müllerstochter ziemte solche Arbeit nicht. Dann schaffte sie gar manches heimlich, und oft, wenn ihre trante Mutter des Nachts erwachte, sah sie ihre Tochter am Bette sitzen, während sie doch einer Magd zu wachen befohlen, ihre Tochter aber mit allem Ernste zu Bette geheißen hatte. Als nun die Mutter gestorben war und das Unglück ausbrach, da war's als wenn ein Blitz sie getroffen. Sie jammerte nicht, aber sie schien stumm geworden, und die Leute hatten fast ein Grausen vor ihr; denn man sah sie oft auf hohem Vorsprung stehen oder an tiefem Wasser und ob den Mühlrädern am Bache, und alle sagten, es gebe sicher ein Unglück; aber niemand reichte die Hand, selbigem auf irgend eine Weise vorzubringen.

Alle dachten und viele sagten es, es geschähe Elfi schon recht: Hochmut komme vor dem Falle, und so sollte es allen gehen, die so stolz wie Elfi täten, und als das Mädchen am Morgen, als alles aufgeschrieben werden sollte, verschwunden war, sagten alle: da hätte man's, und sie hätten es längst gesagt, daß es diesen Ausweg nehmen würde. Man suchte in allen Bächen, an jungen Tannen, und als man nirgends das Mädchen fand, da deuteten einige darauf hin, daß einer sei, der schon viele geholt und absonderlich Stolze und Uebermütige, und noch nach manchem Jahre ward stolzen Mädchen darauf hingedeutet, wie einer sei, der gerade stolze am liebsten nähme; sie sollten nur an die reiche Müllerstochter denken, die so plötzlich verschwunden sei, daß man weder Haut noch Haar je wieder von ihr gesehen.

So übel war es indes der armen Elfi nicht ergangen; aber böses hatte sie allerdings in den ersten Tagen im Sinne gehabt. Es war ihr gewesen, als stämme ihr jemand das Herz entzwei, als türmten sich Mühlsteine an ihrer Seele auf; es war ein Born, eine Scham in ihr, und die brannten sie, als ob sie mitten in der Hölle wäre. Allen Leuten sah sie an, wie sie ihr das Unglück gönnten, und wenn man ihr alle Schätze der Welt geboten hätte, sie wäre nicht imstande gewesen, einem einzigen Menschen ein freundlich Wort zu geben.

Indessen wachte über dem armen Kinde eine höhere Hand und ließ aus dessen Stolz eine Kraft emporschwachen, welche demselben zu einem höheren Entschlusse half; denn so tut es Gott oft, — eben aus dem Kerne, den die Menschen verworfen, läßt er emporschwachen die edelste Frucht. Der Stolz des Mädchens war ein angeborener Efel gegen alles Niedere; und wer es einmal beten gesehen hätte, hätte auch gesehen, wie es sich demüthigen konnte vor dem, in dem nichts Niederes, nichts Gemeines ist. Aber sein Inneres verstand das Mädchen nicht, sein Aeußeres beherrschte es nicht, und darum gebärdete es sich wie eine reiche Müllerstochter, welcher die ganze Welt nicht vornehm genug ist. Da weg wollte es, aber vor der Untat schauderte es; die Schande wollte es seiner Familie nicht antun, wollte nicht die Seele mit dem Leibe verderben; aber wie sich helfen, wußte es lange nicht. Da in stiller Nacht, als eben seine Angst um einen Ausweg am größten war, öffnete ihm Gott denselben. Weit weg wollte es ziehen, Dienst suchen als niedere Magd an einsamen Orte, und dort in Stille und Treue unbekannt sein Leben verbringen, solange es Gott gefalle. Wie in starken Gemüthern kein langes Bögnern ist, wenn einmal ein Weg offen steht, so hatte sich Elfi noch in selber Nacht aufgemacht, alle Hoffart dahinten gelassen, nur mit-

genommen, was für eine Magd schicklich war, seinem Menschen ein Wort gesagt, und war durch einsame Steige fortgegangen aus dem heimischen Tale. Manchen Tag war sie gegangen, in die Kreuz und Quere; bald gefiel es ihr nicht, bald gedachte sie an bekannte Namen, die hier oder dort wohnten, und so war sie gekommen bis ins Heimiswhthal. Dori hinten im heimeligen Tale gefiel es ihr, sie suchte Dienst und fand ihn.

Die rasche Aufnahme des fremden Mädchens war anfangs der Bäuerin nicht recht; sie tapitelte den Mann ab, daß er ihr da eine aufgebürdet habe, die so zimpherlich aussehe und zu hochmütig, um sich etwas befehlen zu lassen. Des tröstete sie der Bauer, indem das Mädchen ja nicht für eine bestimmte Zeit gebunden sei, man also daselbe schicken könne, sobald es sich nicht als anständig erweise. Auch dem übrigen Gesinde war die Aufnahme des Mädchens nicht recht, und es ging um daselbe herum, wie Hühner um einen fremden Vogel, der in ihrem Hofe abfliegt.

Aber bald erkannte die Bäuerin, daß sie in Elfi ein Kleinod besäße, wie sie keines noch gehabt, wie es mit Geld nicht zu bezahlen ist. Elfi verrichtete, was sie zu tun hatte, nicht nur meisterhaft, sondern sie sah auch selbst, was zu tun war, und tat es ungeheißt, rasch und still, und wenn die Bäuerin sich umjah, so war alles schon abgetan, als wie von unsichtbaren Händen, als ob die Bergmännlein dagewesen wären. Das nun ist einer Meisterfrau unbeschreiblich lieb, wenn sie nicht selbst alles bedenken und allenthalben nachsehen muß, wenn sie nicht nur das Schaffen, sondern auch das Sinnen übertragen kann, aber sie findet selten einen Dienstboten, bei welchem sie dieses kann. Viele Menschen scheinen nicht zum Sinnen geboren, und viele wiederum haben ihre Gedanken nie da, wo es nötig wäre, und wenige sind, die wache Sinne haben, geleitet und geschützt von klarem Verstande, und aus diesen wenigen sind wiederum wenige, die zum Diensten kommen oder dienen selten lange; denn das sind geborene Meisterleute. Daneben hielt Elfi nichts auf Aeden, hatte mit niemandem Umgang, und was sie sah im Hause oder hörte, das blieb bei ihr; keine Nachbarfrau vernahm davon das Mindeste, sie mochte es anstellen, wie sie wollte. Mit dem Gesinde machte sich Elfi nicht gemein. Die rohen Späße der Knechte wies sie auf eine Weise zurück, daß sie dieselben nicht wiederholten; denn Elfi besaß eine Kraft, wie sie selten ist beim weltlichen Geschlechte: und dennoch ward sie von denselben nicht gehaßt. Niemanden verlagte sie, und wenn sie den Knechten oder Mägden einen Dienst tun konnte, so zögerte Elfi nicht, und manches tat sie ab in der Stille, was die andern vergaßen, und deshalb hart geachtet worden wären, wenn die Meisterleute es gesehen hätten.

So ward Elfi bald der rechte Arm der Meisterfrau und wenn sie etwas auf dem Herzen hatte, so war es Elfi, bei dem sie es erleichterte. Aber eben deswegen ärgerte sie sich an Elfi, daß dieselbe nicht Vertrauen mit Vertrauen vergalt. Natürlich nahm es sie Wunder, wie Elfi war und woher sie kam; denn daß sie nicht ihr Lebtage gedient hatte, sondern eher befohlen, das merkte sie an gar vielen, besonders eben daran, daß sie selbst dachte und alles ungeheißt tat. Sie schlug daher oft auf den Busch und frug endlich gerade aus. Elfi seufzte wohl, aber sagte nichts, und blieb fest dabei, wie auch die Meisterfrau ansetzte auf Weiberweise, bald mit Zärtlichkeit und bald mit Gistigkeit. Heutzutage hätte man es kürzer gemacht, und nach den Schriften gefragt, insbesondere nach dem Heimatscheine, den man hinterlegen müsse, wenn man nicht in der Ruhe sein wollte; damals dachte man an solche Dinge nicht und im Bernbiet konnte man sein Lebtage infognito verweilen, wenn man nicht auf irgend eine absonderliche Weise der Polizei sich bemerkbar machte.

Wie sehr dies auch die Frau verdroß, so lähmte es doch ihr Vertrauen nicht, und wenn sie Donnerstags nicht nach Burgdorf auf den Markt konnte, wohin schon damals die Heimiswhler Weiber alle Donnerstage gingen, so

handte sie Eisi mit dem, was Verkäufliches bei der Hand war, und Aufträgen, wie des Hauses Bedarf sie forderte. Und Eisi richtete aufs treulichste alles aus und war beim, ehe man daran dachte; denn nie ging sie in ein Wirtshaus, weder an Markttagen noch an Sonntagen, wie ihr auch zugeredet ward von jung und alt. Anfangs meinte man, ihr Weigern sei nichts als die übliche Ziererei, und fing an, nach Landesfittie zu schreien und zu zerren; aber es half nichts, Eisi blieb standhaft. Man sah es mit Erstaunen, denn ein solch' Mädchen, das sich nicht zum Weine führen ließ, war nach keinem vorgekommen. Am Ende setzte man ab mit Versuchen, und kriegte Respekt vor ihr.

Wenn aber einmal die jungen Leute vor einem schönen Mädchen Respekt kriegen, da mag es wohl nach und nach sicher werden vor denen, welche Mädchen wie Blumen betrachten, mit denen man umgehen kann nach Gelüsten. Aber nun erst kommen die herbei, welche Ernst machen wollen, welche eine schöne Frau möchten und eine gute. Deren waren nun damals im Heimiswpler Tale viele, und sie waren einstimmig der Meinung, daß nicht für jeden eine im Tale selbst zu finden sei. Freilich wollten die meisten zu guten und schönen noch reiche Weiber. Aber man weiß, wie das beim jungen Volke geht, welches alle Tage eine andere Rechnung macht, und immer das am höchsten in Rechnung stellt, was ihm gerade am besten gefällt. Darum war Eisi vor diesen alle Tage weniger sicher; sie sprachen es an auf dem Kirchweg und auf dem Marktweg, und des Nachts hofscheiten sie an ihr Fenster, sagten ihre Sprüche her, und wenn sie hinten aus waren, so fingen sie wieder von vornen an, aber alles umsonst. Eisi gab auf dem Wege wohl freundlichen Bescheid, aber aus dem Gaden den vor den Fenstern nie Gehör. Und wenn, wie es im Verbniet oft geschieht, die Fenster eingeschlagen, die Gadenüre zertrümmert wurde, so half das den Liebhabern durchaus nichts. Entweder schaffte sie sich selbst Schutz und räumte die Kammer, oder sie hieß durchs Ofenloch in die untere Stube hinab; dorthin folgt kein Müßbub einem Mädchen.

Unter denen, welche gern eine schöne und gute Frau gehabt hätten, war ein Bauer, nicht mehr ganz jung. Aber noch nie war ihm eine schön und gut genug gewesen, und wenn er auch eine gefunden zu haben glaubte, so brauchte die nur mit einem andern Burschen ein freundlich Wort zu wechseln, so war er fertig mit ihr und sah sie nie mehr an. Christen hieß der Bursche, der von seiner Mutter her einen schönen Hof besaß, während der Vater mit einer zweiten Frau und vielen Kindern einen andern Hof bewirtschaftete. Christen war hübsch und stolz; keinen schöneren Kanonier sah man an den Musterungen, keinen tüchtignen Bauer in der Arbeit und keinen kuraschierteren Menschen im Streit. Aber allgemach hatte er sich aus den Weltthändeln zurückgezogen. Die Mädchen, welche am Weltstreit vordem die Hauptursache waren — jetzt ist es das Geld —, waren ihm verleidet; er hielt keines für treu, und um ihn konnte der Streit toben, konnten Gläser splintern und Stuhlbeine brechen, er bewegte sich nicht von seinem Schoppen.

Mit Mädchen hatte er sich, wie es einem jungen Bauer ziemt, natürlich nie abgegeben; aber Eisi hatte so etwas Apaties in ihrem Wesen, daß man sie nicht zu den Mädchen zählte, und daß alle darüber einig waren, von der Gasse sei sie nicht. Um so begieriger forschte man, woher denn eigentlich? aber man erforschte es nicht. Dies war zum Teil Zufall, zum Teil war der Verkehr damals noch gar sparsam, und was zehn Stunden auseinanderlag, das war sich fremder, als was jetzt fünfmal weiter auseinander ist. Wie allenthalben, wo ein Geheimnis ist, Dichtungen entstehen, und wie, wo Weiber sind, Gerüchte umgehen, so ward gar mancherlei erzählt von Eisis Verkommen und Schicksalen. Die einen machten eine entkommene Verbrecherin aus ihr, andere eine entlaufene Ehefrau, andere eine Bauerntochter, welche einer widerwärtigen Heirat entflohen, noch andere eine uneheliche

Schwester der Bäuerin, oder eine uneheliche Tochter des Bauern, welche auf diese Weise ins Haus geschmuggelt worden. Aber weil Eisi unwandelbar ihren stillen Weg ging, saß wie ein Sternlein am Himmel, so verloren all diese Gerüchte ihre Kraft, und eben das Geheimnißvolle in ihrer Erscheinung zog die junge Mannschaft und besonders Christen immer mehr an. Sein Hof war nicht entfernt von Eisis Dienort; das Land stieß fast aneinander und wenn Christen ins Tal hinunter wollte, so mußte er an ihrem Hause vorbei. Anfangs tat er sehr fastblütig. Wenn er Eisi zufällig antraf, so sprach er mit ihr, stellte sich auch wohl zu ihr, wenn sie am Brunnen untern breiten Dache Erdäpfel wusch oder was anderes. Eisi gab ihm freundlichen Bescheid und ein Wort zog das andere Wort nach sich, daß sie oft nicht fertig werden konnten mit Reden, was andern Leuten aber eher auffiel, als ihnen selbst. Auch Christen wollte Eisi zum Weine führen, wenn er sie in Burgdorf traf, oder mit ihr heimging am Heimiswpler Wirtshause vorbei. Aber ihm so wenig als andern wollte Eisi folgen und ein Glas Wein ihm abtrinken. Das machte Christen erst bitter und böß; er war der Meinung, daß, wenn ein junger Bauer einer Magd eine Halbe zahlen wolle, so sei das eine Ehre für sie, und übel an stünde es ihr, diese auszuschlagen. Da er aber sah, daß sie es allen so machte, und hörte, daß sie nie noch ein Wirtshaus betreten, seit sie hier sei, so gefiel ihm das, und zwar immer mehr. Das wäre eine Treue, dachte er, die nicht mit jedem Heubäugel und nicht um einen halben Birnstiel mit jedem hinginge, wo er hin wollte; wer so eine hätte, könnte sie zur Kirche und auf den Markt schicken, oder allein dabeim lassen, ohne zu fürchten, daß jemand anders ihm ins Gebege käme. Und doch konnte er die Versuche nicht lassen, so oft er Eisi auf einem Wege traf, sie zum Weine zu laden, oder ihr zu sagen, am nächsten Sonntag gebe er dorthin, sie solle auch kommen, und allemal ward er böße, daß er einen Abschlag erhielt. Es ist kurios mit dem Weiber-volle und mit dem Mannevoll. Solange sie lebzig sind, bloß werben oder Brautleute sind, da ist das Weiber-voll liebenswürdig aus dem ff und das Mannevoll freigebig, daß einem fast übel wird, und zwar gleich zu Stadt und Land. So ein Bursche z. B. läßt Braten aufstellen oder wenigstens einen Kuchen, und sollt' er ihn unter den Nägeln hervorpressen, vertielet sich zu rotem Weine, gegenwärtig sogar zu Champagner aus Welschland! und nicht oft genug kann er sein Mädchen zum Wein bestellen; er tut, als ob er ein Krösus wäre, und sein Vater dabeim nicht mehr Platz hätte vor lauter Geld und Gut. Ist derselbe aber einmal verheiratet, dann hat die Herrlichkeit ein Ende, und je freigebiger er gewesen, desto larger wird er, und allemal wenn sein Weib mit ihm ins Wirtshaus will, so setzt es Streit ab, und wenn das Weib es einmal im Jahr erzwingt, so hält der Mann es ihr sieben Jahr lang vor. Aehnlich haben es die Mädchen mit der Liebenswürdigkeit. Es wird halt auch so sein, wie mit dem Specke, mit welchem man die Mäuse fängt. Ist die Maus gefangen und der Speck gefressen, so wächst auch nicht neuer Speck nach; der alte ist und bleibt gefressen. Hat ein Mann an die Liebenswürdigkeit gebissen und ist er gefangen, so hat man den Mann; warum sollte man noch fürder liebenswürdig sein?

Aus diesem Grunde kommt es wahrscheinlich, daß die meisten städtischen Väter ihren Töchtern ein Sadgeld vorbehalten, welches aber sehr oft nicht ausbezahlt wird; auf dem Lande ist man noch nicht so weit und namentlich im Heimiswpl-Graben nicht.

Trotz dem Höfwerden ward Eisi dem Christen immer lieber; immer mehr drang sich ihm die Ueberzeugung auf: die oder keine. Ihr zu Lieb' und Ehr' tat er manchen Gang, kam oft zum Besuch in des Bauern Haus und immer öfter vor des Mädchens Fenster, doch immer vergeblich, und allemal nahm er sich vor, nie mehr zu gehen, und nie konnte er seinen Vorsatz halten. Eisi

lam, wenn sie seine Stimme hörte, wohl unter's Fenster, und redete mit ihm; aber weiter brachte Christen es nicht. Je zärtlicher er redete, desto mehr verstummte das Mädchen; wenn er vom Heiraten sprach, so brach es ab, und wenn er traulich wurde, die eigenen Verhältnisse auseinanderetzte, und nach denen von Elsi forschte, so machte sie das Fenster zu. Dann ward Christen sehr böse; er ahnete nicht, welchen Kampf Elsi im Herzen bestand.

Anfänglich war es Elsi wohl in der Fremde, so allein und ohne alles Kreuz vom Vater her; aber allgemach war eben dieses Alleinsein ihr zur Pein; denn ohne Bürde auf der Welt soll der Mensch nicht sein. So niemanden zu haben, zu dem man sich flüchten, auf den man in jeder Not bauen kann, das ist ein Weh, an dem manches Herz verblutet. Als Christen der stätlichen Maid sich nahte, tat es Elsi unendlich wohl; Christen war ja eine Bräute in ihre alten Verhältnisse, von der Magd zur Meisterfrau. Aber um zu heiraten, mußte sie sagen, wer sie war, mußte ihre Verhältnisse offenbaren, mußte in der Heimat sagen, wohin sie gekommen; das war's, was sie nicht konnte.

Elsi war überzeugt, daß Christen, sobald er wußte, wer sie war, sie sitzen ließe, und das wollte sie nicht ertragen. Sie wußte zu gut, wie übel verächtigt ihr Vater war, Land auf Land ab, und daß man in diesem Tale hundertmal lieber ein armes Tagelöhnermädchen wollte, als eines von überberücktigter Familie her. Wie manches arme Kind sich eines reichen Mannes freut seiner Eltern wegen, weil es hofft, Sonnenschein bringen zu können in ihre trüben alten Tage, so kann ein Kind schlechter Eltern sich nicht freuen. Es bringt nichts als Schande in die neue Familie; den schlechten Eltern kann es nicht helfen, nicht helfen von ihrer Schande, nicht helfen von ihren Lastern. So wußte auch Elsi, daß ihrem Vater nicht zu helfen war, auf keine Weise. Geld war nur Del ins Feuer und ihn bei sich ertragen, das hätte sie nicht vermocht, und hätte es viel weniger einem Manne zugemutet, was die leibliche Tochter nicht ertrug. Das ist eben der Fluch, der auf schlechten Eltern liegt, daß sie das Gift werden in ihrer Kinder Leben; ihr schlechter Name ist das Gespenst, das umgeht, wenn sie selbst schon lange in ihren Gräbern modern, das sich an die Fersen der Kinder hängt und unheilbringend ihnen erscheint, wenn Glück sich ihnen naht, bessere Tage ihnen aufgehen wollen.

Es kämpfte hart in dem armen Mädchen; aber sein Geheimnis konnte es nicht offenbaren. Wenn Christen je gesehen hätte, wie der Kampf Elsi Tränen auspreßte, wie sie seufzte und betete, er wäre nicht so böse geworden; er hätte vielleicht in verdoppelter Liebe das Geheimnis entdeckt, aber was da innen in uns sich reget, das hat Gott nicht umsonst dem Auge anderer verborgen. Es kam Elsi oft an, wegzuziehen, in dunkler Nacht wieder zu verschwinden, wie sie in ihrer Heimat verschunden war, und doch vermochte sie es nicht. Sie redete sich ein, die Leute würden ihr Böses nachsagen, sie sei mit dem Schelmen davongegangen oder noch schlimmeres; aber es war etwas anderes, welches sie hielt, was sie sich aber selbst nicht gestand. So litt das arme Mädchen sehr: das höchste Glück ihm so nahe, und doch ein Gespenst zwischen ihm und seinem Glücke, das es ewig von selbigem schied! Und dieses Gespenst sahen andere Augen nicht; sie durfte nicht schreien; sie mußte die bittersten Vorwürfe ertragen, als ob sie schamlos und übermütig das Glück von sich stieße.

Diese Vorwürfe machte ihr nicht nur Christen, sondern auch die Bäuerin, welche Christens Liebe sah und ihrer Magd, welche ihr lieb wie eine Schwester war, dieses Glück wohl gönnte, was nicht alle Schwester getan hätten. Bei diesen Anlässen konnte sie recht bitter werden in den Klagen über Mangel an Zutrauen, ja manchmal sich des Deutens nicht enthalten, daß Elsi wohl etwas Böses zu beharren hätte, weil sie dasselbe nicht einmal ihr, welche es doch so gut meinte, anvertrauen wolle.

Das süßte Elsi mit Bitterkeit; sie sah recht elend aus, und doch konnte sie nicht fort, konnte noch viel weniger das Gespenst bannen, das zwischen ihr und ihrem Glücke stand. Da geschah es am alten Neujahr, d. h. an dem Tage, auf welchen nach dem alten Lato nach russischem Kalender das Neujahr gefallen wäre, und welches, so wie die alte Weihnacht, ebendem noch allgemein gefeiert wurde auf dem Lande, jetzt nur noch in einigen Berggegenden, daß Elsi mit der Bäuerin nach Burgdorf mußte. Der Tag war auf einen Markttag gefallen; es war viel Volk da, und lustig ging es her unterm jungen Volk, während unter den Alten viel verkehrt wurde von den Franzosen, von welchen die Rede war, wie sie Lust hätten an das Land hin, wie man sie bürsten wollte, bis sie genug hätten. Nur vorsichtig ließen hier und da Einige verblühte Worte fallen von Freiheit und Gleichheit und den gestirnten Herren zu Bern, und sie taten wohl mit der Vorsicht; denn Teufel und Franzos waren denen aus den Bergen ungefähr gleichbedeutend. — Als die Bäuerin ihre Geschichte berichtet hatte, feuerte sie dem Wirtshause zu; denn leer ging sie von Burgdorf nicht heim, und namentlich am alten Neujahr nicht. Sie wollte, Elsi mitnehmen, welche aber nicht wollte, sondern sich entschuldigte, sie hätte nichts nötig, und wenn sie beide dingeingen, so müßten sie sich eilen, weil niemand dabeim die Sache mache; gehe sie aber voran, so könne die Bäuerin bleiben, solange es ihr anständig sei, bis sie Kameradschaft fände für heim, oder gar eine Gelegenheit zum Fahren.

Wie sie da so schwatzen miteinander, kam Christen dazu, stand auf die Seite der Meisterfrau und sagte zu Elsi, jetzt müsse sie hinein; das wäre ihm doch seltsam, wenn ein Mädchen in kein Wirtshaus wolle. Elsi blieb fest und lehnte manerlich ab; sie möge den Wein nicht leiden, sagte sie, und dabeim mache niemand die Haushaltung. Sie müsse kommen, sagte Christen; trinken könne sie so wenig sie wolle, und gehen wann sie wolle; aber einmal wolle er wissen, ob sie sich seiner schäme oder nicht?

Das sei einseitig von ihm, sagte Elsi; er solle doch denken, wie eine arme Magd sich eines Bauern schämen sollte, und zürnen solle er nicht, aber es sei ihr Lebtag ihr Brauch gewesen, sich nicht eigelich zu machen, sondern erst zu stunen, dann zu reden, dann bei dem zu bleiben, was geredet worden. Die gute Bäuerin, welche wenig von andern Gründen wußte, als von Mägen und nicht Mägen, half drängen und sagte, das sei doch wunderbar getan, und wenn zu ihrer Zeit sie ein ebrlicher, braver Bursche zum Weine habe führen wollen, so hätte sie sich geschämt, es ihm abzusagen und ihm diese Schande anzutun. Es ist nun nichts, welches den Zorn des Menschen eher entzündet und sein Begehren stählt, als ein solcher Peitsch; darum ward Christen immer ungestümer, und wollte mit Gewalt Elsi zwingen. Aber Elsi widerstand. Da sagte Christen im Zorn: „Se nun, du wirst am besten wissen, warum du in kein Wirtshaus darfst; aber wenn du nicht willst, so gibt es andere.“ Somit ließ er Elsi fahren und griff rasch nach einem heimiswiler Mädchen, welches eben vorüberging und willig ihm folgte. Die Bäuerin warf Elsi einen bösen Blick zu, und sagte: „Gott, jetzt haßt's!“ und ging nach. Da stand nun Elsi, und das Herz wollte es ihr zerreißen, und der Zorn über Christens verdächtige Worte und die Eifersucht gegen das willige Mädchen hätten fast vollbracht, was die Liebe nicht vermochte, und sie Christen nachgetrieben. Indessen hielt sie sich; denn vor den Wirtshäusern, in welchen ihre Familienehre, ihr Familienglück zu Grunde gegangen, hatte sie einen Abscheu, und zugleich, weil sie in denselben am meisten Gefahr lief, erkannt zu werden oder etwas von ihrem Vater vernehmen zu müssen. In den Wirtshäusern ist's, wo die Menschen zusammenströmen, und sich Zeit nehmen zu betrachten und beizuwurfsen, was beim flüchtigen Begleiten auf der Straße unbeachtet vorübergeht. Elsi ging heim; aber so finster war es in ihrem Herzen nie ge-

wesen, seit den Tagen, an welchen das Unglück über sie eingebrochen war. Anfangs konnte sie sich des Wehens fast nicht enthalten; aber sie unterdrückte dasselbe mit aller Gewalt, der Leute wegen. Da nahm ein bitterer, finsterner Groll immer mehr Platz in ihr. So ging es ihr also; sie sollte nicht nur niemals glücklich sein, sondern noch eigens geplagt und verdächtigt werden, und sie mußte sich das gefallen lassen und konnte sich nicht rechtfertigen. Wie ehemals in gewaltigen Revolutionen die Berge aus der Erde gewachsen sein sollen, so wuchs aus den Wehen ihres Herzens der Entschluß empor, von allen Menschen mehr und mehr sich abzuschließen, mit niemanden etwas mehr zu haben, nicht mehr zu reden, als sie mußte, und so bald möglich da wegzugehen, wo man so gegen sie sein könnte.

Als die Meisterfrau beim kam, stärkte sie diesen Entschluß; sie beabsichtigte freilich das Gegenteil; aber es ist nicht allen Menschen gegeben, richtig zu rechnen, nicht einmal in Beziehung auf die Zahlen, geschweige denn in Bezug auf die Worte. Sie erzählte, wie Christen sich lustig gemacht in Burgdorf, und sicher gehe er mit dem Mädchen beim, und was es dann gebe, könne niemand wissen; das Mädchen sei hübsch und reich, und pflüssig genug, den Vogel zu fangen. Das würde Eisi recht gefallen, und sie möchte es ihr gönnen; denn das sei keine Manier für eine Maad, mit einem Bauern so umzugehen. Aber sie fange auch an zu glauben, da müsse was dahinter sein, das nicht gut sei; anders könne sie ihr Betragen nicht erklären, oder sei es anders, so solle sie es sagen. Diesem setzte Eisi nichts als trotziges Schweigen entgegen. In trozigem Schweigen ging sie zu Bette und machte mit ihm auf, als es an ihr Fenster klopfte und Christens Stimme laut ward vor demselben. Dieser hatte es doch nicht übers Herz bringen können, einen neuen Tag aufgeben zu lassen über seinen Zwist mit Eisi. Er trank, wie man sagt, guten Wein, und jemehr er trank, desto besser ward er. Jemehr der Wein auf dem Heimweg über ihn kam, desto mehr zog es ihn zu Eisi, mit ihr Frieden zu machen. Im Wirtshaus zu Heimiswohl kehrte er mit seinem Mädchen ein, aber nur, um desselben los zu werden mit Manier, ließ eine Halbe bringen, bestellte Efen, ging unter einem Vorwand hinaus, bezahlte, und erschien nicht wieder. Das Mädchen war, wie gesagt, nicht von den Dummen eins; es merkte bald, woran es war, jammerte und schimpfte nicht, hielt nun mit dem, was Christen bezahlt hatte, einen andern zu Gast, und so schickte es ihm nicht an einem Begleiter nach Hause. Dem armen Christen ging es nicht so gut. Eisi, durch die Bäuerin neu aufgeregt, hielt ihren Entschluß fest, und antwortete nicht, wie Christen auch hat; sie mußte den Kopf ins Kissen bergen, damit er ihr Weinen nicht höre; aber sie blieb fest und antwortete auch nicht einen Laut. Christen tat endlich wild; aber Eisi bewegte sich nicht; zuletzt entfernte sich derselbe halb zornig, halb im Glauben, Eisi habe zu hart geschlafen und ihn nicht gehört. Aber er ward bald inne, wie Eisi es meine. Die frühere Freundlichkeit war dahin; Eisi tat durchaus fremd gegen ihn, antwortete ihm nur das Nöthigste, danke, wenn er ihr die Zeit wünsche; in allem übrigen war sie unbeweglich. Christen ward suchtsüchtig darob, und konnte Eisi doch nicht lassen. Hundertmal nahm er sich vor, nicht mehr an sie zu denken, sich ganz von ihr loszumachen, und doch stand sie beständig vor seinen Augen; ihre weißen Hemdeärmel am Brunnen sah er durch sieben Zäune schimmern, und an allen Haaren zog es ihn, bis er unter ihrem Fenster stand. Hundertmal nahm er sich vor, rasch eine andere zu freien, und so dem Dinge ein Ende zu machen; aber er konnte mit seinem Mädchen freundlich sein, und wenn eines gegen ihn freundlich war, so ward er böse; es war ihm, als trügen alle andern Mädchen die Schuld, daß Eisi sich so gegen ihn verhärtete.

Während Christens Weg im Herzen wuchs als wie ein böses Gewächs, wuchs auch der Lärm mit den Franzosen von Tag zu Tag. Schon lange waren Soldaten

auf den Weinen; viele Bataillone standen gesammelt den Franzosen bereits gegenüber, welche an den Grenzen lagen, und im Waatlande. Immer mehr bildete sich beim Volke der Glaube aus, der Franzos fürchte sich, dürfe nicht angreifen, und unterdessen schlüßen viele herum, die das Gerücht zu verbreiten suchten; die Herren wollten das Volk verraten; wäre dieses nicht, der Franzos wäre längst abgezogen; aber er passe auf die Gelegenheit, und bis er mit den Herren einig sei. Das echte Landvolk haßte den Franzos wie den Antichrist, ärger als einen menschenfressenden Kannibalen; daher ärgerte es sich schwer an dem Zögern der Herren auf dem Rathause; das Schwanen dort war eben nicht geeignet, jene Verleumdungen Lügen zu strafen. Eine schauerliche Nachricht sagte die andere. Da kam plötzlich die Vorkchaft, losgebrochen sei der Krieg, und die Postboten flohen durch die Täler, alle eingekillte Mannschaft auf die Sammelplätze zu entbieten. Es war den ersten März spät abends, als auch Christen den Befehl erhielt. Alsobald rüstete er sich und bestellte sein Haus, und Nachbar um Nachbar kam, bot seine Dienste an und seiner vergaß der Wohnung: „Schont sie nicht, die Franzosen; laßt keinen entrinnen, schneit ihnen Köpfe und Beine ab, verbrennt sie dann noch lebendig! Sie wissen es dann in Zukunft, daß sie uns ruhig lassen sollen, die Nordioten!“ — Christen mochte nicht warten, bis der Letzte fort war; aber ohne Abschied von Eisi wollte er auch nicht fort. Als er an ihr Fenster kam, ging es ihm wie früher. Er erhielt auf Liebe und Klopfen keine Antwort. Da sprach er: „Hör, Eisi, ich bin da eben in der Montur und auf dem Weg in den Krieg, und wer weiß, ob du mich lebendig wieder siehst, einmal wenn du so lust, gewiß nicht. Komm hervor, sonst könnte es dich gereuen, solange du lebst.“ — Die Worte drangen Eisi ins Herz; sie mußte aufstehen und ans Fenster gehen. Da sagte Christen: „So kommst du doch noch; aber jetzt gib mir die Hand und sag' mir, du zürnest mir nicht mehr, und wenn mich Gott gesund erhält, so wollest du mein Weib werden, versprich mir's.“ — Eisi gab ihre Hand, aber schwieg. — „Versprichst mir's?“ fragte Christen. Es wollte Eisi das Herz abdrücken und lange fand sie keinen Laut, und erst als Christen noch einmal sagte: „So red' doch; sag' mir, du wollest mich, daß ich auch weiß, woran ich bin“, antwortete sie: „Ich kann nicht.“ — „Aber Eisi, besinn dich“, sagte Christen, „dente, du könntest reuig werden; sage ja.“ — „Ich kann nicht“, wiederholte Eisi. „Eisi, besinn dich!“ bat Christen dringend. — „Sag mir das nicht zum drittenmal; wer weiß, ob du mir dein Lebtag noch etwas sagen kannst; sag' ja, um Gotteswillen bist' ich dich.“ — Ein Krampf saßte Eisis Brust, endlich hauchte sie: „Ich kann nicht.“ — „So sieh, was du gemacht hast!“ antwortete Christen, „und verantworte es dann vor Gott.“ — Mit diesen Worten stürzte er fort; Eisi sank bewußtlos zusammen.

Still ging der zweite März über dem Tale auf. Die meisten Bewohner waren am Abend vorher lange aufgewesen und hatten den Abziehenden das Geleit gegeben, und so begann erst spät des Tages Geräusch. Eisi war betäubt und ging herum wie ein Schatten an der Wand. Die Meisterfrau hatte wohl gemerkt, daß Christen oben am Fenster Abschied genommen, aber nichts verstanden. Sie hoffte, daß sie sich verständigt, und fühlte Mitleiden mit Eisis Aussehen, welches sie der Angst um Christens Leben zuschrieb. Sie tröstete, so gut sie konnte und sagte, es sei noch nicht gewiß, daß es Krieg gebe; vielleicht sei es nur wieder blinder Lärm. Und wenn schon, so hätte sie gehört, unter hundert Augen treffe nicht eine einzige, und Christen sei alt genug, um aufzupassen, daß ihn keine treffe, und nicht so wie ein Sturm drein zu rennen, ohne sich zu achten, wohin. Eisi sollte nur nicht Nummer haben; es werde noch alles gut gehen, und ehe Pfingsten da sei, könne es eine schöne Hochzeit geben. — Dieser Trost wirkte aber wiederum umgekehrt, und Eisi begann ganz gegen ihre Gewohnheit, laut auf zu jamrern. „Er

kommt nicht wieder, ich weiß es, und ich bin schuld daran, tief sie verzweiflungsvoll. — „Aber, mein Gott, hast du es denn nicht mit ihm ausgemacht, und ihm das Wort gegeben? Er wird doch expresse deswegen gekommen sein, und vielleicht dir den Hof noch lassen verschreiben, ehe er von Burgdorf austrückt.“ — „Nein habe ich gesagt, und er hat gesagt, lebendig werde ich ihn nicht wiedersehen!“ — Da schlug die Bäuerin die Hände über dem Kopf zusammen und sagte: „Aber, mein Gott, mein Gott, bist du verrückt, oder eine Kindsmörderin, oder eine Schinders-tochter? eint von diesen dreien muß sein, sonst hättest du es nicht übers Herz gebracht, einen solchen Burtschen von der Hand zu weisen. Bist eine Schinders-tochter oder eine Kindsmörderin? Ich will es jetzt wissen.“ — „Keins von beiden bin ich“, sagte Elsi, tief verlegt über solchen Verdacht; „von vornehmen Leuten bin ich her, wie hier im ganzen Kirchspiel keine wohnen, und was mein Vater getan hat, dessen bin ich nicht schuld.“ — „So, was hat der gemacht?“ fragte die Frau — „er wird jemanden gemordet haben, oder falsches Geld gemacht, und ins Zucht-haus gekommen sein.“ — „Nein, Frau“, sagte Elsi, „ich weiß nicht, warum Ihr mir das Schlimmste ansinnelt.“ — „Aber etwas muß es doch sein, das dir im Weg ist; so wegen nichts schlägt man einen solchen Mann nicht aus. Vielleicht hat er falsche Schriften gemacht oder wird sich selber gemordet haben und nicht im Kirchhof begraben worden sein.“ — „Nein, Frau“, sagte Elsi, „das ist nicht wahr; er hat Selbsttag gemacht und muß jetzt betteln gehn. Ich will es gleich herausfagen; sonst meint man, wie schlecht ich sei, und es wird ohnehin bald alles aus sein, und da möchte ich nicht, daß man mir Schleiches ins Grab redet.“ — „Was, gelstiget, und deswegen willst du nicht heiraten, du Tropf du? Und das darfst du nicht sagen? Je weniger du hast, einen desto reichern Mann bedarfst du. Wenn niemand heiraten wollte, in dessen Familie irgend einer Selbsttag gemacht, denke nur, wie viele ledig bleiben müßten, denen das Heiraten so wohl ansteht.“ — „O Frau“, sagte Elsi, „Ihr wißt darum nicht, wer wir gewesen sind, und was unser Unglück für mich war.“ — „O, doch nicht etwa unserm Hergott seine Geschwister?“

„O Herr, o Herr, o Mutter, o Mutter! sie kommen, sie kommen!“ schrie draußen ein Kind. — „Wer?“ rief die Frau. — „Die Franzosen, sie sind schon im Lochbach oder doch in Burgdorf; hör, wie sie schiefen!“ — „O Christen, o Christen!“ schrie Elsi; alle liefen hinaus. Draußen stand alles vor den Häusern, soweit man sehen konnte, und „Pung, Pung“ tönte es Schuß um Schuß dumpf über den Berg her. Ernst horchten die Männer, bebend standen die Weiber, und wo möglich stand jedes neben oder hinter dem Manne, rührte ihn an, oder legte die Hand in die seine, und gar manches Weib, das lange dem Manne kein gutes Wort gegeben, ward zärtlich und bat: „Verlaß mich nicht, um tausend Gotteswillen verlaß mich nicht; mein Lebtag will ich dir kein böses Wort mehr geben!“ — Endlich sagte ein alter Mann am Stecken: „Gefährlich ist das nicht, es ist weit noch; jenseits der Aare, wahrscheinlich am Berg. Wenn sie in Gränchen mustern, hört man das Schießen affurat so. In Längnau stehen die Verner und oben auf dem Berg sollen auch deren sein; in Solothurn wird man den Franzosen schon heiß machen; das sind die Rechten, die Solothurner, beim Schießen immer die Lustigsten.“ — Das machte den Weibern wieder Mut; aber manchem Knaben, der Flinte oder Kellegarde in der Hand auf dem Sprunge zum Ablauf stand, war der Ausspruch nicht recht. — „Wir gehen gleich“, sagte einer; „und sollte es bis Solothurn sein. Wenn wir alsbald formarschieren, so kommen wir vielleicht noch zum rechten Hauptstreit.“ — „Ihr wartet“, befahl der Alte. „Wenn einer hier läuft, der andere dort, so richtet man nichts aus; mit einzelnen Tropfen treibt man kein Mähtrad. Wenn in Solothurn die Franzosen durchbrechen, dann ergeht der Sturm; die Gloden rufen;

auf den Hochwachten wird geschossen und die Feuer brennen auf, läuft alles miteinander in Gottes Namen was Hände und Füße hat; dann geht's los, und der Franzos wird erfahren, was es heißt, ins Verniet kommen. Bis dahin aber wartet.“ — Das war manchem wilden Buben nicht recht; er drückte sich auf die Seite, verschwand, und mehr als einer kam nie wieder. — „Du glaubst also nicht, daß unsere Leute schon im Krieg seien?“ frug bebend Elsi an des Alten Seite. — „O nein“, sagte der Alte, „die werden wohl erst jetzt von Burgdorf austrücken, gegen Fraubrunnen oder Bätterkinden zu; was für Befehl sie bekommen, weiß ich nicht. Aber schaden würde es nichts, wenn jemand auf Burgdorf ginge, um da zu hören, was vorgeht.“

Aber in Burgdorf war es nicht viel besser, als hinten im Heimiswhlgraben; ein Gerücht jagte das andere; eines war abenteuerlicher als das andere. Die Franzosenfeinde wußten zu erzählen, wie die Fremdlinge geschlagen worden, und, wo nicht tot, doch schon mehr als halbtot seien; die Franzosenfreunde wußten das Umgekehrte; das ganze Bernerheer sei geschlagen, gefangen oder verraten, und die predigten laut, man solle sich doch nicht wehren; man gewinne nichts damit, als eine zerflossene oder zerstoche Haut. So wogten die Gerüchte hin und her, wie vor einem Gewitter die Wolken durcheinandergehen.

Gegen Abend hatte das Schießen aufgehört; es war ruhig geworden auf der Landschaft; man hoffte, die Franzosen seien in Solothurn gefangen genommen worden, gleich wie in einer Falle. Elsi war auch ruhiger geworden auf diese Hoffnung hin. Sie hatte der Bäuerin sagen müssen, wer sie eigentlich sei und da hatte diese wiederum die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen. Von dem Müller hatte sie gehört, von seinem Tun und Reichthum, und da ihr nur dieser recht in die Augen schien, so betrachtete sie Elsi mit rechtem Respekt. Keinem Menschen hätte sie geglaubt, sagte sie, daß so eine reiche Müllers-tochter sich so stellen könne; aber daß sie nicht ihr Lebtag Magd gewesen, das hätte sie ihr doch gleich anfangs angesehen. — „Und das, du Tröpflein, hast du ihm nicht sagen dürfen? Und wenn dein Vater schon ein Hubel ist, so ist deine Familie doch reich und vornehm und sonst nichts Unsauberes darin, und da muß einer eins gegen das andere rechnen. O, wenn ich Christen doch das nur gleich sagen könnte; du würdest sehen: das machte ihm nicht nur nichts aus; er nähme noch den Vater zu sich, nur daß er von der Gemeinde käme.“ — „Das begehre ich nicht“, sagte Elsi; „ich begehre nicht mehr mit dem Vater zusammenzukommen, und Christen kann ich doch nicht heiraten; ich will gar nicht heiraten, nie und nimmermehr. Ich müßte mir doch meinen Vater vorhalten lassen oder daß ich arm sei. Ich weiß wohl, wie das Mannevolk ist, und das möchte ich nicht ertragen. Aber wenn Christen nur nicht im Zorne tut, was unrecht ist und den Tod sucht; ich überlebte es nicht.“ — „Du bist ein Tröpflein“, sagte die Bäuerin, „so etwas ihm nicht zu sagen; das war nur der Hochmut, der dich plagte. Aber wart, wir wollen ihm morgen Bescheid machen; es wird wohl der eine oder der andere Alte seinen Söhnen, die bei den Soldaten sind, etwas schicken wollen, Käs oder Kirschwasser, da will ich dem Christen sagen lassen, es sei dabeiin ander Wetter und er solle machen, daß er sobald als möglich heim käme, aber gesund und gerecht. Er wird schon merken, was gemeint ist.“ — Elsi wollte da- von lange nichts hören, klagte, wie reuig sie sei, daß sie ein Wort gesagt, drohte, sie laufe fort, jammerte, daß sie nicht schon lange gestorben, und wenn Christen nur lebendig heim komme, so wolle sie gern auf der Stelle sterben; aber heiraten wolle und könne sie nicht. Die Bäuerin ließ sich nicht irre machen; sie hatte die Heirat im Kopf, und wenn eine Frau eine Heirat auf dem Korn hat, so ist's schwer, sie davon abzubringen. Nun rubte die Bäuerin nicht, bis sie einen aufgefunden, der mit Proviant den Soldaten nachgeschickt wurde von einer sorgsamten Mutter, und schärfte dem es ein, was er dem

Christen zu sagen hätte. Was die Bäuerin getan, gosh Balsam ins Elßs Herz; aber sie gefand es nicht ein; sie zankte mit der Bäuerin, und zankte mit sich, daß sie ihr Geheimnis vor den Mund gelassen; sie wußte nicht, sollte sie bleiben oder gehen; es mochte ihr fast sein, wie einem Festungskommandanten, der erst von Verteidigung bis in den Tod, von in die Luft sprengen gesprochen, und dem allgemach die Ueberzeugung kommt, das trüge nichts ab, und leben bleiben sei doch besser.

Der dritte März lief ab ohne Kanonendonner, aber Gerüchte kamen, Freiburg sei über und Solothurn; die Stadt Würen sei verbrannt; die Herren wollten das Land übergeben ohne Krieg. Dieses Gerücht entzündete furchtbaren Jörn, soweit es kam. Da wollten sie doch auch noch dabei sein, sagten die Bauern; aber erst müßten die Edelmen an den Lanz, die Dinge verkaufen, welche ihnen nicht gehörten. Gegen Abend wollte man Soldaten gesehen haben, die von Wnigen kommend quer durchs Thal gegangen seien. Die sollten gesagt haben, sie kämen vom Weissenstein, und alles sei aus; die einen hätten kapituliert, die andern seien sonst auseinandergegangen, und die Franzosen würden da sein, ehe man daran denke.

Dieser Bericht ging mit Blitzesschnelle durchs ganze Thal und regte alles auf; aber wie ein Blitz verschwand er auch; am Ende wußte man nicht, wer die Soldaten gesehen hatte; man wußte nicht mehr, waren es eigentliche Soldaten gewesen oder Spione, welche das Land ausfindschafften sollten; denn es seien viele Deutsche bei den Franzosen, hieß es, die akurat gleich redeten, wie man hier rede, und überhaupt beschaffen seien, wie andere Menschen. Diese Nachricht hinterließ nichts, als vermehrte Unschlüssigkeit; man wußte nicht, sollte man die ausgerückten Leute zurückerwarten, oder sollte man nachrücken. Man stand umher, packte auf, packte ab; es war akurat, als ob es eigens dazu angelegt wäre, den Volksmut wirkungslos verpuffen und verrauchen zu lassen.

Der Bursche, der ausgefandt worden war, kam erst am zweiten Tag, am 4. März, zurück, aber mit höchem Bescheid. Christen hätte er nicht finden können, sagte er aus. Es hätte gebeizt, er sei gegen Vätertkinder zu gerückt, mit seiner Batterie; dahin habe er ihm nicht nach wollen; es heiße, umüberlegt trappe man in die Franzosen hinein, wie in ein Hornissenest, und ihre Dragoner sämen daher, wie in den Lüften; wenn man meine, sie seien noch eine Stunde weit, so hätte man sie schon auf dem Hals. Er habe daher den Gruß in Fraubrunnen abgegeben, mit dem Auftrage, ihn dem Christen zuzustellen, wenn man ihn sehe. Zurück kämen die Leute aber nicht; sie wollten auf die Franzosen warten, heiße es, und andere meinten, man warte nur auf Zuzug und wolle dann auf die Franzosen, welche sich nicht aus Solothurn hervorlassen dürften. Bald werde es losgeben, darauf könne man zählen.

Dieser Bescheid regte Elßs fürchterlich auf. Also Krieg war's und dahinein war Christen von Elßs Rein gesagt, und niemand besänftigte ihn, und die gute Botschaft hatte er nicht vernommen; lebendig sah sie ihn also nicht wieder! Es drängte sie, ihm die Botschaft selbst zu bringen; aber sie wußte keinen Weg, und fürchtete, so allein in die Franzosen zu laufen, und die Bäuerin tröstete sie, der Landsturm werde allweg bald ergehen; da machte sich alles; da könne sie mit; sie wolle für sie daheim bleiben; denn wegen des Viehes könne doch nicht alles fort. So werde sie früh genug kommen; denn man werde die Sache doch nicht lassen angehen, bis alles beieinander sei.

Alles rüstete sich; jeder suchte seine Waffe sich aus; eine tüchtige zweizinkige Sockgabel an langem Stiele, mit welcher man in der Ernte die Garben ladet, stellte Elßs sich zur Hand und wartete mit Ungebuld des Ausbruchs.

Am 5. März war's, als der Franzos ins Land drang, im Lande der Sturm erging, die Glocken hallten, die Feuer brannten auf den Hochwachten, die Böller trachten und der Landsturm aus allen Thälern brach, der Land-

sturm, der nicht wußte, was er sollte, während niemand daran dachte, was er mit ihm machen sollte. Aus den nächsten Thälern strömte es Burgdorf zu; dort hieß es, man sollte auf Fraubrunnen; die Nachricht sei gekommen, daß die Franzosen von Solothurn aufgebrochen; auf dem Fraubrunner Felde sollte geschlagen werden; dort warteten die Berner, und namentlich Hüsliere und Kanoniere aus dieser Gegend. Der Strom wälzte sich das Land ab, Kinder, Greise, Weiber bunt durcheinander; an eine Ordnung ward auch nicht von ferne gedacht; dachte doch selten jemand daran, was er eigentlich machen sollte vor dem Feinde. Von einem wunderbaren, fast unerklärlichen Gemüthe getrieben, ließ jeder dem Feinde zu, als ob es gälte, eine Herde Schafe aus einem Acker zu treiben. Das beginnende Schießen minderte die Eile nicht; es schien jedem angst zu sein, er käme zu spät. Unter den Vordersten war immer Elßs und jeder Schuß traf ihr Herz; denn sie mußte denken: hat er Christen getroffen? Sowie sie aus dem Walde bei Kernried kamen, erblickten sie den beginnenden Kampf am äußersten Ende des Fraubrunner Felbes gegen Solothurn zu. Kanonen donnerten, Bataillonsfeuer trachten, jagende Reiter wurden sichtbar, Rauchmassen wälzten sich über das Moos hin. Erstarrt standen die Landstürmer; sie hatten nie ein Gefecht gesehen, wenigstens unter Hunderten nicht einer. Wie das so fürchterlich zuzug hin und her, und von weitem wußte man nicht einmal, wer Feind, wer Freund war! Je länger sie zusahen, desto mehr erlauchten sie; es begann ihnen zu grüßen vor dem wilden Feuer mit Flinten und Kanonen, und alles scharf geladen; sie fanden, man müsse warten und zusehen, welchen Weg es gebe; wenn man da so aufs Geratewohl zu marschiere, so könne man unter die Lähnen kommen. Kein Mensch war da, sie zu ordnen, zu befehlern, rasch in den Feind zu führen. Es waren in jenen Tagen die Berner mit heillosen Blindheit geschlagen. Das Feuer der Soldaten ließ man auf die gräßlichste Weise erkalten, und wenn's erkalte war ob dem langen nutzlosen Stehen, manchmal lange Zeit ohne Führer, liefen sie halt auseinander. Das einzige Mal, wo die Soldaten vorwärts geführt wurden, statt zurück, erfuhren die Franzosen, was Schweizerkraft und Mut noch Dato können; bei Neuenegg erfuhren sie es.

Elßs war es himmelangst, als man so müßig da stand, als gar hier und da eine Stimme laut wurde: „Ihr guten Leute, am besten wär's, wir gingen heim; wir richten da doch nichts aus.“ — Und wenn niemand zu Hilfe wolle, so gebe sie, wofür man denn bis hierher gekommen? sagte Elßs. Wenn sie nur den kürzesten Weg übers Moos wüßte. Sie sämen mit, riesen einige junge Burschen, und die Masse verlassend eilten sie auf dem nächsten Weg Fraubrunnen zu. Als sie dort auf die Landstraße kamen, war ein hart Gedränge, eine Verwirrung obnegleichen. Mit Gewalt fast mußte sie sich drängen durch Bernersoldaten, die auf der Straße standen und müßig zusahen, wie vorwärts ein ander Bataillon mit dem Feinde sich schlug. Auf die wunderbarste Weise schlug man sich, schlug sich vereinzelt mit dem Feind, oder wartete geduldig, bis es ihm gefiel, anzugreifen. Keiner unterstützte den andern; höchstens, wenn ein Bataillon vernichtet war, gab ein anderes zu verstehen, es sei auch noch da und barre des gleichen Schicksals. Das alles sah Elßs im Flug, und wenn die Soldaten, die sie mit Wüssen nicht schonte, schimpften und ihr zuriefen, sie solle heimgehen und Flachs spinnen, so sagte sie, wenn sie dastünden wie die Tröpfe, so mußte das Weibervolk voran, um das Vaterland zu retten, und wenn sie was nütz' wären, so gingen sie vorwärts und hülften den andern. Elßs hatte vom Moos weg eine große Linde gesehen, und bei derselben sah sie den Rauch von Kanonen; dort mußte ihr Christen sein, dorthin eilte sie mit aller Hast. Als sie auf die Höhe kam, hinter welcher von Fraubrunnen her die berühmte Linde liegt, wo die Berner vor bald fünfhundert Jahren die Gugler schlugen, donnerten die Kanonen noch; aber Elßs sah, wie recht zwischen Straße und Moos, vom Rande des

Kaines gedeckt, Reiter dahergesprenzt kamen wie der Nordwind, fremdländisch anzusehen. „Franzosen! Franzosen!“ rief Eisi, so laut sie konnte; aber ihre Stimme verhallte im Kanonendonner. Die Reiter wußten, was sie wollten: sie wollten die Batterie, welche ihnen lästig geworden war. Ebenfalls die Linde im Aug, lenkten sie, sobald sie unter ihr waren, auf die Straße herauf und stürzten sich auf die Kanoniere. Diese, ohne nähere Bedenkung, suchten zwischen ihren Kanonen sich zu verteidigen; aber einer nach dem andern fiel. Einen einzigen sah Eisi noch, der mit seinem kurzen Säbel ritterlich sich wehrte; es war ihr Christen. „Christen! Christen! wehre dich, ich komme!“ schrie Eisi mit lauter Stimme. Den Schrei hörte Christen, sah seine Eisi, sank aber im gleichen Augenblick zum Tode getroffen zwischen den Kanonen nieder. Eisi fürzte mit der Wut einer Löwin auf die Franzosen ein; diese riefen ihr Pardon zu; aber Eisi hörte

nichts, raunte mit ihrer Gabel den ersten vom Pferde, raunte an, was zwischen ihr und Christen war, verwundete Pferde und Menschen; da sahen zischende Klinge auf das Mädchen nieder; aber es rang sich durch und erfi zwischen den Kanonen fiel es zusammen. Vor ihr lag Christen. „O Christen, lebst du noch?“ rief Eisi mit dem Tode auf den Lippen. Christen wollte sich erheben; aber er vermochte es nicht; die blutige Hand reichte er ihr, und Hand in Hand gingen sie hinüber in das Land, wo nichts mehr zwischen den Seelen steht, die sich hier gefunden. Die Franzosen sahen gerührt diesen Tod; die wilden Husaren waren nicht unempfänglich für die Treue der Liebe. Sie erzählten der Liebenden Schicksal, und so oft sie dasselbe erzählten, wurden sie wehmütig und sagten, wenn sie gewußt hätten, was beide einander wären, beide lebten noch, aber in wildem Gefecht habe man nicht Zeit zu langen Fragen.

Karl Marx.

Heinrich Karl Marx, wie sein voller Name lautet, wurde am 5. Mai 1818 in Trier, in Rheinpreußen, als der Sohn des Advokatenanwalts und späteren Justizrates Heinrich Marx geboren. Seine Mutter Henriette war holländischer Abstammung, eine geborene Preßburg. Sechs Jahre nach der Geburt von Marx traten seine Eltern mit der ganzen Familie vom Judentum zum Protestantismus über. Nicht so sehr aus religiöser Ueberzeugung, sondern vielleicht mehr in dem treffenden Sinne, in dem Heinrich Heine einmal den Taufzettel den Eintrittschein zur europäischen Kultur nennt. Sein Vater war ein hochgebildeter, streng rechtlicher Mann. Die Rheinprovinz war während der Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreiches unter französischer Verwaltung gestanden.

Von großem Einfluß auf Marx' Entwicklung ist der rege Verkehr gewesen, den seine Familie mit den Westphalen unterhielt. Diese Familie, die zum neueren Adel gehörte, war seit dem Jahre 1816 in Trier ansässig. Das Familienoberhaupt, Rat Ludwig von Westphalen, hatte den kleinen Marx sehr lieb gewonnen und dieser verkehrte von Jugend auf viel im Westphalenschen Hause.

Mit Ludwig von Westphalens Tochter, der 1814 geborenen Jenny, wuchs Marx in enger Gemeinschaft auf und sahte früh eine innige Zuneigung zu seiner Kindestgenossin. Schon in seiner frühesten Jugend war er zwar kein Musterknabe im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber er zeigte große Begabung. Mit Leichtigkeit bewältigte er schwere Aufgaben und so frühlicher schaute er in das Leben hinein, daß ihm seine Mutter den Beinamen das „Glückskind“ gab.

Mit 17 Jahren hatte er das Trierer Gymnasium absolviert und kam nun als studiosus juris auf die Bonner Universität. Dort blieb er ein Jahr und scheint sich während dieser Zeit nicht gerade ganz musterhaft aufgeführt zu haben. Wenigstens sprach sein Vater später in einem Briefe von einem „wildem Toben“ in Bonn. Im Jahre 1836 ging Marx an die Berliner Universität, um dort seine Studien in der Rechtswissenschaft fortzusetzen. Vorher aber verlobte er sich noch mit seiner Jugendgenossin Jenny von Westphalen ohne Wissen ihrer Eltern, aber mit Kenntnis und Billigung seines Vaters, der immer mit zärtlicher Liebe an ihm hing.

In Berlin begann nun für den jungen Marx eine neue Zeit. Es war gewissermaßen der erste Schritt in das große Leben. In unermüdlichem Ringen strebte er darnach, die Rätsel des Daseins zu erforschen. Schon damals hatte er die Gewohnheit, ganze Nächte durchzuarbeiten. Das Schwerste des Schweren bewältigte er, und dabei war sein Herz erfüllt von sehnfüchtig roman-

tischen Gefühlen für seine Braut. Er versuchte sich selbst als Dichter. Eine ernste Freundschaft schloß er mit dem damaligen Dozenten Bruno Bauer, der, obwohl um mehr als zehn Jahre älter als Marx, doch den Genius erkannte und schätzte, der in dem jungen Mann siedete. Als Bauer sich dann an der Bonner Universität als Privatdozent habilitierte, war es Marx' Wunsch, nach der Erlangung des Doktorats ebenfalls dort Vorlesungen zu halten und später Professor zu werden. Lange noch, bevor an die Verwirklichung solcher Pläne gedacht werden konnte, traf ihn ein schwerer Schlag. Sein Vater, schon längere Zeit fränktlich, starb am 10. Mai 1838 im Alter von 56 Jahren.

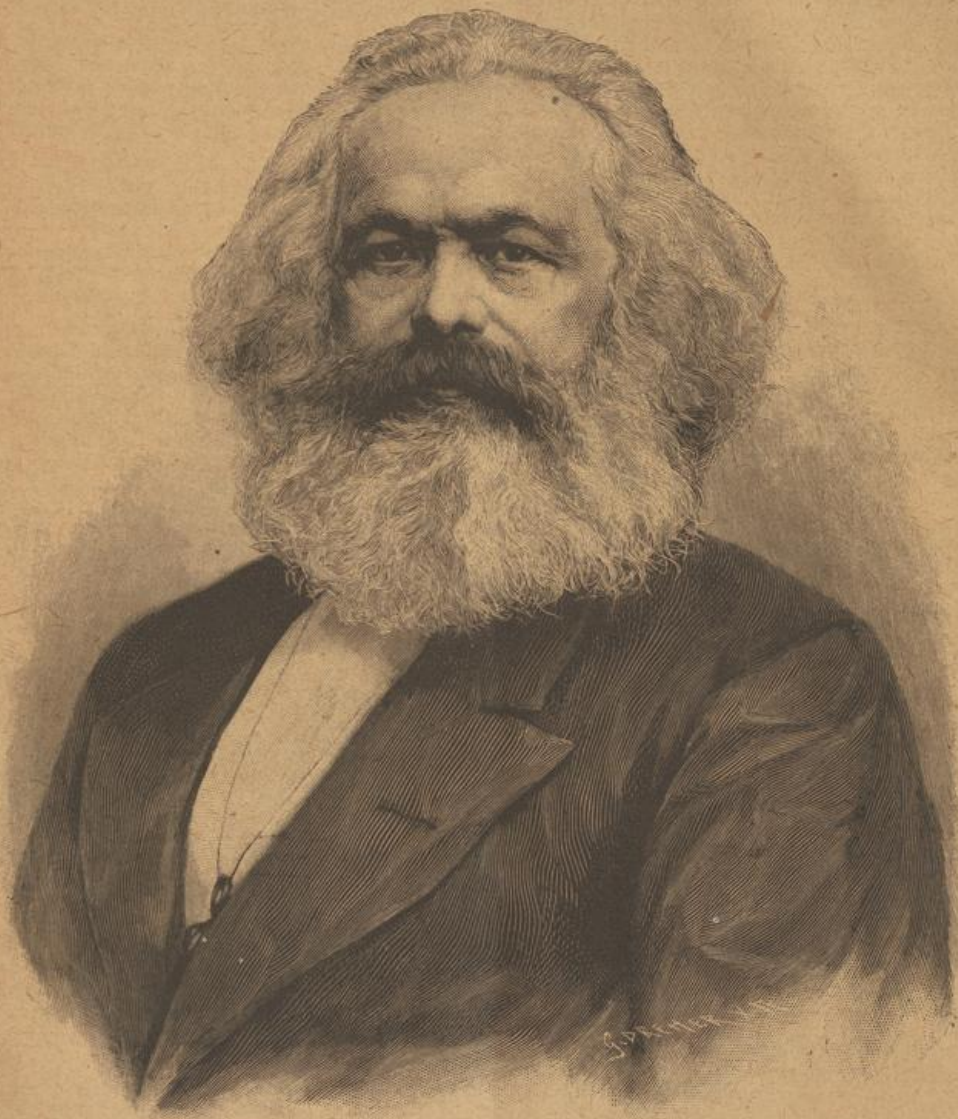
Am 15. April 1841 wurde er in Jena auf Grund einer Dissertation über ein philosophisches Thema, die er dem Vater seiner Braut gewidmet hatte, zum Doktor der Philosophie promoviert. Aus seinen Bonner Lehrplänen wurde nichts. Sein Freund Bruno Bauer wurde wegen einer Arbeit über die Evangelien von der preussischen Regierung gemahregelt. Das war für Marx ein deutlicher Beweis für die Unerfüllbarkeit seiner Pläne.

Da öffnete sich für Marx ein neuer Wirkungskreis. Das damals oppositionelle rheinische Bürgertum begann Anfangs 1842 in Köln ein radikales Tageblatt herauszugeben: Die Rheinische Zeitung. Karl Marx, von den Gründern zur Mitarbeit ausgesordert, war zuerst von Bonn aus als Mitarbeiter an dem Blatte tätig. Dann wurde er, der Vierundzwanzigjährige, als Redakteur an die Spitze der Zeitung berufen und verblieb in Köln von Mitte Oktober bis März des nächsten Jahres in dieser Stellung. In der Rheinischen Zeitung veröffentlichte er einige Arbeiten, die auch heute noch Interesse erregen. Doch nicht lange war seines Bleibens. Die scharfe Opposition, die das Blatt unter seiner Führung der preussischen Regierung machte, und die Geschicklichkeit, mit der er sich der dreifachen über das Blatt verhängten Zensur zu entziehen wußte, machten ihn unmdglich. Am 18. März 1843 trat Marx aus der Rheinischen Zeitung aus. Die Hoffnung der Eigentümer, dadurch das Blatt zu erhalten, war trügerisch. Drei Monate später wurde es dennoch unterdrückt.

Nach dem Austritt aus der Redaktion ging Marx im November nach Paris, um dort gemeinsam mit Arnold Ruge die Deutsch-französischen Jahrbücher herauszugeben. Vorher noch, am 19. Juni 1843, heiratete er in Kreuznach seine geliebte Jenny. Es war eine glückliche Ehe im wahrsten Sinne des Wortes. In allen schweren Stunden seines Lebens war seine Frau seine beste Beraterin, sein Sonnenschein, der ihm auch die trübsten Stunden verkürzte.

Auch das Pariser Unternehmen behauptete sich nicht. Von den Jahrbüchern erschienen nur die ersten beiden Hefte im Anfang des Jahres 1844. Der Pariser Aufenthalt war für Marx und seine weitere Entwicklung von der größten Bedeutung. Er lebte im engen Verkehr mit den Angehörigen der deutschen Kolonie. So verband ihn ein förmlich freundschaftliches Verhältnis mit Heinrich

Als erste Frucht des gemeinsamen Wirkens von Marx und Engels erschien 1845 in Frankfurt a. M. die noch 1844 verfaßte Streitschrift „Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik“, eine wissenschaftliche Abrechnung, die Marx mit den philosophischen Ausläufern des deutschen Idealismus und damit auch mit seinem ehemaligen Freund Bruno Bauer vollzog.



Seine. Er lernte aber auch die mannigfachen sozialistischen Richtungen kennen, die dort in den vierziger Jahren vorhanden waren. Sein vollkommener Uebergang zur sozialistischen Ueberzeugung und sein Bruch mit der Hegelschen Philosophie vollzogen sich um diese Zeit.

In Paris war es auch, wo er im Herbst 1844 mit Friedrich Engels zusammentraf, den er vorher nur flüchtig einmal in der Rheinischen Zeitung gesehen hatte und wo jener enge Freundschafts- und Arbeiterbund der beiden Männer zustande kam, dem die sozialdemokratische Bewegung so unendlich viel zu danken hat.

In Paris konnte Marx sich übrigens nicht mehr lange halten. Die preussische Regierung hatte Anfang Januar, gereizt durch die immer schärfere Schreibweise des Vorwärts, die Ausweisung der wichtigsten Mitarbeiter dieses Blattes von Guizot, dem damaligen leitenden französischen Minister, verlangt, und unter den Namen, die auf der Proskriptionsliste standen, war Marx in erster Reihe. Marx folgte dem Ausweisungsbefehl und ging nach Brüssel. Dorthin kam auch bald Engels. In Brüssel arbeitete er an der Deutschen Brüsseler Zeitung mit und veröffentlichte im Jahre 1847 seine bekannte Streitschrift

gegen den Kleinbürgersozialisten Proudhon: „Das Elend der Philosophie“, in französischer Sprache.

Marx verkehrte in Brüssel viel in den Kreisen deutscher Arbeiter und trat im Laufe des Jahres 1847 in den Bund der Kommunisten ein, eine geheime internationale Propaganda-Gesellschaft, die sich aus dem Geheimbund der „Gerechten“, der sich in den dreißiger Jahren von dem von deutschen Flüchtlingen gegründeten Geheimbund der „Geächteten“ losgelöst hatte, herausgebildet hat. Im Sommer und dann noch einmal Ende November und Anfang Dezember 1847 hielt der Bund der Kommunisten in London eine Konferenz ab, in deren Verlauf es Marx und Engels gelang, alle Teilnehmer zu ihren neuen Anschauungen über den Sozialismus zu bekehren und deren Resultat der Auftrag an die beiden war, in einem Manifest das Programm des Kommunistenbundes der Völklichkeit bekanntzugeben. Marx und Engels kamen dem Auftrage nach, und das Ergebnis ihrer Arbeit war das *Kommunistische Manifest*, das Anfang 1848, kurz vor dem Ausbruch der Revolution, erschien und das erste historische Dokument des wissenschaftlichen Sozialismus geworden ist. Zu einer Zeit, wo die große Mehrheit der Sozialisten im Proletariat und seinem Elend nichts als die Folgeerscheinung des kapitalistischen Druckes und der kapitalistischen Ausbeutung sah, wo die Proletarier, selbst unfähig, ihre eigene Lage zu begreifen, in ihrer großen Zahl unwissend und halb verirrt, mehr begeistert als lebten, sah Marx mit wirklichem Prophezenblick in dieser unterdrückten Masse die eigentliche Zukunft des Menschengeschlechts und erkannte in ihr die historische berufene Triebkraft der Befreiung, der Überwindung der kapitalistischen Gesellschaft. Stolz und zukunftsfröh erdönte im Kommunistischen Manifest zum erstenmal der Schlußsatz: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“

Als die Revolution ausbrach, mußte Marx, einem Ausweisungsbefehl der belgischen Regierung folgend, auch von Brüssel weichen. Er folgte einem Rufe der neuen französischen Republik und ging wieder nach Paris. Aber bald zog es ihn nach Deutschland, seiner Heimat, wo er in der revolutionären Bewegung am besten zu wirken in der Lage war. Im April kam er nach Köln, und vom 1. Juni 1848 erschien dort unter seiner Leitung ein neues Tagesblatt: die *Neue Rheinische Zeitung*, an der neben ihm und Engels die hervorragenden Parteigänger des damaligen deutschen Kommunismus mitarbeiteten. Diese Zeitung hat einen hohen Rang in der Geschichte des Sozialismus. Sie ist das erste deutsche Tagesblatt, in dem sozialdemokratische Ideen vertreten wurden.

Als die Reaktion in Deutschland und Oesterreich siegte, setzte auch die Verfolgung energisch gegen die *Neue Rheinische Zeitung* ein. Am 7. und 8. Februar 1849 hatte sich Marx wegen zweier verschiedener Auflagen vor dem Kölner Schwurgericht zu verantworten. Er wurde zwar freigesprochen, aber am 19. Mai 1849 mußte die Zeitung doch den Verfolgungen weichen und ihr Erscheinen einstellen.

Nach der Einstellung des Blattes ging Marx zuerst nach Paris, konnte sich aber infolge der hereinbrechenden Reaktion auch dort nicht lange behaupten, sondern siedelte, als ihm von der französischen Regierung die Wahl gestellt wurde, entweder nach Nordbhan in der Bretagne zu übersiedeln oder Frankreich zu verlassen, noch im Sommer nach London über, das nun bis an sein Lebensende sein Aufenthaltsort bleiben sollte. Marx lebte mit seiner Familie am Ende der vierziger und in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre in der bittersten Not. Die deutsche bürgerliche Presse boykottierte ihn. Keine Zeitung nahm Beiträge von ihm auf, und es war ein wahrer Glücksfall, daß ihn im Herbst 1851 Charles Dana, der Chef-

redakteur der New York Tribune, zur regelmäßigen Korrespondenz für sein Blatt aufforderte. Mit Freuden nahm Marx an, und der wöchentliche Ertrag seiner Tätigkeit bei diesem Blatt war Jahre hindurch oft das einzige Geld, das ihm und seiner Familie zu ihrem Unterhalt zur Verfügung stand. Auch sonst waren die ersten Jahre traurig genug. In rascher Aufeinanderfolge verlor er drei Kinder. In dieser Zeit erwies sich Frau Jenny als ein wahrer, guter Engel.

In der New York Tribune veröffentlichte Marx unter anderem auch eine Reihe hochbedeutender historischer Studien, von denen mehrere später in Separatdruck erschienen sind. Die wichtigste, ein wahres Meisterwerk der Geschichtsschreibung, ist „Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte“.

Im Jahre 1859 gab uns Marx die erste Frucht seiner jahrelangen Studien auf ökonomischen Gebiete: die Schrift „Zur Kritik der politischen Ökonomie“, welche das erste Werk seines nationalökonomischen Hauptwerkes sein sollte. Acht Jahre später, 1867, erschien der erste Band seines unvergänglichsten Hauptwerkes „Das Kapital“.

War Marx auf diese Weise unausgesetzt mit den schwersten ökonomischen und geschichtlichen Studien und Arbeiten beschäftigt, mußte er dabei fortwährend mit schweren Sorgen für die Erhaltung seiner Familie kämpfen, so war er trotzdem auch noch praktisch für die Organisation der Arbeiterbewegung tätig wie kein anderer. Sein Verdienst war es vornehmlich, daß sich am 28. September 1864 auf einem Meeting in St. James Hall in London die internationale Arbeiterassoziation bildete, der erste großartige Versuch der organisatorischen Zusammenfassung der Kräfte aller klassenbewußten Arbeiter der Erde.

Auch als die internationale Arbeiterassoziation durch die Verlegung des Generalsekretärs nach New York (1872) ihre eigentliche Tätigkeit eingestellt hatte, verfolgte Marx mit größtem Eifer die Vorgänge der internationalen Arbeiterbewegung und besonders für die deutsche Sozialdemokratie und ihre wichtigsten Vertrauensmänner war er ein immer hilfsbereiter Berater. Dabei war er unermüdlich tätig an der Vollendung des „Kapital“. Und noch eine große Anzahl von anderen Plänen beschäftigte ihn.

Geradezu ungläublich waren sein Arbeitsseifer und seine Kenntnisse. Ungezählte Stunden verbrachte er bei seinen ökonomischen, historischen und philosophischen Studien im Londoner Britisch-Museum. Alle europäischen Sprachen konnte er lesen. Deutsch, Französisch und Englisch beherrschte er ganz, und in den letzten Jahren lernte er noch Russisch, Serbisch und Altslawisch dazu. Sein Eifer wurde nur übertroffen von seiner Gründlichkeit. Bei näherer Beschäftigung mit Marx lernte man nicht nur seinen Geist bewundern und seine Taten schätzen, sondern auch den Menschen Marx lieben.

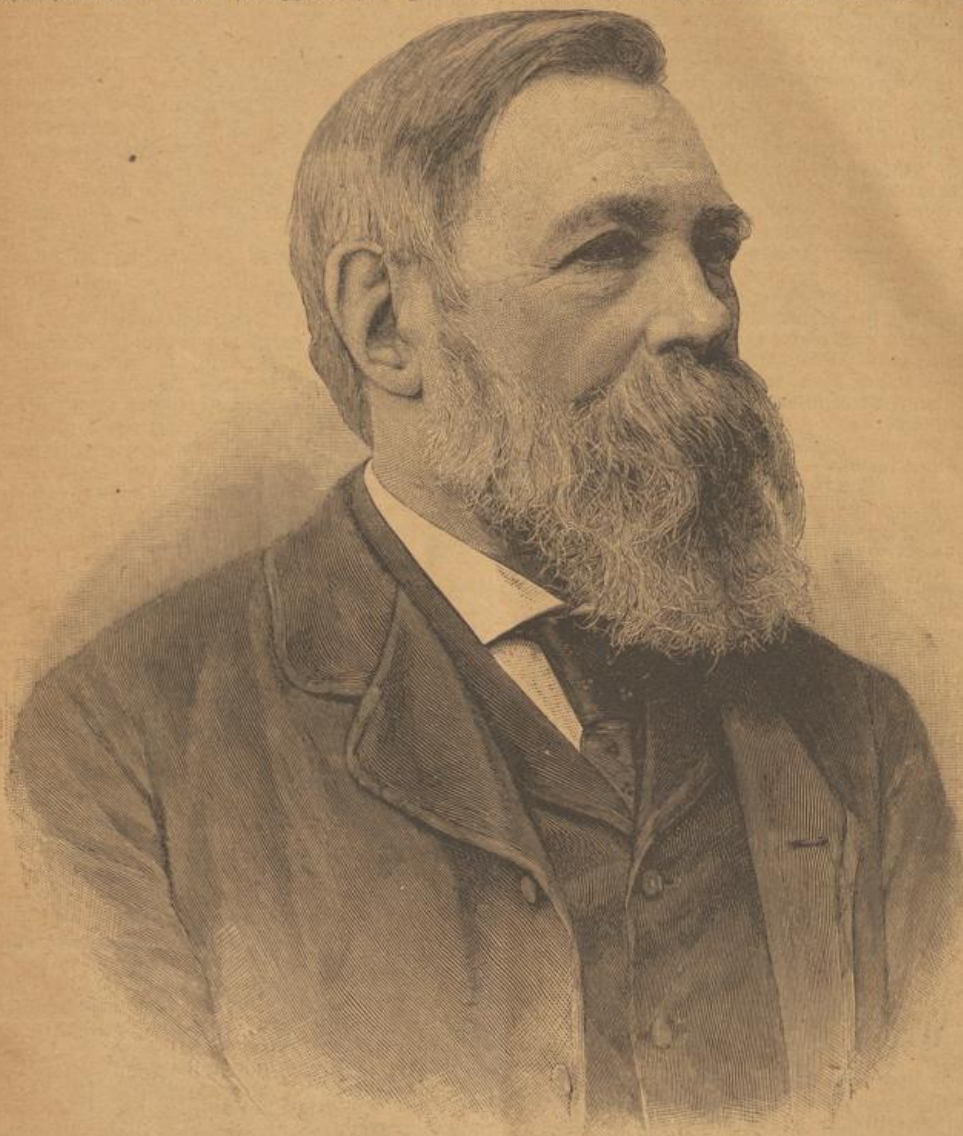
Die ununterbrochene Ueberanstrengung mußte endlich auch die kräftige Konstitution von Karl Marx untergraben. Schon in den siebziger Jahren mußte er mehrmals Kuren durchmachen, ohne ganz hergestellt werden zu können. Da traf ihn der schwerste Verlust seines Lebens. Am 2. Dezember 1881 starb seine treue Lebensgefährtin Jenny. Diesen Schlag konnte er nie ganz überwinden. Er war gebrochen, und Engels, der ihn kannte wie kein anderer, sagte, als er ihn darnach zum erstenmal sah: „Nun ist auch er gestorben.“ Er hatte nur zu recht. Trotz aller Pflege vermochte sich Marx nicht mehr zu erholen, und als am 9. Januar 1883 seine Lieblingsstochter Jenny starb, da war auch seine Stunde gekommen. Zu einer allgemeinen Schwäche kam eine Lungenentzündung, und am 14. März 1883 entschlief er sanft im Lehnstuhl.

Friedrich Engels.

Friedrich Engels wurde am 28. November 1820 zu Barmen als Sohn eines Fabrikanten geboren. Wie bei Marx, so war es auch bei ihm nicht persönliche Not, sondern hohe Intelligenz, die ihn auf die revolutionäre Bahn trieb. Er brach dadurch völlig mit dem Geiste seiner hochkonservativen und strenggläubigen Familie

Atome ohne Gattungsbewußtsein, und ihr seid über alle diese künstlichen und unhaltbaren Gegensätze hinaus.

Die Gleichheit der Ergebnisse, zu denen Marx und Engels gekommen waren, mußte für sie um so wertvoller sein, als sie diese Resultate auf ganz verschiedenem Wege gewonnen hatten. Gemeinsam war ihnen der philoso-



und verzichtete schon als Knabe auf die Beamtenlaufbahn. Er entschied sich für den kaufmännischen Beruf... Wie Marx aus der französischen Revolution, so lernte Engels aus der englischen Industrie, daß die ökonomischen Tatsachen, die bisher in der Geschichtsschreibung keine oder doch nur eine verachtende Rolle gespielt hatten, die entscheidende geschichtliche Macht seien. In den Deutsch-Französischen Jahrbüchern kritisierte Engels die politische Oekonomie, wie sie durch Adam Smith und Ricardo geschaffen worden war; er deckte ihre inneren Widersprüche auf und kam zu dem Schluß: Produziert mit Bewußtsein als Menschen, nicht als zersplitterte

phische Ausgangspunkt; sie kamen von Hegel, von Bruno Bauer, von Ludwig Feuerbach, sie hatten den englischen und französischen Sozialismus studiert, aber nunmehr war für Marx die französische Revolution, für Engels die englische Industrie zum Mittel der Verständigung über die Kämpfe und Wünsche der Zeit geworden. An den beiden großen historischen Umwälzungen, von denen die Geschichte der modernen bürgerlichen Gesellschaft datiert, hatten sie die innere Zerrissenheit dieser Gesellschaft bis auf ihre letzten Wurzeln verfolgt.

Im September 1844 verlebte Engels auf seiner Rückreise nach Deutschland zwölf Tage bei Marx in Paris.

wo sie sich mündlich bis ins einzelne hinein verständigten. Zusammen entwarfen sie eine Streitschrift gegen Bruno Bauer, die heilige Familie, worin sie mit ihrem ehemaligen philosophischen Gewissen abrechneten. jedoch diese, zum weitaus größten Teile von Marx verfasste Schrift erschien, wurde Marx auf Betreiben der preussischen Regierung aus Paris ausgewiesen und ging nach Brüssel, wo er die nächsten drei Jahre lebte und im engeren Verkehr mit Engels daran arbeitete, die neu-erwonnene Weltanschauung auszubauen und zu vertiefen. Engels verfasste seine epochemachende Schrift über die Lage der arbeitenden Klassen in England, während Marx in seiner Schrift gegen Proudhon den ersten Grundriß seines Werkes über das Kapital entwarf. Daneben setzten sie sich mit den verschiedensten geistigen Richtungen der Zeit auseinander, mit dem damals schon aufstrebenden Regierungssozialismus nicht minder als mit dem bürgerlichen Radikalismus, der alles Unheil der Welt in den Fürsten erblickte.

An ihrer theoretischen Arbeit aber ließen sie sich nicht genügen, sondern suchten auch praktische Propaganda zu treiben. Es gelang ihnen, nicht nur in Brüssel selbst, das damals ein Mittelpunkt der europäischen Flüchtlinge war, sondern auch in Frankreich, England und Deutschland eine zunächst noch nicht zahlreiche, aber begeisterte und verständnisvolle Anhängerschaft zu gewinnen. Ihr größter Erfolg jedoch war, daß sich der Bund der Gerechten zu ihren Ansichten bekannte.

Die Geheimlehre dieses Bundes war nicht über ein Gemisch von deutscher Philosophie und französischem Sozialismus hinausgekommen. Nun wurde es für ihn eine Offenbarung, als Marx und Engels die wissenschaftliche Einsicht in die ökonomische Struktur der Gesellschaft als einzig haltbare theoretische Grundlage aufstellten und in populärer Form auseinandersetzten, daß es sich nicht um Durchführung eines utopischen Systems, sondern um selbstbewußte Teilnahme an dem unter unseren Augen sich vollziehenden Umwälzungsprozeß der kapitalistischen Gesellschaft handelte.

Auf einem Kongreß, der im Sommer 1847 in London tagte, wurde dem Bunde der Gerechten eine neue Organisation gegeben; er taufte sich in den Bund der Kommunisten um, streifte den letzten Rest verschwörerischer Tendenzen ab und wurde eine reine Propagandageellschaft, die auf rein demokratischer Grundlage beruhte. Ein zweiter Kongreß tagte dann gegen Ende desselben Jahres in London und beriet das neue Programm des Bundes; der Entwurf, den Marx und Engels vorlegten, wurde in zehntägigen Verhandlungen durchberaten und nach Aufstellung aller Zweifel einstimmig angenommen. Im Februar 1848 erschien er öffentlich als **K o m m u n i s t i s c h e s M a n i f e s t**.

Engels Meinung stellte Marx höher als jede andere, denn Engels war der Mann, den er für fähig hielt, sein Mitarbeiter zu sein. Engels war für ihn in ganzes Publikum; um ihn zu überzeugen, um ihn für eine seiner Ideen zu gewinnen, war für Marx keine Arbeit zu groß. Marx war stolz auf Engels. Er zählte mit Genugthuung alle moralischen und geistigen Vorzüge seines Freundes auf und bewunderte die außerordentliche Vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen Kenntnisse. Marx wäre ohne die stete Opferbereitschaft seines Freundes Engels unfehlbar zusammengebrochen. Engels war auch ein Freund der Familie Marx. Am Grabe der Frau Marx sprach er folgende Worte:

„Meine Freunde! Die hochberzige Frau, welche wir begraben, ward 1814 zu Salzwedel geboren. Ihr Vater, der Baron von Westfalen, wurde bald darauf als Regierungsrat nach Trier versetzt und besessene sich dort innig mit der Familie Marx. Die Kinder wuchsen zusammen heran. Die beiden hochbegabten Naturen fanden sich. Als Marx die Unberühmtheit bezog, war die Gemeinsamkeit ihrer künftigen Geschichte schon entschieden.“

1843 nach der Unterdrückung der ersten, von Marx eine Zeitlang redigierten „Rheinischen Zeitung“, war die Hochzeit. Von da an hat Jenny Marx die Schicksale, die Arbeiten, die Kämpfe ihres Mannes nicht bloß geteilt, sie hat daran mit dem höchsten Verständnis, der glühendsten Leidenschaft Anteil genommen.

Das junge Paar ging nach Paris in ein freiwilliges Exil, das nur zu bald ein wirkliches wurde. Die preussische Regierung verfolgte Marx auch da. Mit Bedauern muß ich hinzufügen, daß sich ein Mann wie Alexander v. Humboldt dazu hergab, bei der Erwirkung eines Ausweisungsbefehls gegen Marx mit tätig zu sein. Die Familie wurde nach Brüssel getrieben. Es kam die Februarrevolution. Während der in ihrem Gefolge auch in Brüssel ausbrechenden Unruhen wurde nicht nur Marx verhaftet, die belgische Regierung ließ es sich nicht nehmen auch seine Frau ohne allen Anlaß ins Gefängnis zu werfen.

Der revolutionäre Aufschwung von 1848 brach schon im folgenden Jahre zusammen. Neues Exil, zuerst in Paris, dann insolge erneuter Einmischung der französischen Regierung in London. Und diesmal war es in der That für Jenny Marx das Exil mit allen seinen Schrecken. Den materiellen Druck, unter dem sie ihre beiden Knaben und ein Töchterchen ins Grab sinken sah, hätte sie dennoch überwunden. Aber daß Regierung und bürgerliche Opposition, von der vulgärliberalen bis zur demokratischen sich zusammaten zu einer großen Verschwörung gegen ihren Mann, daß sie ihn mit den elendesten, niederträchtigsten Verleumdungen überschütteten, daß die gesamte Presse sich ihm verschloß, ihm jede Verteidigung abschchnitt, sodas er momentan wehrlos dastand vor Gegnern, die er und sie verachten mußten, — das hat sie tief getroffen. Und das dauerte sehr lange.

Aber nicht für immer. Das europäische Proletariat kam wieder in Existenzbedingungen, in denen es sich einigermaßen selbständig bewegen konnte. Die Internationale ward gestiftet. Von Land zu Land drang der Klassenkampf des Proletariats, und unter den Vordersten kämpfte ihr Mann, der Vorderste. Da begann für sie eine Zeit, die manche harte Leiden aufwog. Sie erlebte es, daß die Verleumdungen, die hageldicht auf Marx heraberegnet, wie Spreu vor dem Winde zerflogen, daß seine Lehre, die zu unterdrücken alle reaktionäre Parteien, Feudale wie Demokraten, so ungeheure Mühe angewendet, nun von den Dächern gepredigt wurden in allen zivilisierten Ländern und in allen gebildeten Sprachen. Sie erlebte es, daß die proletarische Bewegung, mit der ihr ganzes Sein verwachsen war, die alle Welt von Rußland bis Amerika in ihren Fugen erschütterte und allem Widerstand zum Trotz immer siegesgewisser vorwärts drang. Und eine ihrer letzten Freuden war noch der schlagende Beweis unverwüßlicher Lebenskraft, den unsere deutschen Arbeiter in den letzten Reichstagswahlen gegeben.

Was eine solche Frau, mit so scharfem, kritischen Verstand, mit solch politischem Takt, mit solcher Energie und Leidenschaft des Charakters, mit solcher Hingabe für die Kampfgenossen in der Bewegung während vierzig Jahren geleistet, das hat sich nicht in den Annalen der zeitgenössischen Presse verzeichnet. Das muß man selbst mit erlebt haben. Aber das weiß ich, wenn die Frauen der Kommune flüchtlinge noch oft ihrer gedenken werden, so werden wir andern noch oft genug ihren Löhnen und klugen Rat vermischen — läßt, ohne Prahlerei, klug, ohne der Ehre je etwas zu vergeben.

Ich habe nicht nötig, von ihren persönlichen Eigenschaften zu sprechen. Ihre Freunde kennen sie und werden sie nicht vergessen. Wenn es je eine Frau gegeben, die ihr größtes Glück darin gesetzt hat, andere glücklich zu machen, so war es diese Frau.“

Engels ist am 6. August 1895 zu London gestorben.

Religion Privatsache oder Staatssache?

Eine historische Erinnerung aus Baden und der Pfalz.

Von Stadtrat Dr. Dieb-Karlruhe.

Der Kalendermann hat im „Volkskalender“ 1920 (Seite 45/46) sich mit der Stellung von „Sozialdemokratie und Religion“ beschäftigt und gezeigt, wie das Erfurter Programm im Jahre 1891 zu dem viel berufenen Satz 6 von der „Erklärung der Religion zur Privatsache“ gekommen ist und wie dieser Satz keine Feindschaft gegen Religion und Kirche predigt, sondern die wahre Freiheit für alle religiösen und metaphysischen Bestrebungen, frei von jedem staatlichen Zwange und jeder staatlichen Beeinflussung sich ganz ihren geistigen, sittlichen, kulturellen Aufgaben zu widmen. Aber da manch Einer wieder meint, es sei doch schöner gewesen in der alten Zeit, wo es noch keine sozialdemokratischen Pfarrer gab und wo Staat und Kirche so einträchtig für das Seelenheil der „Untertanen“ sorgten, so meint auch der Kalendermann, es sei ganz gut, wenn unser badisches Volk gelegentlich einmal zurückblickt in jene „schöne“ Zeit und sich historisch vergewissert, wie „gut“ Kirche und Kirchenangehörige bei jenem System gefahren sind. Wie der geneigte Leser noch aus seinem Religionsunterricht — oder war es im Volksschulunterricht in der „Geschichte“ oder im „Deutsch?“ — weiß, galt im alten Deutschen Reich seit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 (speziell § 15) als Reichsgesetz auf Grund des den Landesherren und freien Städten eingeräumten jus reformandi, d. h. des Rechts, in ihren Gebieten zu reformieren, der Satz: „Cujus regio, ejus religio“, „wessen Land, dessen Religion“. Damit war die Religion in nachster Weise zu einer Staatsangelegenheit proklamiert und vollständig der Staatsgewalt des Landesherren ausgeliefert. Nur für die geistlichen Gebiete machte der § 18 dieses Augsburger Reichsabschlusses den Vorbehalt, daß die geistlichen Landesherren, welche „von unserer alten Religion abtreten“, Amt, Gebiet und Einkünfte verlieren sollten (sogen. reservatum ecclesiasticum, geistlicher Vorbehalt).

Für die „Untertanen“ aber blieb an Stelle der erstrebten Religionsfreiheit nach § 24 des Reichsabschlusses nichts als das „jus silebilis emigrationis“, das jammervolle Recht der Auswanderung „mit ihren Weib und Kindern“, wenn sie sich der ihnen von Staatswegen vorgeschriebenen Religion nicht fügen wollten, sei es nun aus religiösen, politischen oder sonstigen Gründen.

Also: Religion Staatssache in der Potenz; Religionsfreiheit nur für die Landesherren, Religionszwang für die Untertanen.

Auch für die Landesherren galt die Religionsfreiheit nur als Wahlrecht zwischen der „alten Religion“ und der „Augsburgischen Konfessionreligion“, also z. B. nicht für die im Gegensatz zu den Lutheranern vorhandenen Reformierten und Calvinisten, noch weniger selbstverständlich für die Sektler.

Auch der Westfälische Frieden von 1648 brachte in diesem landesherrlichen Religionszwang keine Aenderung. Im Gegenteil, er bestätigte in Art. V das den Landesherren durch den Religionsfrieden von 1555 eingeräumte jus reformandi und dehnte lediglich in Art. VII § 1 das landesherrliche Religionsrecht auch auf die in der Zwischenzeit in vielen Territorien zur Staatsmacht gelangten Calvinisten („qui inter illos Reformati vocantur“, also die sogenannten „Reformierten“ in diesem Sinne) aus. Die Landesherren hatten damit jetzt 3 Religionen oder Konfessionen zur Auswahl, die alte katholische, die augsbургische lutherische und die calvinistische reformierte), zu denen sie je nach ihrer eigenen religiösen Überzeugung und politischen Stellung ihre Untertanen zwingen konnten, also auch zum Religionswechsel, je nachdem die Landesherrschaft überhaupt wechselte oder der Landesherr

aus religiösen oder politischen Gründen seine Religion zu wechseln beliebte.

Wie aber von diesem Prinzip „Religion ist Staatssache“ in der Praxis Gebrauch gemacht wurde und welches seelische und materielle Elend es über Kirchen, Kirchendiener und Kirchenangehörige brachte — und zwar um so mehr, je mehr einem wirklich an seiner Kirche und seiner Religion gelegen war — das zeigen in Baden am deutlichsten die Schicksale der alten Pfalz und der alibadischen Markgrafschaften, der Gebiete vom Oberrhein bis zum Oberrhein und Schwarzwald — Beispiele für unser ganzes Land und für das ganze Deutschland.

Zuerst, als seit dem 31. Oktober 1517 Luthers Thesenstreit die Reformation einläutete und Luther im Frühjahr 1518 in Heidelberg auf der Augustinerversammlung öffentlich darüber disputierte, da brachte auch der in Heidelberg seit 1508 (— 1544) regierende Kurfürst Ludwig V., „der Friedfertige“, der „wissenschaftlichen Disputation“ sein Interesse entgegen und empfing Luther selbst auf seinem Schloß. Als aber aus der wissenschaftlichen Disputation ein politischer und gar ein sozialer Kampf entstand, da war es mit den Sympathien des „Landesherrn“ vorbei. Er gehörte 1519 zu den Wählern des spanischen Habsburger Kaisers Karl V., auch er bezog seinen Anteil an den von Karl für die Kurfürsten aufgewendeten 852 000 Goldgulden, und seine Politik blieb sein Leben lang habsburgisch, woraus er mancherlei Vorteile zog. Bei der blutigen Niederwerfung des Bauernaufstandes 1525 wirkte der „friedfertige“ Kurfürst gerade so mit, wie seine weniger friedfertigen Nachbarfürsten. Zu den „Protestanten“ des Speyerer Reichstages von 1529 stand er ebenso in Gegensatz wie zu den „Augsburger Belenkern“ von 1530 und dem antikaiserlichen Schmalkalder-Bund. Demgemäß stand er dem Luthertum als Regent feindlich gegenüber und lehnte den Anstoß an dasselbe ab, wenn er auch das heimliche Eindringen nicht hindern konnte.

Sein Bruder und Nachfolger Friedrich II. (1544 bis 1556) war geneigt, dieses System beizubehalten, ja noch weitere Konzessionen zu machen. Neben der 1546 ausbrechende Schmalkalder Krieg und der Sieg des Kaisers über die protestantischen Sachsen und Hessen wiesen ihm, wo sein politisches Interesse lag, und demgemäß folgte unter ihm, begünstigt und rechtlich begründet durch die Anerkennung des Religionsbestimmungsrechtes im Augsburger Religionsfrieden von 1555, eine gewaltsame katholische Reaktion. Die Pfalz war wieder katholisch.

Aber nicht lange! Schon 1556 starb Friedrich II. — gleichzeitig mit der Thronentsagung Karls V. — und der Streit über die Anerkennung des neuen Habsburgers Ferdinand führte den neuen Kurfürsten Otto Heinrich (1556—1559), der persönlich schon seit 1542 lutherisch war, auch als Regenten in die Reihen der lutherischen Opposition und brachte demgemäß auf Grund des jus reformandi die Durchführung der Reformation in Kirche und Staat, Schule und Universität. „Wess' Land, dess' Religion.“ So wurden die Pfälzer lutherisch.

Aber wieder nicht auf lange! Seit 1536 begann von der Schweiz und Frankreich her der Calvinismus auch in Deutschland sich auszubreiten als die schärfste und bestorganisierte Opposition gegen die alten Gewalten in Kirche und Staat und als eine Verbindung aller oppositionellen Kräfte zum gemeinsamen Kampfe. Die französischen Hugonotten in ihrem Kampfe gegen das französische Königtum, die Niederländer im Kampfe gegen das spanische Königtum, allmählich auch die tatkräftigsten

Teile der deutschen Reformation umfassend. Die politische und wirtschaftliche wie kulturelle Lage der Pfalz — zwischen Schweiz, Frankreich, den Niederlanden — drängte, wenn einmal der Gegensatz zu Habsburg bestehen blieb, nach der Niederlage der lutherischen Sachsen und Hessen zum Anschluß an den Calvinismus. Otto Heinrichs Nachfolger Friedrich III. — der Fromme — (1559 bis 1578), aus der Linie Simmern, der schon von Hause aus Calvinist war, führte demgemäß auch alsbald den Calvinismus in der Pfalz ein und ließ ihm 1563 in dem „Heidelberger Katechismus“ die Bekenntnisschrift der „reformierten“ Kirche Deutschlands — im Gegensatz zu der lutherischen — geben.

So wurden die Pfälzer „reformiert“ d. h. calvinistisch. Ein neuer Glaubenswechsel, für religiöse Gemüter nicht minder schwer, manchmal noch schwerer, als der Übergang vom Katholizismus zum Luthertum. „Calvinistisch“, — aber nicht auf lange!

Im Jahre 1578 starb Friedrich III. und sein Sohn und Nachfolger Ludwig VI. (1576—1583) war im Gegensatz zu dem calvinistischen Vater Lutheraner und hielt das Luthertum für das Wohl seines Landes und seiner Untertanen für segensreicher denn den Calvinismus. Also befohl er die lutherische Reaktion und führte sie auch durch, und die Pfälzer wurden auf höheren Befehl wieder lutherisch.

Aber nicht auf lange!

Schon im Jahre 1583 starb er, und sein calvinistischer Bruder Johann Casimir, der 1583—1592 für Ludwigs minderjährigen Sohn Friedrich IV. als Administrator regierte, stellte den Calvinismus wieder her, und diese Wiederherstellung wurde durch Friedrich IV. selber (1592—1610) — den Erbauer des Friedrichsbaues am Heidelberger Schlosse („gestern wieder voll gewest“) — bestätigt. Also wurden die Pfälzer wieder calvinistisch. — Der fünfte Religionswechsel in wenigen Jahren! — Aber auch diesmal nicht auf lange! Unter dem Nachfolger Friedrich IV., Friedrich V. (1610—1623) brach bekanntlich im Jahre 1618 durch das böhmische Abenteuer dieses „Winterkönigs“ der Weltkrieg aus, der als der „30jährige“ in Umfang und Verwüstung dem Weltkrieg 1914—1918 vergleichbar ist, und schon im Jahre 1622 rüdten die katholischen Bayern unter Tilly in der Pfalz ein, am 16. September 1622 erklärte Tilly die Residenzstadt Heidelberg, am 19. September kapitulierte auch das Schloß, und im Februar 1623 wurde das pfälzische Land und die pfälzische Kur förmlich vom Kaiser an den katholischen Maximilian von Bayern übertragen.

Damit war nach den Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens von 1555 für die zwangsweise Rekatholisierung des Landes der rechtliche Boden gegeben, und es wurde davon auch entsprechend dem Geist und der Naubheit der Zeit Gebrauch gemacht. Also hatten die Pfälzer wieder katholisch zu werden, und es war keineswegs bloß ein „sanfter Zwang“, der nachhieß, wenn das religiöse oder politische Gewissen sich sperrte. Aber schon im Herbst 1631 wurde das erfolgreiche Rekatholisierungswerk gestört dadurch, daß Gustav Adolf mit seinen Schweden auf seinem Siegeszug durch Deutschland die Pfalz besetzte und in seinem Gefolge Friedrich V. zurückführte, freilich ohne die Wiedereinsetzung in seine Herrschaftsrechte erlangen zu können. Von da an blieb die Pfalz ein umstrittenes Kriegsgebiet und wurde erst nach dem Westfälischen Frieden im Jahre 1649 dem Sohne des inzwischen verstorbenen Friedrichs V., Karl Ludwig (1649—1680) unter Übertragung einer neuen (8.) Kurwürde zurückgegeben. Damit war auf religiösem Gebiet der landesherrliche Calvinismus wieder in seine Rechte eingesetzt, und es konnte daher nunmehr das alte Spiel des zwangsweisen Religionswechsels in der von 1623—1649 teilweise rekatholisierten Pfalz von neuem beginnen. Von

Staatswegen hatten die Pfälzer jetzt wieder Calvinisten zu sein! Jedoch hatte der Osnabrücker Frieden wenigstens die Bestimmung gebracht, daß diejenigen öffentlichen oder privaten Gottesdienste Andersgläubiger geduldet werden mußten, welche in dem hierfür festgesetzten Normaljahr 1624 bestanden hatten. Da die Pfalz im Jahr 1624 in katholischen Händen gewesen war, konnte also in allen denjenigen Gemeinden, welche im Jahre 1624 ganz oder zum Teil zum Katholizismus zurückgekehrt waren, dieser nicht mehr mit Staatsgewalt vollständig unterdrückt werden, und es wurde damit die Pfalz zu einem der hauptsächlichsten gemischten Religionsgebiete in Deutschland, wo es nebeneinander katholische Gemeinden, reformierte Gemeinden und in sich selber gemischte Gemeinden gab. Da außerdem der Osnabrücker Frieden bei der Auswanderung andersgläubiger Untertanen die seit 1555 geübte Zurückhaltung des Vermögens (ganz oder durch sogenannten Abzugsteuer) verbot, und die durch den 30jährigen Krieg herbeigeführte allgemeine Verarmung und Entvölkerung die Ausbreitung von Personen und Vermögen als widersinnig erachteten ließ und vielmehr die Heranziehung von Ansiedlern aller Art geboten war, so entwickelte sich jetzt in vielen Territorien und vor allem in der Pfalz ein System der Toleranz, welches auch durch den neuen Kurfürsten Karl Ludwig persönlich auf Grund seiner in England, Holland und in der Heimat während des Westrieges gemachten Erfahrungen begünstigt wurde. Schon im Jahre 1652 gründete er die Stadt Mannheim mit vollständiger Handels-, Gewerbe- und Abgabefreiheit, um möglichst viel Ansiedler herbeizuziehen, und erbaute ihr die „Concordia-Kirche“, welche der Eintracht der drei christlichen Bekenntnisse gewidmet wurde und bei deren Einweihung nacheinander ein reformierter, ein lutherischer und ein katholischer Geistlicher mitwirkten. In der Residenzstadt Heidelberg räumte er den Lutheranern in der Providenz-Kirche eine eigene Kirche ein. Es ist bekannt, daß er auch für seine eigene Person weitgehende kirchliche Toleranz in Anspruch nahm, da er nicht nur seine eigene Tochter Elisabeth Charlotte — die „Liselotte“ — ohne Bedenken zum Katholizismus übertraten ließ, als es sich darum handelte, sie mit dem katholischen Herzog Philipp von Orleans, dem Bruder Ludwigs XIV., zu verheiraten, sondern auch im Jahre 1667 „kraft oberbischöflicher Autorität“ — durch den Religionsfrieden von 1555 waren ja die bischöflichen Rechte in den evangelischen Territorien auf die Landesherren übergegangen und diese damit die eigentlichen Kirchenhäupter geworden — neben seiner kurfürstlichen Ehefrau sich in der Person der Hofdame und jetzt zur „Kaugräfin“ erhobenen Luise von Degenfeld eine zweite Ehefrau antrauen ließ, ähnlich wie 100 Jahre früher im Jahre 1540 Landgraf Philipp von Hessen unter der, wenn auch ungern gegebenen, Zustimmung von Luther und Melancthon die Doppelhebe mit dem Hofräulein Margarethe von der Saale geschlossen hatte. Freilich, für die „Untertanen“ galt auch in der Pfalz nach staatlichem und kirchlichem Recht weiterhin bei Todesstrafe das Verbot der Bigamie: quod licet Jovi, non licet bovi!

Allein auch jetzt kamen die Pfälzer in ihrem religiösen Leben so wenig zur Ruhe, wie in dem wirtschaftlichen und politischen.

Mit dem Sohne Karl Ludwigs, dem Kurfürsten Karl (1680—1685) starb die calvinistische Linie des Pfälzer Kurfürsten-Hauses aus, und es folgte die katholische Linie Neuburg, deren Hauptinteressen eng mit denen Oesterreichs und Bayerns und mit dem katholischen Niederrhein verbunden waren. Der neue Kurfürst Philipp Wilhelm (1685—1690) hatte zwar seinem Vorgänger die Gleichberechtigung aller drei christlichen Bekenntnisse zugesagt. Allein, wie es in der Natur der Sache lag, setzte doch alsbald in der Pfalz wieder eine Rekatholisierung ein, welche noch durch die seit

Herbst 1688 beginnende französische Invasion unterstützt wurde. Die zweimalige Zerstörung Heidelberg (1689 und 1693) galt ebensowohl dem Hauptsitz des deutschen Calvinismus, wie schon im Jahre 1685 in Frankreich durch die Aushebung des Ediktes von Nantes der Vernichtungskampf gegen den französischen Calvinismus — die Hugenotten —, welche dem Absolutismus in Frankreich noch im Wege standen, eingeleitet worden war. Der folgende Kurfürst Johann Wilhelm (1690—1716) bemühte sogar bei dem Frieden von Rijswijk (1697) die französische Besetzung der Pfalz dazu, um die durch die Franzosen vorgenommenen gewaltsamen Befestigungen zum Katholizismus durch die Klausel sanktionieren zu lassen, daß für die Religionsausübung zugunsten der Katholiken überall der Zustand zugrunde gelegt werden sollte, wie er während der französischen Okkupation in den Jahren 1689—1693 gewesen war. Auf Grund dieser Bestimmung ließ er in weitem Umfang in den noch reformierten Gebieten der Pfalz ebenfalls gewaltsame Rekatholisierungen vornehmen und durch das Pfälzer „Simultaneum“ von 1698 die Ausdehnung des Katholizismus auch da, wo es über den Zustand des Normaljahres 1624 hinausging, zwangsweise festlegen. Damit war eine ständige Quelle neuer religiöser Qualereien und Streitigkeiten von Staatswegen geschaffen. Im Jahre 1705 wurde die bis dahin unbeschnitten reformierte Hauptkirche Heidelbergs, die Heilig Geist-Kirche, durch eine Scheidemauer getrennt und der Chor den Katholiken überwiesen! Johann Wilhelms Bruder und Nachfolger, Kurfürst Karl Philipp (1716—1742), ließ im Jahre 1719 die Scheidemauer entfernen und auch das Schiff der Kirche zwangsweise den Katholiken zuweisen. Zwar mußte im Jahre 1720 auf die Intervention der norddeutschen protestantischen Reichsländer der frühere Zustand wieder hergestellt und das Schiff wieder den Reformierten überlassen werden. Allein Karl Philipp machte sich für den Widerstand der Heidelberger durch die im Jahre 1720 erfolgende Verlegung der Residenz von Heidelberg nach Mannheim, wo alsbald mit dem Riesenaub des neuen Schlosses begonnen wurde.

So blieb die Pfalz unter katholischem Herrscherhaufe ein religiös gemischtes Territorium, ein Zustand, der bis zur Auflösung des Reiches durch den Reichs-Deputations-Hauptschluß 1802/03 zu andauernden Bedrückungen und Streitigkeiten führte und namentlich der Heidelberger Universität schweren Schaden brachte. Auch die Regierungszeit Karl Theodors (1742—1799) brachte darin keine Besserung, namentlich nachdem 1777 durch die Vereinigung von Pfalz und Bayern und die Verlegung der Regierung nach München die Pfalz in vier wichtigen Beziehungen nur noch als ein Anhängsel zu Bayern behandelt wurde. Erst durch die „Religions-Deklaration“ des im Jahre 1799 zur Regierung gelangten Max Joseph von Pfalz-Zweibrücken, des späteren Königs Max I. von Bayern, wurde durch Verbürgung der Konfessionsgleichheit dem schlimmsten Unrecht abgeholfen, und mit dem Uebergang an Baden 1802/03 kam für die rechtsrheinische Pfalz endgültig der Zeitpunkt einer religiösen und kirchlichen Stabilität. Freilich nicht, ohne daß auch, entsprechend dem Charakter des neuen Staatsabsolutismus, Karl Friedrich von Baden in seinem Religions-Edikt vom 14. Mai 1807 für sich die landesherrliche „Kirchenherrlichkeit“ über alle drei christlichen Konfessionen in Anspruch nahm und demgemäß an dem Prinzip festhielt, daß Kirche und Religion Staats-einrichtungen seien und der staatlichen Leitung und Lenkung auch weiterhin zu unterstehen hätten. Bekanntlich war es zuerst die seit 1815 wieder erstarrende katholische Kirche, welche sich dieses für Religion und Kirchen unwürdigen und unerträglichen Zustandes erwehrt und bei der Errichtung des Freiburger Erzbistums und der Oberrheinischen Kirchenprovinz 1821/27 ihre Selbstständigkeit und ihre Rechte zu wahren mußte, wenn auch der landesherrliche „Katholische Oberkirchenrat“ noch

lange als ein Rest des landesherrlichen Kirchenregimentes bestehen blieb und die Landesregierung bei der Besetzung von Kirchenämtern aller Art, namentlich der Pfarrstellen, durch Ausübung von Patronats- und Designationsrechten und Mißbilligkeitserklärungen einen weitgehenden Einfluß auf das kirchliche Leben beanspruchte.

Schwieriger noch gestaltete sich die Lage für die seit 1821 zur „Evangelisch-protestantischen Landeskirche“ vereinigten Reformierten (Calvinisten) und Lutheraner des neuen Großherzogtums, weil für sie durch den Uebergang der landesherrlichen Rechte auf den Großherzog eine der katholischen Kirche fremde Personal-Union mit dem Staat selber vollzogen war, welche die Unterscheidung landesherrlicher und landesherrlicher Befugnisse und Funktionen naturgemäß auf das Neueste erschwerte.

Wie dann diese Entwicklung zunächst in Baden ihren vorläufigen Abschluß fand durch das Kirchengesetz vom 9. Oktober 1860 und 4. Juli 1918, über die rechtliche Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine im Staate, und wie dann durch die Revolution vom 9. November 1918 in Baden und in ganz Deutschland das landesherrliche Kirchenregiment für die katholische und die evangelische Kirche ein für allemal beseitigt wurde und die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Kirchen und der Kirchenangehörigen in der badischen Verfassung vom 21. März 1919 in §§ 18/19 und in der Reichsverfassung vom 11. August 1919, Art. 135 ff. festgelegt wurde, alles das ist in der gegenwärtigen Erinnerung des geeigneten Lesers und bedarf daher heute hier keiner weiteren Erörterung. Wohl aber wird es ihm gut getan haben, sich einmal wieder zu vergegenwärtigen, wie es unter dem Regime: „Religion ist Staatsache“ in Deutschland im allgemeinen und in der Pfalz im speziellen ausgesehen hat, und wenn wieder einmal einer ihm das Erfurter Programm vom religiösen und kirchlichen Standpunkt aus ansieht will, weil es die Religion nur zur „Privatsache“ erklärt, dann wird er ihm an diesem kleinen Beispiel — eines von vielen hundert aus der deutschen Geschichte! — zeigen können, daß Religion und Kirche niemals in einer schlimmeren und unwürdigeren Lage gewesen sind, als in der Zeit, wo sie „Staatsache“ waren und wo Staat und Regierung und die jeweils in ihnen herrschende Familie und Kaste sich herausnehmen konnten, Religion und Kirche zur Stütze und Verherrlichung ihrer weltlichen Macht und ihrer Herrschaft und zur Niederhaltung der unterdrückten Volksklassen zu mißbrauchen und dadurch der Religion und der Kirche selber den Stempel aufzuprägen, als seien sie ihrem Wesen nach nichts als derartige Unterdrückungs- und Verdummungsmittel in den Händen der Herrschenden und zum Nachteil der beherrschten Volksmassen. Wenn heute Religion und Kirche in ganz anderer Weise, wie seit 400 Jahren, in der Lage sind, ihre hohe kulturelle, sittliche und gemüthliche Bedeutung für das Volksganze zur Geltung zu bringen und insbesondere auch ohne Rücksicht auf den immer noch herrschenden Kapitalismus und Mammonismus mitzukämpfen auf der Seite der aufwärtsstrebenden Klassen und in den Reihen ihrer politischen Parteiorganisationen — der Sozialdemokratie in allen ihren Schattierungen — dann verdanken Kirche und Religion diese Wiederherstellung und Anerkennung ihrer Bedeutung für die Volksmassen in erster Linie der Revolution vom 9. November 1918 und der Durchführung des Erfurter Programmes von der „Erklärung der Religion zur Privatsache“.

Ob aber die Religion als Privatsache für die Angehörigen der Kirchen- und Religionsgemeinschaften eine Nebensache, oder ob sie für sie eine Hauptsache — vielleicht die Hauptsache — im Leben ist, das zu erweisen ist nicht die Sache geschriebener Staatsverfassungen und Parteiprogramme, sondern ist die Sache des lebendigen Geisteslebens und der praktischen Lebens-

betätigung innerhalb und außerhalb der Kirchen. Die staatlichen Schranken sind hinweggeräumt. Mögen sie denn beweisen, daß ihre Bedeutung für die Menschheit die Hauptsache von unbegänglicher Bedeutung ist,

gerade weil diese Sache nicht mehr eine staatliche Sache, sondern die ureigenste „Privatsache“ einer jeden Menschenseele ist, wie sie es vor 1900 Jahren bei der Stiftung des Christentums gewesen ist und sein sollte.

Die Wallfahrt.

Eine Kalendergeschichte von Emil Götli.

Die „Zinken-Marei“, wie sie wegen ihrer wider Wunsch und Willen ganz aus der Richtung getretenen Nase vom teilnahmsvollen Dorfe genannt wurde, trottelte im tiefsten Mißmut die Landstraße dahin, die von der schönen Stadt Freiburg im Breisgau das Dreisamtal aufwärts nach Zarten führt.

Es war unerhört heiß. Die unbarmherzige Julisonne, die seit Wochen sich bemühte, die schöne harte Straße zu Staub zu brennen, goß heute ihre Glut in heißen Wellen nieder; man sah die Hitze förmlich, denn die Luft zitterte über dem grellweißen, sengenden Boden.

Die Marei litt doppelt darunter. Sie hatte nämlich an dem einen Auge, über dem sie aus diesem Grunde eine Binde trug, ein äußerst schmerzhaftes Gerstenorn, das bei der verheerenden Hitze und dem feinen, bei jedem Schritt aufwirbelnden Staube unerträglich brannte.

Alle möglichen und unmöglichen Sympthiemittel hatte sie schon versucht, und die unsinnigsten am beharrlichsten; allein auch die allerunschlüssigsten hatten diesmal wenigstens nichts genützt. Mit allen geweihten Wassern, gebrannten und ungebrannten, hatte sie äußerlich Umschläge und innerlich Veriefelungen angestellt. Mit Todesverachtung hatte sie unter anderm volle drei Tage lang einen Abjud von Hobelspänen eines für eine reine Jungfrau bestimmten Sarges getrunken; und erst gestern noch schlug sie einen Sargnagel, einen echten, rostigen mittags um drei Uhr in die Kirchstür — der alte Matthes, der Totengräber, hat ihn ihr für ein Päckle Kronprinz, den er am Sonntag raucht, am vorigen Freitag extra ausgegraben, wenigstens behauptet ers. Aber beides (und ebenso zwanzig andere gleich ausgezeichnete Mittel) war bis jetzt fruchtlos geblieben, was ihr gewiß Grund genug bot, öffentlich die Reinheit jener Jungfrau und die Ehrlichkeit des Matthes anzuzweifeln.

Nebenbeige sagt, wegen des ersten Punktes hat sie am nächsten Mittwoch eine Vorladung vors Schöffengericht. „Die Menschen sind halt zu schlecht“, meint sie dazu, „und eine alte schutzlose Wittfrau, an der wird halt herumgezwaht und geplackt, wie und wo und was man kann.“

Heute war sie sogar — was der Bauer in halbwegs richtigem Instinkt nur im Zustand der letzten Verzweiflung tut, weil ja dann nichts mehr zu verderben ist — zum Doktor gegangen. Aber natürlich nicht zum Phsykus nach Kirchgarten, denn bei dem ist nicht einmal der Tod umsonst, sondern nach Freiburg in die Poliklinik, wo es nir kostet, nachdem sie zuvor auf dem Markt ihr Bündel Butter, die achtzehn Eier und vierzig Kubfässi verkauft hatte. Aber da hatte man sie nicht übel vergelstert; die Herren kamen gleich mit dem Messer. Die Raiben,** ja, wen die nur schneiden können! Aber das hatte sie denn doch nicht gelitten, sondern war fortgelaufen; denn vor dem Messer, vor dem hat sie die gleiche Ehen, wie vor dem frischen Wasser. Da nahm sie viel lieber das schmerzende Auge wieder mit heim, auch wenn es schier zum „verzwaazeln“ war auf dem sengenden blendenden Wege. „O du mei Femele, was ist das doch für ein Schindleben! Nicht einmal flennen darf man, auch wenn man's Augenwasser faum heben kann, sonst brennt es nur um so ärger. O du liebs Herzgöttele! hast du denn gar

* erschreckt.

** Gebräuchlichstes alemannisches Schimpfwort: Raas.

kein Herz oder keinen Heiligen für ic ein elendiges, geplagtes Weiberdöll?“

Bei diesem Gedanken blieb sie betroffen stehn und blinzelte hinüber auf die linke Felsseite. Wo hatte sie nur die Zeit über ihren dummen Kopf gehabt, daß sie daran nicht gedacht? Dort drüben öffnet sich ein Tobel in der dunkeln, schönbewaldeten Berawang des Nostopfes. Wild und anmutig zugleich schwingt er sich hin auf, und zu hinterst oben, da steht eine weit und breit berühmte Kapelle, geweiht der allzeit hilfreichen, wunderthätigen heiligen Ottilia, der gottseligen Tochter des weiland Herzog Elixo im Elsaß drüben, der ein gar arger Bades und Heide im Gegenzug zu seinem gottseligen Kinde gewesen sein soll. Heute zwar denkt man nur noch wenig an ihn und nur mit Gruseln und Grauen. Dagegen aber wallen zu seiner Tochter von überall aus der Umgegend die brennsthaften Leute, besonders die mit Augenleiden beschwerten. Schon mancher ist in die südlie Felsengrotte unter der Kapelle niedergestiegen, hat sein schlimmes Auge in der heilsamen Quelle gebadet, die da unten sprudelt, und ist geheilt nach Hause gewandelt. Wenigstens sind die vielen wächsernen Botivaugen, welche die frommen Pilgrime vor der Tür hinter dem Hochaltar aufhängen, gewiß die untrüglichen Zeugen für die muntere und erfolgreiche Konkurrenz, welche die heilige Ottilia den geschiedten Hofräten und Professoren in Freiburg drunten bereitet.

Zu ihr nahm nun auch die schwerbedrängte Zinken-Marei von Zarten ihre Zuflucht; und die neue Hoffnung, die augenblicks ihr verzagtes Herz schwellte, machte ihr Würde um vieles leichter. So schwinat sich der nur noch matt mit der feindlichen Woge ringende Schiffbrüchling auf die rettende Planke, welche ein freundlich Gesicht ihm entgegen schwemmt.

Zum guten Anfange beschloß sie, sogleich eine kurze Andacht zu Ehren ihrer Heiligen zu halten. Zur Gewinnung der rechten Beschaulichkeit bog sie von der Landstraße ab, wenige Schritte in einen Seitenweg hinein. Da erheben sich nämlich vier alte, dichtbelaubte Linden im Gebierr, die mit ihren weitausladenden, tiefniederhängenden Ästen einen kühlen, lauschigen Raum bilden, dämmrig wie eine Kirche. Dabin lenkte sie.

Wie sie aber den Schatten betrat, sah sie bereits eine weibliche Gestalt neben der Bank im Graze sitzen, die an ihrem Beine herumkasselte.

Eine verdrießliche Wölle zog über Mareis Gesicht.

„Du au do, Zeppe?“ sagte sie, etwas zäh.

„Hä?“ fragte jene, offenbar schlecht gelaunt.

„Ob du au do bisch?“

„Jo!“

Es war die sogenannte „katie“ Zeppe, auch aus Zarten. Wie sie zu diesem Uebernamen gekommen war, das wußte kein Mensch mehr zu sagen, obwohl unzählige Deutungsversuche im Dorfe umliefen. Man nannte sie halt von jeher so und wird sie noch eine gute Weile so nennen, auch wenn sie schon lange im Himmel sein wird. In diesen kommt sie nämlich, das ist sicher; sie ist sehr fromm und hienieden arg mit offenen Schwäden an den Beinen geplagt. Schon lange Jahre doktert sie daran herum, und schwerlich könnte jemand ausrechnen, wie viel Blätter von Bärlapp, Rabenbaldrian, Hirschjungel und Hauswurz, wie viel Lilien- und Fenchelwasser, wie

viel Wundersalben und Sympthiemittel sie schon gebraucht hat. Eben legte sie sich zur Kühlung frische Rußblätter auf ihr schlimmes Bein. — Die Zinten-Marei setzte ihren Marktstrod nieder, warf aber, bevor sie sich daneben niederließ, rasch ihren Eschoben drüber, ihre Schwarzwälderjade mit den dicken, watterien entseglischen Kermeln. Sie hatte den hämischen Blick aufgefassen, mit dem die kalte Seppe fünf oder sechs verwelkte Endivienstöcke musterte, welche ihr auf dem Markte niemand abgenommen hatte. Außer diesen lagen aber auch noch zwei Groschenwedden, ein viertelsfund Zucker und zwei hochrote Eschorienpäckchen darin, und sie wußte den Eschoben so geschickt zu lenken, daß die letzteren sofort darunter hervorsahen. Sie freute sich — durch die böshafnen Augen der Seppe schimmerte etwas wie Neid.

Sie waren Schulkameradinnen und Nachbarinnen, als Dorfgenossen natürlich auch miteinander verwandt, allerdings nur von sieben Suppen ein Tünchen, und standen zusammen auf dem üblichen Fuße, das heißt, heute auf dem und morgen auf dem andern, gewöhnlich aber, wenn sie gerade über niemand verbindet herfallen konnten, auf sehr hochgradig gespanntem. Ragen können sich nicht scharfer und eisernüchtiger belauern, Todseinde nicht mit-leidsloser jede Blöße ausnützen.

Auch jetzt, wo die Zinten-Marei etwas im Vorsprung war, durfte sie die kostbare Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, der kalten Seppe eins zu versehen.

„Der Zucker hat scho wieder usgschlage“, meinte sie bedauerlich, „es isch schier nimmig z'preschtere!“

Die kalte Seppe merkte es wohl, doch machte sie ihrem Namen Ehre: sie blieb kalt und erwoh ihre Rache.

„Wa isch denn das für?“ fragte sie, mit einer ungewissen Geste nach dem Korbe.

„Zum beichte!“ entgegnete Marei leichtthin und vornehm, „s Pfund zu sechsedrig!“

Nun zog aber Seppe Triumph und machte zwei haarige Stiche auf einmal.

„S mein nit des Viertelg Zucker“, sagte sie mit verächtlicher Betonung, „i mein de Zigor! In i dent, wenn i nämms mit der Kas hiezig, so sammer merla wona!“

Ah, das sah! Dies ründeten zwei weißliche Flecken an Mareis Nasenspitze.

Mit zitterliger Stimme, die aber nichts verraten sollte, versetzte sie dann: „Ah so! 's isch Kaffeemehl — Kuenzer — 's Päckli zu zwanzig!“

Die kalte Seppe machte ein ungläubiges Gesicht und fragte spöttisch: „Wa ischs? — Kaffeemehl?“

Dieser Zweifel brachte die Marei auf. Während riß sie eines der Päckchen hervor und fuhr damit der Seppe unter die Nase. „So, wa isch denn des, wenn de lese ta'sch?“

Die Seppe las und sagte mit spitzbübischer Freundlichkeit: „He! — Zigor!“

Die Zinten-Marei warf einen raschen Blick darauf und erblickte: sie hatte in der Eile das letzte erwischt. Doch holte sie das andre hervor und fragte mit vor Zorn erschütterter Stimme: „So? aber des?“

Die Seppe sah wieder drauf, und diesmal konnten kein Zweifel walten; es war in der Tat Kuenzer'sches Kaffeemehl. Um aber auch den halben Triumph der Marei zu stören, lehnte sie sich verächtlich abwehrend zurück.

„S für mi Teil mag des Geschmus nit“, sagte sie, „lieber nimmi e par Kaffebohne meh! — Wer weiß, wo do für e Dred drin isch! 's tummt weger nit druf a, wa für e Papierli druf pappt isch, sundern wa drin isch!“

Bei diesem Worte riß ihr aber der Bindfaden, mit dem sie gerade den Lappen über die Rußblätter festbinden wollte. Um einen andern zu nehmen, rückte sie ihren Korb näher und deckte ihn ab. Ein Schwarm Schmeißfliegen erhob sich mit lautem Gesumm.

„Die versuchte Mude, die Katbe!“ schimpfte sie. Die Zinten-Marei machte einen langen Hals nach dem Korbe und fragte: „Wa hasch denn du kromt?“

„E Pfündli Ochsfleisch für morn!“ entgegnete mit

stolzer Würde die Seppe, langte das Stück heraus und hielt es der andern hin. „Lieg mol, wie schön feigt!“ renommierte sie und drückte ihren unförmlichen, schwarzen Daumennagel bis über die Wurzel in das dicke, gelbe, schwibende Fett, an dem nur ein kleiner verbuzelter Streifen Mageres hing, so daß es einem grausen konnte, sowohl vor dem Fett, als vor dem Nagel.

Dagegen heftete die Marei einen neidischen Blick darauf und sagte kritisch: „Lempe? — Zum Bug isch besser!“

Die kalte Seppe drückte zum Abschied noch einmal den Nagel hinein, dann legte sie das Fleisch zurück, deckte es zu und versetzte: „Jo, aber Lempe git besser! Suppe!“

Hierauf nahm sie den Baumwollnäuel, der neben einem angestrickten Strumpf lag, und zwickte ein Stück ab. Die Beschäftigung mit ihrem Beine änderte nun ihre geistreiche Unterhaltung.

Die neue aber, die nunmehr in Fluß kam, förderte eine wundersame Erscheinung zu Tage: die Weiber, die eben noch so vor einander groß taten, machten sich nunmehr auch den Vortritt im Glend streitig. Und so sahen nun die beiden alten Hugelweiber — alt waren sie just nicht, aber trotz ihrer höchstens fünfzig Jahre sahen sie aus, wie gedörrte Birnschnitze — so sahen sie beifammen, und überboten sich im höchsten Distanz ihrer zerbrochenen, schetterigen Stimmen, ihre Leiden zu beklagen.

Weit hin hallte es durch das mittagsstille, glühende Thal. Die wenigen Wanderer drüben auf der Straße, vom Markt heimkehrende Bauern, die paar äbrentsenden Weiber und Kinder, auch ein Bernerwägelschen, das schläfrig dahinfliepperte, alles hielt inne und lauschte verwundert auf die seltsamen Töne unter den Linden; sogar der Grauschimmel spitzte die Ohren und wandte schwerfällig den dicken Kopf hinüber.

Oben in den Wipfeln waren die Spaten aufgewacht und die Weisen; sie hüpfen herunter bis auf die letzten Zweige, die frechsten bis auf den Boden, und schauten mit den hellen beweglichen Augen gar erstaunt auf das kuriose Paar mit den roten, schweißenden Gesichtern, den klappernden Mäulern und den giftigen Augen; auf die kalte Seppe, die so hitzig tat, und auf die Marei mit dem schleichen,* verdächtig nach gebrannten Wassern leuchtenden Zinten.

Plötzlich schnappte die letztere ab, vielleicht weil sie sah, daß sie mit dem bloßen Ueberbieten den Zuschlag doch nicht erhalten konnte, und fing an, in geheimnisvoll murrendem Tone, wohl um Stimmung zu machen, und die Wirkung zu verstärken, der kalten Seppe ins Ohr zu flüschern, daß es nur so spauzte: sie habe alles versucht und alles habe nichts gebattet;** aber heute, auf dem Wege soeben, da habe sie eine Eingebung vom Himmel erhalten; ob ihr ein Engel erschienen sei, oder gar die Jungfrau Maria selbst, das wüßte sie nicht genau; es seit halt zu siedig schnell hergekommen, aber item, eine himmlische Stimme habe ihr geraten, eine Wallfahrt zur heiligen Sant Ottilia zu machen, die würde gewiß helfen; die sei keine so, wo nur ihre Freude daran hätte, ein arm Weibervolk zu schinden und zu plagen. Also sie wolle heute, als am Samstag abend, beichten, morgen früh kommunizieren, und nach der Messe nach Sant Ottilia hinüber, noch nüchtern, denn so sei es kräftiger; sie nehme aber für den Heimweg einen Mucken (Klumpen) Brot, ebbe sechs Kubfässi, und eine Buttele Wi mit; was sie meine?

Die Augen der kalten Seppe glüherten verständnisinnig. Sell sei ein guter Gedanke, und sie wolle nit für ungut auch mithalten; ob es ihr recht sei?

„De frill, worum nit!“ meinte zuvorkommend die Zinten-Marei. Und so besprachen sie noch zusammenhängend ihre gemeinsame Pilgerfahrt zur heiligen Ottilia. Dann machten sie sich unter vielem Achzen und

* schlief, bei Stledmaßen.

** genügt.

Bärzen auf den Heimweg, der ihnen sauer genug vor-
kommen mußte; denn wie eine wolkende Lohse schlug ihnen
der erbauliche Sonnengruß entgegen, als sie aus dem
Bereiche des Schattens traten.

Der Niem versagte ihnen zum Schwagen. Stumm
und mißmutig wie zuvor latschten, schlurpften und
schlingten die beiden Daubeln davon, wie die Sprache
ihrer Heimat kein schattierend ihren unbeschreiblichen
Gang bezeichnen würde.

*

Gebadet in Sonnenglanz und Sonnenbrand lag die
schöne Kunde des Dreisamtals vor der Zinken-Marei und
der kalten Seppe, als sie am andern Morgen aus dem
Walde von Obstbäumen traten, der ihr heimatliches Dorf
umschleht. Tiefblau wölbte sich die Himmelsdecke über
ihnen, und nur an den Rändern, die auf dem Kranze der
dunkeln Berge ringsum aufstanden, fornten sich kleine,
weiße Wollenballen mit scharf abgehobenen Umrissen. Es
mußte ein Gewitter in der Luft liegen; sie war so schwül,
durchsichtig und weißhörig. Deutlich standen die fernern
Vogesen über der Talöffnung bei Freiburg, und hell
klangen die Glocken von einem Duzend Kirchen zu-
sammen; sogar von Freiburg drunten und von St. Peter
droben am Kanbelhang tönte ihr melodisches Geläute wie
aus nächster Nähe. Wie hundertstimmiges Kindergebet,
untermischt mit tiefen Mönchsbässen, zitterte es in der
warmen Luft, weishevoll und rührend.

Auch die rothledernen Herzen der beiden Wasserinnen
waren in einiger Bewegung; doch waren es keine Glocken-
töne, welche sie in harmonische Schwingungen versetzten,
sondern der Nachhall einiger Kergernisse.

Sie hatten das Unglück gehabt, als sie mit frommen,
fimmerlichen Mienen, einen ellenlangen Rosenkranz in
den über dem Wauche gefalteten Händen, aus der Kirche
traten, auf der Dorfstraße in einen Schnalenschwarm zu
geraten.

Da standen nämlich einige Gruppen von Männern und
ledigen Buben, in Hemdsärmeln und fed eine Kelle hin-
term linken Ohr; und hemdsärmelig schlenderte auch ihre
dörperliche Laune dahin. „Seppe!“ rief so ein Nynus
und Gutschid, „was gillt's, heit wirsch emol warm, ua
wenn de so kalt wie 'ne Szapfe wärsch!“ Es war gut, daß
die Augen der kalten Seppe keine Zähne hatten — dem
Burischen hätte seine Mutter heute umsonst Sped und
junge Bohnen zu Mittag gekocht, und die Seppe hätte
nicht mehr nüchtern pilgern können.

Um den scheinbeilg gespitzten Mund der Marei spielte
ein selts Schmunzeln, das aber schleunigst verschwand,
als ein anderer meinte, es sei doch schad, daß ihr Zinken
nicht von Butter sei, sonst hätte sie ihn heute einmal zum
Gaudi auf die andere Seite drehen können. Und noch
unter dem Gewieher, das diesem Wize folgte, stimmte
ein Dritter, der Dorfpoet, mit heller Stimme an:

Der Marei ihr Zinke
Luat nia, was er sott * —
Die Marei will hüst
Und ihr Zinke macht hott!

Und die andern brüllten den Rehrim:

Sulisch, Sullab!
Sulischadriadiadiaduh, juch!

Das schmerzte, das schmerzte bitterlich! Aber mehr als
alles schmerzte doch der Strahl der Schadenfreude, den die
Marei über das Antlig der kalten Seppe huschen sah,
wie einen Sonnenbild über eine gelbe Pfütze.

Es war ein böses Wahrzeichen auf den Weg, dieser
Anfang. Und man hatte sich doch so schön vorbereitet
gehabt!

Besonders die Marei hatte das wehleidigste Mar-
tyrergesicht aufgesetzt, das sie schneiden konnte, und die
Binde nahezu über beide Augen gezogen, es schien weng-
stens so. Dafür hatte sie ihr Patentkind, den kleinen
Pantraz, mitgenommen, einen Knirps mit schneeweißen

* sollte.

Saaren und vergißmeinnichtblauen Augen. Und sie tat
ganz, als ob der sie führen müßte. Ja, man muß halt
die Farbe etwas dick auftragen, auch den Heiligen gegen-
über, damit sie sich um so eher erbarmen.

Und da kommen nun die Lausterle und verzeihen so
einem die beste Stimmung!

„Nichts ist so schön, dem noch der rohe Hentel,
Und nichts so heilig, dem der Schänder fehlte —“

so hätte sie irgendeinem Dichter nachsagen können, was
sie aber aus Gründen nicht tat. Sie gab auch ihrer
Freundin keine Antwort, als diese vor dem Dorfe auf
die Raiben zu schimpfen anfing und heimtückisch meinte,
es könne doch niemand für seine Nase; die käme ja vom
lieben Herrgott, und der wüßte was er täte. Aber im
Geiste schabte sie dafür soeben den Phosphor von tausend
Schachteln Streichhölzern, um die kalte Seppe zu ver-
giften, oder den Dorfpoeten, oder den andern zuerst, oder
— oder —

Während sie aber also ins Schwanken geriet, wen sie
zuerst dazwischen nehmen sollte, verschmolzen unterdessen
alle zu einer einzigen, sonderbaren Zwittergestalt, die
munter anfing, gleichsam kaleidoskopisch das Gesicht zu
verändern, und in wenigen Minuten hatte die fromme
Marei das halbe Dorf vergiftet. Da lag schon der letzte
ihrer Feinde, unkenntlich, starr und bleich, auf der Bahre,
der Sargdeckel schwappte jetzt zu und sie selbst ging im
Leichenzuge mit, die Glocken läuteten, die Schulfinder
sangen und ihr selber wurde ganz weh ums Gemüt, so
daß sie großherzig anbot, für den toten Feind ein Vater-
unser zu beten.

Aber bei den ersten Worten erwachte sie aus ihrer
verwegenen Träumerei und schielte verwundert auf die
kalte Seppe, ein wenig enttäuscht, und doch wieder froh,
daß es nur ein Traum war, von wegen der Schandarmen.

Ohne seinen merkwürdigen Ursprung zu ahnen, hatte
die Seppe in das angefangene Vaterunser eingestimmt;
die Orgel war nun ausgezogen, die Walzen drehten sich;
laut ihren Rosenkranz betend, schritten sie durch den
Sonnenschein und das Geleier ihrer Stimmen mußte
gar wohlgefällig zu Gottes Ohr und dem der heiligen
Ottilia hinausspringen. Besonders schön aber war es,
wenn ihnen Leute begegneten; da ließen sie ihre träg-
enden Stimmen dreimal so laut und eine Terz höher
erschallen, und suchten noch einen gewissen innigen
Schwung hineinzulegen. Und neben der Zinken-Marei,
sie am Rode haltend, zottelte der kleine Pantraz, fest-
täglich gewaschen und gefräht, und knipste vergnügt
Brodchen für Brodchen von einem Butterwecken, den ihm
seine Mutter in den Hosensack geschoben, damit er
recht brav und ordlig sei, wenn er mit der Gotti * walf-
fahren dürfe. —

Es war ungefähr im vierten Avo Maria, als die
Zinken-Marei plötzlich innehielt und aufsaufte; dann
kniete sie auf dem Rearaine nieder, neigte fromm das
Haupt und klopfte mit süßem und doch zerknirschem
Gesichte dreimal an die Brust oder eigentlich an den
Magen.

„Nu?“ fragte verwundert die kalte Seppe.

Die Marei aber bekreuzte sich erst andächtig, dann
stand sie langsam auf und sagte wie gleichgültig, aber
doch mit gebeimer Freude, sie hätten in Freiburg auf
dem Münster das Zeichen der heiligen Wandlung ge-
läutet.

Die kalte Seppe war empört. Das hätte sie ihr
doch auch sagen, oder zum mindesten sie stupfen sollen.

Aber mit sanfter Stimme erinnerte die andere sie
daran, daß sie ja auch Ohren habe, und zwar groß-
genuge!

Lange sann die gekränkte Seppe auf Rache, und wirk-
lich sollte die Siegerin ihres Triumphes nicht lange ge-
nießen; ja, sie bot selber ihrer Feindin die Waffe zu
einem ausgesuchten Stich, indem sie halbwegs Ebnet

* Patin.

ihren Tschoben auszog. Die Zeppe aber, die bis dahin den ihren offen getragen hatte, knöpfte ihn jetzt zu. Die Marei sah es mit Verwunderung und Argwohn.

Drei Vaterunser lang konnte sie ihre Neugier unterdrücken, dann litt sie es nicht länger; denn ein Weib trägt leichter eine glühende Kohle auf den Lippen als eine Frage. Sie mußte wissen, was für eine Bosheit dahintersteckte.

Warum sie ihren Tschoben nicht ausziehe, sondern zum Knöpfe, fragte sie daher.

Sehnüchelig hatte die kalte Zeppe darauf gewartet. Nun, entgegnete sie demüthig und spitz zugleich, eine Wallfahrt sei doch kein Spaziergang, der Heiland habe sein Kreuz auch getragen, ohne seinen Tschoben auszuziehen! — „Gell, Zinken-Marei, des siht“ dachte sie hinzu.

Ja, es sah und fraß sich tief hinein. Nur um sich einigermaßen zu rechtfertigen, meinte diese dann, ihre bösen Augen wären Kreuz genug.

Aber da kam sie schön an. Sie sollte sich beimgeigen lassen mit ihren Augen! war die Antwort der Zeppe, was seien diese im Vergleich zum Kreuze des Herrn und zu ihrem eigenen bösen Bein! Sie liesse ja nicht mit den Augen; also, was sie nur wollte?

Die Zinken-Marei fühlte sich wiederum geschlagen. Ihr neues Abo Maria klang merkwürdig laut und züchtig. Da schob ein Blitz durch ihr dürres Hirn und zündete. „Wart, Zeppe, das sollst du mir büßen!“ dachte sie und machte listig immer etwas größere und schnellere Schritte, so daß jene allmählich Mühe bekam, ihr nachzukommen. Ihre Seufzer wurden immer häufiger und flüchtiger, und schließlich fing sie an zu maulzen, sie käme ja nimmer mit.

Die Marei aber machte taube Ohren und schritt unbekümmert weiter, im stillen an der Freude zehrend, welche ihre gelungene Quälerei ihr bereitere. Aber es war doch dumm von ihr. Denn nachdem sich die Zeppe eine Weile abgezappelt hatte, schnappte sie plötzlich ab und setzte sich in Rut und Verzweiflung auf einen Pressstein.

Natürlich konnte nun die Marei nicht gut stehen bleiben, sondern mußte folgerichtig weiterziehen, so ärgerlich es auch war, die Wegkameradin in einem Augenblicke zu verlieren, wo man den süßen Becher der Rache erst halb geleert hat, und ein so schönes Nestle einfach stehen lassen muß.

Und merkwürdig, wie sie jetzt so allein dahinzog, kam ihr gleich das Wetter und der Weg nochmal so heiß und übelzeitig vor. Auch das Beten wollte so gar nicht mehr vonstatten. Grollend lauschte sie hin. Die Menschen leben halt einem zuleid, wie sie nur können!

Das geschah dicht vor Ebnet.

Das erste, was die kalte Zeppe tat, als die Zinken-Marei hinter den ersten Häusern verschwand, war, daß sie ihren Tschoben auszog. Dann nahm sie einige Rußblätter aus dem Bündelchen und verband ihr Bein frisch. Dann erhob sie sich und ging gemächlich weiter, ihren Rosenkranz fortbetend. So kam sie durch Ebnet. Eigentlich hatte sie erwartet, die Marei auf der schattigen Brücke in diesem Dorfe sitzend zu finden, aber das Mensch, das niederträchtige, war schon weiter! Sie ärgerte sich. „Thuet nix, thuet nix! i kriag di scho!“ murmelte sie einige Male verheißungsvoll.

Von Ebnet an schlängelt sich ein hübsches Sträßchen hart am Fuße des Berges hin, zur Linken von der Dreifam, zur Rechten von einem breiten, raschen Mühlbach begleitet, der munter durch das dunkle Gewölbe rauscht, das ein dichtes Erlengebüsch über ihn bildet.

Nach einem Viertelstündchen öffnet sich das anmutige Thal von St. Ottilien. Schon hier führt eine Brücke auf einen Weg hinüber, der durch einen prächtigen Bergwald von Eichen, Ehestannen und Buchen auf den Stationsweg an der westlichen Talwand leitet. —

Auf dieser Brücke saß die Zinken-Marei und ließ ihre magern Beine ins Wasser hängen. Der Panfraz ging am Waldrande den Beeren nach.

Sie hatte es nicht länger alleine ausgehalten. Es ist halt doch besser selbender wallfahren. Darum hatte sie beschlossen, den Veröhnlichen zu spielen und rief der anscheinend tief in ihre Andacht versunkenen Zeppe zu, sie solle auch e bizzell abe sitze.

Die Zeppe aber, obschon sie eine Art Befriedigung verspürt hatte, als sie ihre Herzensfeindin erblickte, senkte doch ihren Kopf noch tiefer und schritt laut betend vorüber.

Die Zinken-Marei ärgerte sich über die Maßen über einen solchen Dickkopf, zog so schnell sie konnte ihre Strümpfe über die nassen Beine und schlug eiligst den Waldweg ein, der schattiger und näher ist, als die Straße, auf der die Zeppe fürbaß zog. Sie kam darum auch ziemlich lange vor dieser am ersten Stationshäuschen an. Erhitzt und ermattet feste sie sich auf die Anleban des Vestuhls, um ein wenig zu verschlafen. Den Huben aber stellte sie auf den Weg heraus, wo er aufpassen sollte, wann die Zeppe käme.

Es war still, sehr still um diese Stunde im Walde. Nur die Büschen summteten und die Eidechsen raschelten unter den Hecken, wenn sie nicht träge, wie dort jene große im Grünen, mit braun und gelb verbräuntem und mit glühenden Körnchen und Fittlerchen besätem Gewande, auf den heißen Steinen sich sonnten. Schläfrig, träumerisch flatterten ein paar Trauermantel durch den warmen Brodem von Dunst und Duft, der in betäubender Kraft über dem Waldboden lag, wie ein ausgegossener, süßer Schlafrunkel.

Kein Lüftchen ging, wenn auch da und dort die untern Blätter an den müde herniederhängenden Zweigen zitterten. Das tat die Hitze. Es war schwül, drückend schwül. Noch stand die Sonne blendend am Himmel. Doch da hinten, über dem Abfelsen, reckte sich eine dunkle, sahlangelaufene Wolkenwand, die sich zusehend höher und höher hob.

Die Zinken-Marei nickte schläfrig und die Augen fielen ihr zu. Da schrie der Wächter: „Jez summt sie!“ Erschrockt fuhr die Schläferin auf. „Dumme Raib, wa schreiß denn so“, zischelte sie wüthend, erhob sich, drehte sich um und kniete nun auf ihren Sitz; dazu fing sie wieder laut zu beten an.

Schon tönte das leiernde Krächzen der kalten Zeppe den Weg herauf, immer näher kam es auf die Knieende zu, bis es dicht hinter ihrem Rücken mit einem kräftigen „Absterbens Amen“ abbrach. Die Marei sah sich nicht um; ein unheimlich Gefühl überließ sie, ihre Freundin im Rücken zu wissen, und es erleichterte sie ordentlich, als diese neben ihr Platz nahm und ihre Andacht begann.

Als nun die Marei mit der ihren zu Ende war, blieb sie noch eine kleine Weile knien, um der Zeppe Zeit zu lassen. Da diese aber absichtlich lange machte, und sie doch nicht so auffällig warten wollte, erhob sie sich schließlich und waltete nach einem letzten, andächtigen Blide auf das Stationsbild, das Christus am Oelberg darstellt, den Weg weiter, der im Schatten alter Eichen hinanführt, bis er in den herrlichen Tannenwald taucht.

Während sie aber so hinzog, erlitt sie eine schwere innere Ansechtung. Sie konnte den schönen Engel hinter dem Heiland nicht mehr aus dem Kopfe bringen, oder vielmehr den Kelch, den derselbe in der Hand hat. Dieser Kelch machte sie bitter an ihren Durst, und die Mühe, ihn aus dem Sinne zu schlagen, machte sie ganz matt. Unwillkürlich spürte sie auf einmal an ihrem rechten Schenkel den leisen Druck irgenbeines festen Gegenstandes, und ihre Hand senkte sich, von einer unwiderstehlichen, magnetischen Kraft gezogen, nach ihrem Rocksaße, in dem ein kleines, beiderseits abgeplattetes Kläffchen stak, das sie dem eigentlichen Vorratsbündel nicht anvertraut hatte. Sie verletzete jetzt fast nach einer Stärkung und erlag schließlich dem Versucher. Die heilige

Sant Ottilia ist gewiß keine Jo, die ihr ein Schläfli, so ein ganz kleines Schläfli, übelnehmen würde, nein, die ist keine Jo!

Sie sah bei diesem Gedanken zum Himmel auf, und da in dem Augenblick niemand da oben widersprach, dachte sie, keine Antwort ist auch eine, und holte das Gütterli (Fläschchen) herauf. Es war ganz warm. Zärtlich sah sie darauf nieder, zog das Fröpfchen und setzte das Fläschchen an die Lippen. Gluck-gluck-gluck!

Aber nur recht vorsichtig; denn erstens durfte doch das Mensch dahinten nichts davon merken — die vergunnt* ein ja doch alles! — zweitens aber, und aus diesem Grunde umschloß sie pfiffig das Gütterli mit der ganzen Hand, brauchte die heilige Ottilia nicht zu wissen, wie groß das Schläfli war.

Als sie nun den Seelenröster glücklich wieder verstedelt hatte, sandte sie schmeichelnd einen dankbaren, fast verklärten Blick zum Himmel und setzte rüstig ihren Weg fort. Ja, ja, so ein Schläfli zur rechten Zeit, das macht halt busper.**

Dagegen sah es im Herzen der kalten Zeppe zur selben Stunde nicht sehr tröstlich aus. Denn da brodelte ein Giftbäfelchen und entwickelte solche Dämpfe, daß eine Explosion unvermeidlich schien, wenn es nicht gelang, ein rettendes Ventil zu öffnen. Aber wo?

Da — halt, Zeppe, was war das?

Sie blieb plötzlich stehen und schnüffelte erregt und gierig. Was säufelte da so lieblich um ihre Nase? Das ist ja —

Sie tat fast einen Hopser. Ein Strahl mächtiger Freude schnellte ihr vom Herzen zum Hirn, und rieselte von da mit melodischem Geplätscher über den Nacken durch den ganzen Körper, und wollüstig prickelten sie die letzten Tropfen in den Zehenspitzen. Sie hatte sich nicht getäuscht. Wenn auch unsichtbar, so doch deutlich zu riechen, ja zu fühlen, schwamm in dem heißen Strome, der über dem Wege waltete, ein kleines Wölkchen, und das Wölkchen duftete nach Kirchwasser.

Nachsüchtig zog die gelbe, spitze Nase der kalten Zeppe den zarten, würzigen Dunst auf und ruhte nicht, bis sie sozusagen auch das letzte, verlorenste Nebelflöckchen des kostbaren Geistes aufgetunkt hatte. Dabei funkelten ihre Augen, die Nase zitterte und erstrahlte in einem rösigen Schimmer, und es wurde ihr so selig und duftig ums Gemüt, als ob der Genuß des köstlichen Fundes sie in heitern Rausch versenkte.

Wart Marei, jetzt bin ich wieder oben! wart Marei, ich tränk dir's ein!

Leichsüßig wie ein junges Mädchen schritt nun die alte Daubel dahin und zärtlich, wie die Nase eine Maus, streichelte ihr Auge den Rücken der Zinten-Marei, die sie am zweiten Stationshäuschen einholte.

Ihre Knie zitterten, als sie sich neben dieser niederstieß, und ihre Stimme bebte vor ungeduldiger Erwartung.

Fast zu gleicher Zeit sagten sie diesmal Amen und gingen nun wieder nebeneinander her, im gleichen Takte betend. Die kalte Zeppe aber war wie im Fieber. Wie sollte sie nur ihren Fund am verlegendsten anbringen?

Aber war es der gültige Himmel oder die freundwillige Hölle, wer in diesem Augenblicke den Pantrag herbeispringen und ihnen eine Hand voll Brombeeren entgegenstrecken hieß, mit dem jubelnden Rufe: „Lueg mal, Gottl, die Hampfle voll!“ worauf er sie übermüßig in den Mund stopfte, daß ihm der purpurne Saft durch die Finger und übers Kinn lief! Es mußte wohl die Hölle gewesen sein; denn ein Teufelchen, das grinsend auf einem Lindenaste gesessen hatte, sprang herab und küßte den Bengel vor Wohlgefallen auf seine Kognaje.

Im selben Augenblicke sagte nämlich heimtückisch die kalte Zeppe: „Jo Büebli, seil ich guet für den Durst!“

* In der Mundart = nicht gönnen.

** freich.

und ein Schlänglein, ein schillerndes, züngelndes Schlänglein kuschte von ihrem Munde längs der Nase hinauf und schlüpfte in ihr linkes Auge, aus dessen innerem Winkel es dann hervorlauerete.

Die Zinten-Marei wollte eigentlich schon gutmüßig sagen: „Jo seil ich woht!“

Aber jenes Teufelchen stupfte sie. Sie besann sich, betete erst das Awe Maria zu Ende und sagte dann mit Salbung, Beien sei noch viel besser.

Das Schlänglein schoß aus seinem Winkel, züngelte heftig, rechte sich, schwoh in einer Sekunde zur Riesenschlange und legte sich um ihr ahnungsloses Opfer.

„E Kriesewässertli* isch aber au nit schlecht, ged Marei?“ sagte die Zeppe mit einem ganz eigenen Ausdruck, der jedes Mißverständnis unmöglich machte.

Ein kaltes Etwas ringelte sich von den Beinen aufwärts um den Leib der Zinten-Marei.

Einen Augenblick war sie wie erstarrt.

Dann hatte sie den Drang, sich herauszuküßen, aber die Worte versagten ihr.

Schließlich kam eine tiefe Wehmut über sie, welche ihr die Starre löste.

Es sei ja nur ein ganz kleines Schläfli gewesen, sagte sie mit weinerlicher Stimme, und zudem habe sie vorher die heilige Sant Ottilia gefragt, und die sei keine Jo, wie die Zeppe meine!

So? fragte diese gütig, woher sie es wisse? ob sie es erlaubt habe?

Sie glaube es, wollte die Marei sagen; aber kaum, daß sie es heraus hatte, gröckte ein schwerer Donner dumpf vom Abfelsen herüber.

Die Zinten-Marei erblichte, und selbst die Zeppe schrat zusammen. „Aha, do hört mer's, do hört mer's jo!“ pfauchte sie gütig.

Aber es sei für gewiß wahr, auf Ehr und Seligkeit, stammelte die Marei. Ein neuer Donner, etwas stärker und näher, gab die erbohte Antwort des Himmels.

„He jo, he jo! do hört mer's jo!“ sagte nochmals die kalte Zeppe und sing an zu schluchzen. „Jez kummt d' Strof hinterno, un i mueß jez unschuldig mitliden!“

Ja, es war sicher ein bitter Unrecht vom Himmel, der armen Zeppe so ihre Freude zu vergällen. Aber du lieber Gott, es ist mal so; Sonnenschein wie Gewittersturm gehn nieder auf Gerechte und Ungerechte.

Die Spannung der Luft war jetzt unerträglich. Die Vögel im Walde waren unruhig geworden und schossen schreiend hin und her. Große nackte Schnecken, schwarze und rote, kamen an den Wegrändern hervorgetrocknet und stocherten begierig mit den Augen hin und her. Eine dumpfe Angst lastete über der Erde.

Ueber dem Abfelsen drüben war das Wetter schon losgebrochen; der steilgeschwungene Gipfel stak in der entsefftesten Wetterwolke. Näher und näher kam es. Ein hohles Brausen ging vor ihm her, und bald warfen einige Windstöße den Staub des Weges wirbelnd in die Höhe. Unaufhaltbar rollte dahinten der Donner.

Die Zinten-Marei aber und die kalte Zeppe hatten die Oberröcke über den Kopf gezogen und stapften in den dicken roten Flanellunterröcken, aus denen ihre magern, trummen Waden recht kümmerlich hervorstachen, ängstlich vornübergebengt, dem nächsten Kapellchen zu schleppfüßigen Rügen vergleichbar.

Kaum hatten sie das schützende Dach erreicht, da seate schon der heulende Gewittersturm das Tal herauf; die ersten Tropfen fielen, und jetzt ging das Wetter los und goß sein Feuer, seine Donner und seine Wassermassen in das enge Tal, daß seine gepfeifchten Wände zu bersten drohten.

In Todesängsten hockten, eng zusammengelauert, die beiden Weiber, das zitternde Bürschchen in ihrer Mitte, und vergruben ihre Köpfe in den Röcken und beteten was sie herunterbeten konnten, die eine winselnd, die andere zeternd; bei jedem Blitze betkreuzten sie sich und

* Kirchwasser.

harrten dann in namenloser Angst auf den darauffolgen- den Donner, unter dem sie fast vergingen. Besonders die Marei, die Anführerin des Gewitters, war halbtot vor Angst; sie glaubte bei jedem Blitz, ihr letztes Stündlein sei gekommen, und froh halb unter die Bank, weil der nächste Donner sie treffen mußte.

Alein die Inbrunst, mit der sie betete, mußte gewirkt haben, denn nicht nur, daß sie nach jedem Donner sich noch „lebzig“ fühlte, es schien sogar nach einer Viertelstunde, die aber eine Ewigkeit lang war, als ob das Wetter sich verziehen wollte. Und es schien nicht nur, sondern es war in der That so.

Die beiden Väterinnen atmeten wieder auf. Gott war also noch einmal gnädig gewesen, und die heilige Sant Ottilia ist vielleicht doch keine so!

Um sie aber noch mehr zu veröhnen, ja das Schlückli, das sie so übergenommen hatte, unter Umständen ganz vergeffen zu machen, gelobte die reuige Sünderin, noch einen ganzen Rosenkranz ihr zu Ehren zu beten; dadurch hoffte sie mit um so mehr Aussicht auf Erhöhung an Ort und Stelle vor sie treten zu können.

Sie fing sogleich an damit, im schnellsten Zeitmaß, um die ungeheure Aufgabe, die sie auf sich geladen, besser zu bewältigen. In diesem Behufe begann sie aber auch einen kleinen heimlichen Kniff im großen zu üben.

Schon auf dem Wege hatte sie manchmal ein Kügelchen ihres Rosenkranzes überhupft, aber nur bei besonders schicklichen Gelegenheiten, z. B. wenn sie sich vor einem Kreuzfix betruzte, weil sie schlaun mutmaßte, der liebe Gott passe da auf das andere auf.

Während sie nun so zusammen warteten, bis das Gewitter sich vollends verzogen hätte — es rauschte auch noch ordentlich herab — fand die Zinken-Marei die beste Gelegenheit, die Aufmerksamkeit Gottes und der heiligen Ottilia zu täuschen, indem sie trotz ihrer Himmelanäst bei jedem Blitze ein Kügelchen fallen ließ, während sie ein Kreuz schlug. Einmal sogar — sie schloß eben ein Ave Maria, bei dem sie sowieso ein Kügelchen durch die Finger gleiten ließ — da sah sie ein Herz und ließ gleich zwei fallen. Im gleichen Augenblick aber blühte es noch einmal kräftig auf, so daß ein jäher Schreck über sie kam, man könnte es da oben gemerkt haben. Da aber gleichwohl der Himmel sich hob rasch auflärte, so durfte sie die süße Gewißheit daraus schöpfen, daß sie sich umsonst darüber Sorgen gemacht.

Aber jemand hatte es doch gemerkt. Das war die kalte Zeppe, an deren grünen, scharfen Rabenaugen selbst diejenigen Gottes zuschanden wurden.

Bei jenem Blitze rühten ihre Blicke zufällig auf den braunen Fingern der Fremdin. Im Weien war es ihr durch den Kopf gegangen, daß dieselbe heute ihren neuen Rosenkranz trug, den sie erst am letzten Peterstag vom Kirchensfestmarkt zu St. Peter droben mitgebracht hatte. Der Paramentenrämer, ein helläugiger, schlüßhöriger Kallener, hatte bei den eilftausend heiligen Jungfrauen geschworen, daß er vom heiligen Vater in Rom höchst- eigenhändig geweiht worden sei.

Eben froh ihr neidisches Auge von der versilberten Schaumünze die Perlenschnur hinauf zu den knöchernen, leise zitternden Fingern, da entdeckte sie jenen Vorgang, den sie um so leichter bemerkte und verstand, als auch ihr derlei Pfiffe nicht fremd waren.

Wie fortgeflogen war auf einmal jede Angst und eine wahnsinnige Freude stieg in ihr auf.

Arme Marei, jetzt bist du ganz verloren!

Immer ferner und ferner verhalte der Donner; die letzten Regenschauer waren verhaucht, und siegreich machte die Sonne sich Bahn durch die aneinanderbestiehbenden Wollen. Das Thal dampfte. Eine feuchte, würzige Frische, kräftiger Erdgeruch und Pflanzenduft stieg vom Boden auf, und der Weihrauch der Tannen sentte sich von den nassen Zweigen hernieder. Aus Millionen bunter Demantropfen blühte schallhaft die Lebensfreude der

erquidten Natur zur gütigen Mutter Sonne hinauf. Lachend schüttelten die tausend Vögel des Waldes ihre nassen Schwingen; fröhlich schmetterten ihre hellen Stimmen durcheinander, und wenn sie sich haschend durch die Baumkronen schossen, säubte immer ein feiner, schimmernder Sprühregen nieder.

Die Zinken-Marei und die kalte Zeppe von Zarten merkten aber von alledem nichts, als sie endlich weiterzogen.

Die eine mogelte ihren Rosenkranz zusammen, und die andere belauerte sie mit den Augen einer Kaze, die vor dem Mausloche sitzt. Jedesmal, wenn die Marei sich dem Ende eines Gebetes näherte, geriet die kalte Zeppe in ein hitziges Fieber. In krampfhafter Spannung schielte sie sich fast die Augen aus dem Kopfe, und unbändig, fast zum Hinausjauchzen war die schadenfrohe Wonne, die über sie kam, so oft sie einen neuen Fall ins schwarze Buch der Marei verzeichnen konnte.

Und nun wollte sie sich überlegen, wie sie am verheerendsten dazwischenfahren könnte. Sie wollte sich überlegen, aber sie vermochte es nicht. Ihre Freude war verwirrend, bekäufend groß. Ihr Herz pochte, neir, klapperte wütend, ihre Stimme stockte und zitterte, und die Worte ihrer Gebete verwirrten sich und blieben ihr hinten am Gaumen kleben.

Sie frag sich verliebt, haltlos verliebt in die Sünde der Marei und in diese selbst hinein, so haltlos, daß ihr mit einem Male, ohne daß sie dafür konnte, die deut- und merkwürdigen Worte von den Lippen flossen:

„Paß doch auf, lieber Herrgott! sieh'ich denn nit, daß die Zinke-Marei dich b'.....!“

Wie ein inbrünstig gestammelt Gebet klang es.

Und sowie es heraus war, fuhr ihr eine wohlige Schwäche in die Knie, und ein süßes Bröckeln lief unter ihrem gelben Felle ihr über den Rücken hin, so süß, so unaussprechlich süß, daß sie gar nicht weiter konnte. Sie mußte stehen bleiben, und in wohliger Trägheit es laufen lassen.

Die Zinken-Marei aber war aus ihrer Andacht emporgeschreckt und stand verstummt und erstarrt, wie weiland Frau Lot. Ihre Augen traten aus den Höhlen, und Lippen und Nase färbten sich weiß, mit grünen Flecken. In ihrer Brust aber sträubte sich ein vorstiges Ungeheuer empor, dessen Stacheln schmerzhaft nach allen Seiten durch die Rippen drangen. Und das stachelborstige Ungeheuer schwoh und schwoh, daß die Zinken-Marei wahrscheinlich geplatzt wäre, wenn nicht etwas anderes eingetreten wäre, und etwas ganz einfaches und vernünftiges.

Im kritischen Augenblicke nämlich fiel die Zinken-Marei mit einem heiseren Schrei über die verruchte, fromme kalte Zeppe her, die in ihrer weichen Schwäche nicht einmal einen Versuch der Verteidigung machen konnte.

Nur einen schwachen Seufzer tat sie.

Dafür schrie der über den fürchterlichen Wutausbruch seiner Gott! entfeste Pantraz gell auf und flog durch das Gestrüpp den Rain hinauf, von wo er hinter einer Tanne hervor mit weit aufgerissenen Augen auf das Trauerspiel herabstarrte, wie ein Nekrut von der Galerie herunter auf Wallensteins Tod oder Macbeths Ende.

Und wieder trat ein kritischer Augenblick ein; denn wer weiß, wie lange die Zinken-Marei und die kalte Zeppe sich so urwüchsig ausgesprochen hätten, als sie es eben taten!

Aber mitten im besten Handel führte das Verhängnis eine ordnende Hand herbei, die von geeigneter Wichtigkeit war.

Unter einer Tanne hatte in der Nähe der Waldhüter gestanden und schaute eben durch das blühende Thal und den dampfenden Wald und freute sich der herrlichen Schöpfung. In vollen Jügen trank er die süße Frische und den labenden Duft und es wurde ihm recht warm ums Herz.

Aber da weckte ihn ein heiserer Schrei, wie der eines Raubvogels, und das Gezeiter eines Kindes. Er spähte nach der Richtung und sein bärtig Gesicht verzog sich gar sonderbar vor Verblüffung und Behagen, als er den betrüblichen Alex in dem schönen lebenden Gemälde erblickte, das ihn umgab in heiterer, friedlicher Pracht.

Wenn es aber auch schien, als ob er erst seinen Blick an dem drohtigen Falle — aus der Ferne nahm er sich wenigstens so aus — meiden wollte, so siegte doch bald seine Sonntagstimmung, und er schritt rasch und kräftig ein. Mit ein paar Säben war er zur Stelle, packte mit festem Griff die über der kalten Seppe nieende und sie mit blindwütigen Schlägen zudeckende Zinken-Marei am Kragen und am Rockzurs, und schleuberte sie in kraftvollem Huch seitwärts über die Böschung ins Tannen-geflüpp. Dann richtete er die halbhochnmichtige, stöhnende Seppe auf, allein fast hätte er sie wieder fallen lassen müssen: denn über dem Raine tauchte das wutverzerrte Angesicht der andern wieder auf, so bedrohlich, daß er die Seppe wieder hinsetzte und zu seinem Hagebüchsen griff, mit der fastigen und deutlichen Erklärung, daß er dem Himmelberggottsfarments-Ripp den Hirschädel einschlagen würde, wenn sie sich nicht weiblich davon mache, Gott Strambach!

Nach einigem Schwanken entschied sich langsam die Zinken-Marei für das Letztere, und nach einem das Marx erschauern und das Blut gerinnen machenden Scheideblick auf die Seppe und den gottverdammten neuen Feind wandte sie sich und schleppete sich, von Wut und Gram an Leib und Seele gebrochen, talabwärts, an der Wallfahrt völlig verzweifelt, welche die Niedertracht und

Schlechtigkeit der kalten Seppe so schändlich verdorben hatte! Sogar das Bündelchen ließ sie liegen. Der Waldhüter wollte es ihr nachwerfen; da er jedoch eine Klage darin fühlte, befann er sich eines Bessern oder Schlechtern und ließ es bleiben, und es hat ihm eine Weile hernach nicht übel geschmeckt; ja die Marei liebte und wandte viel an einen anständigen Tropfen.

Im Walde oben, ein verzagtes Reh, schlich der Klein-Bantroz in vorsichtiger Ferne seiner Gotti nach; in der Nähe traute er sich nicht, nicht um viel, viel Geld, ja nicht einmal um noch einen Butterwecken. Die kalte Seppe aber, als sie soweit ihre Kleider, Gliedmaßen und süß Sinne wieder beisamen hatte, was eine gute Zeit in Anspruch nahm, setzte triumphierend ihre gottgefällige Pilgerfahrt fort.

Denn Gott gefallen mußte sie ja heute wie nie. Sie hatte ja zu seiner Ehre gelitten, sie durfte sich nahezu unter seine Märtyrer rechnen.

Ob, sie hörte schon die goldenen Engeln im Himmel singen und fühlte sich selber Flügel wachsen. Ganz leicht und selig wurde ihr.

Und als sie im Kirchlein oben vor dem Hochaltar niederkniete, da verkörperte ihr ein lichtiges Schmunzeln das Gesicht, und mit freundlichem, vertraulich-ver-schmitztem Augenaufschlag zum Himmel flüsterte sie:

„Gell, du mei liabs, liabs Herrgötli, mir zwö bebe zemme?“ Und in ihrer Verzücktheit war ihr, als ob sie Gott Vater auf dem Throne sitzen säbe und mit gar leutseligem Nicken sagen höre:

„Jo, liabi Seppi, sell weis i scho lang!“

* halten 3 zusammen.

Menschenrechte.

Von August Strindberg.

Wenn ein Menschenkind geboren wird in einer zivilisierten Gesellschaft, so werden mit ihm Rechte geboren, während die Gesellschaft von dem Neugeborenen Pflichten erwartet, wenn die Zeit gekommen ist.

Das Kind hat das Recht auf Nahrung und elementare Erziehung, und die Gesellschaft soll das Kind ernähren und erziehen, dessen Eltern durch Not oder Nachlässigkeit verhindert sind, es zu tun, denn wenn die Eltern Lumpen sind, soll das Kind dafür nicht bestraft werden.

Aber da das Leben eine Rennbahn ist, wo ein Wettkampf stattfindet, mühten alle gleich gut ausgerüstet sein beim Start. Das geschieht am besten in der Volksschule, obligatorisch und einseitlich für alle, wo der Elementarunterricht unentgeltlich erteilt wird. Lesen, Schreiben und Rechnen heißen die Schlüssel zu allem Wissen, denn damit kann man später selbst sich das übrige aneignen, das im Bücherladen zu kaufen ist.

Wer imstande ist und Lust hat, mehr Kenntnisse zu erwerben, mag es tun, aber damit sollen nicht irgendwelche Rangunterschiede oder andere Privilegien verbunden sein, sondern nur das eine, daß jeder seinen Platz erhält.

Und der, dem es gefällt, den Weg des Studiums zu gehen, soll nicht vom Staat verlangen können, daß er ihm Platz verschafft, wo kein Platz ist, sondern soll es als einen glücklichen Umstand betrachten, daß er auf dem einen oder andern Gebiete mehr weiß, als die minder Begünstigten.

Wenn jedermann, seiner natürlichen Begabung, seinem Talent und seiner Reigung folgend, seine Bahn wählt, so soll es ihm ohne Einschränkung offenstehen, nach seinem Verdienst befördert zu werden, so weit seine Tüchtigkeit im Fache reicht.

Die Einschränkungen in der gegenwärtigen veralteten Kastengesellschaft sind: 1. Das Studenten- (Abiturienten-) Examen, das an sich widersinnig ist, da keiner in einem

halben Tage zu zeigen vermag, was er kann und weiß, aber sehr leicht durchfallen kann wegen einiger Kleinigkeiten, die er vergessen hat in diesem großen Sammel-surium von Wissen, das dem Konversationslexikon angehört. Das Studentensexamen, das die ganze Jugend gefostet hat, gibt aber doch nicht Brot, sondern ist nur die Einleitung zu einer Fachausbildung. Dennoch ist das Studentensexamen eine Schranke auf dem Wege, und scheint etwas zu sein, das einen privilegierten Stand bildet, das Rang gibt, und darum muß es fort. Die Erfahrung hat es ja gezeigt, daß ein Mann ohne Examen sogar einen Staat verwalten kann (Amerikas Präsident), und daß in einer Monarchie die Ratgeber des Königs ein Regierungsdepartement verwalten können, ohne Examen und ohne Kenntnisse in Kleinigkeiten. Das ist ein glänzender Beweis für die Entbehrlichkeit des Examens.

In einem Volksstaate (Schweiz) ist die Verwaltung sehr einfach, und die Staatsämter sind oftmals unbefolgt, werden als Ehrenämter angesehen, als Vertrauensposten, die auch nicht etwa indirekt durch prunkvolle Pracht oder Orden bezahlt werden.

In den bürgerlichen Abteilungen unserer Staatsverwaltung, wie im Postwesen, im Telegraphen- und Eisenbahnwesen, sollte die Beförderung uneingeschränkt sein. So könnte der Briefträger, der ja schreiben und rechnen kann und dem große Geldsummen anvertraut werden, sehr wohl an das Postamt gesetzt werden, wenigstens bei der inländischen Post, wenn ihm auch die Kenntnis fremder Sprachen fehlt.

Der Unterbeamte bei der Eisenbahn sollte Stationsvorsteher werden können; während es sich jetzt zeigt, daß in diesem Amt sehr oft fremde Personen hineingeschoben werden, die seine Abnung haben von der vielberzweigten Organisation des Verkehrs, und es so eigentlich die sach-

tündigen Unterbeamten sind, die den Posten auszufüllen vermögen.

In den höheren Graden werden im allgemeinen so geringe Fachkenntnisse verlangt, daß man tagtäglich ganz unbegreifliche Beförderungen erlebt. Jetzt ist dieser Mann Geologe; gleich darauf ist er Kommerzienrat; dann taucht er auf als Eisenbahndirektor und schließlich sibt er irgendwo und verwaltet eine Provinz, was doch weder mit der Geologie noch mit Handel oder dem Eisenbahnwesen etwas zu tun hat. Hier zeigt es sich deutlich, daß Fachtätigkeit nicht der Grund zur Beförderung ist und alle Welt weiß, daß es der Regierungssekretär (und der Kammerer) ist, der die Provinz verwaltet — und daß das Amt des Regierungspräsidenten, „Landeshauptmanns“, nur für den Inhaber da ist.

Die zweite Schranke auf der Rennbahn sind die Spaltletten des Leutnants. Während der Student ehemals durch seine Gelehrsamkeit dem Leutnant den Rang streitig machen konnte, rüflet man den Leutnant nun auch mit dem Studenteneramen aus und sein Rang wurde unbestritten. Es war natürlich nicht die Biederweisheit, die zum Kriegsdienst notwendig war, und dieses Luxusstudium war nur eine Annäherung der militärischen Ausbildung; der Unteroffizier wurde mehr Krieger als der gelehrte Offizier. Man hat gesagt, der Krieg sei eine Wissenschaft geworden. Das ist durchaus unwar. Pulver, Kanonen, Kriegsschiffe werden nicht von Offizieren hergestellt, sondern von Ingenieuren und Arbeitern. Eine Truppe zu führen ist jetzt eine einfachere Sache als früher, und um die Mannschaft schießen zu lernen, wendet man wohl meist den Unteroffizier an, der mit dem Gewehr aufgezogen ist, was vom Offizier nicht gesagt werden kann. Das ganze Leben und alle Schreiberi in der Kaserne wird von Unteroffizieren geleitet und besorgt, der jeden Mann im Gliede kennt, seine Fähigkeiten sowoh! wie seine Mängel. Warum wird er nicht befördert und warum wird ihm mitten in seiner Laufbahn der Weg versperrt? Ja, darum, weil es Klassen gibt und Klassenunterschiede, nämlich in einer Monarchie, wo das Machtzentrum seinen ausgewählten Vertrauenspersonen ihre Machtbefugnisse zuertheilt, um einen gewissen Stamm Gehorsamer in Gehorsam zu erhalten. Aber das ist nicht die Idee und nicht die Aufgabe des Staates, der das Wohl aller fördern, die Rechte aller wahrnehmen soll, und der neuere zivilisiertere Staat spricht auch nicht von Klassen und Klassen. Es ist eine Annäherung, dieser gegenwärtige Rückgang auf einen Urzustand, der nur zu finden war in den ältesten Despotien fern in Indien.

Nebrigens gibt es einen europäischen Staat, wo das Offiziersprivileg aufgehoben ist, oder doch dem Unteroffizier eine Möglichkeit zur Beförderung gegeben ist. Das ist in der italienischen Armee der Fall, wo ein gewisser Prozentsatz der Unteroffiziere befördert wird. (So war es um das Jahr 1890, ob es seitdem abgeändert ist, weiß ich nicht.)

Am stärksten merkt man dieses Privileg in Aemtern und Banken, wo es Amtsdienner oder Bankboten gibt. Diese Unterbeamten sind Diener und werden darum einfach beim Namen genannt ohne Herrentitel, während man den höheren Beamten, (der doch Diener der Allgemeinheit ist) Herr nennt.

Nun ist es so, daß alle Diener in gewissen Aemtern haben so vertraut mit der ganzen Amtstätigkeit sind, daß sie die neuemittretenden Beamten unterrichten müssen; und ich habe Amtsstellungen gesehen, wo der Diener die eigentliche Hilfskraft des Vorstehers, ja fast dessen erster und nächster Mann war. Auf Zollämtern wird zuweilen die ganze Amtstätigkeit von einem alten Subaltern versehen, wenn der Chef auf der Jagd ist oder Urlaub hat; aber der Diener erhält dafür keinen Rang, keine besondere Vergütung und wird nicht befördert.

In privaten Banken kenne ich Laufjungen und Bankboten, die zu Beamten befördert wurden, und zwar auf Grund wirklicher Verdienste.

Aber hier begegnet man auch der strengsten Scheidung zwischen Herren und Nicht-Herren. In Norwegen und in Dänemark (?) bedient man sich nicht des Herrentitels. „Hören Sie, Assbjørnsen“, sagt man, und nicht Herr Assbjørnsen; das wäre ja nachahmenswert.

Dann haben wir die Dienstboten! Wenn man schließlich den freien Austausch zwischen Arbeit und Lohn anerkennt, das Handgeld und die Gesindeordnung, die Hauszucht beseitigt, müßte doch die Stellung des Dienstboten in einem Hause auf etwas anderes gegründet sein, als auf Herrschaft und Untertänigkeit. Der Dienstbote gibt seine Arbeit im Austausch gegen Lohn und Brot, und der Arbeitsvertrag ist frei. Warum behandelst man da den Dienstboten als Untergebenen, während doch die Herrschaft ebenso abhängig vom Dienstboten ist und somit in seiner Abhängigkeit steht! Warum soll das Dienstmädchen deshalb geduldet werden, weil sie einen Arbeitsvertrag hat, und warum soll sie ihren bürgerlichen Namen verlieren; mit welchem Recht mischt man sich in ihr Privatleben? — Es braucht ja nur einmal ein Dienstmädchen aus dem Dienst zu gehen, und man wird merken, wie hilflos man ist, wenn das Haus auf dem Kopfe steht; man kann geradezu gar nichts, kein Feuer anmachen, keine Lampe anzünden, kein Bett machen, nicht den Tisch decken und am allerwenigsten Essen bereiten, was eine große Kunst ist. Da bekommt man ein Gefühl dafür, welchen Dank man dieser Unentbehrlichen schuldet, ohne die das Leben unmöglich ist — für die oberen Schichten.

Desgleichen: der Arbeiter! Laß einmal etwas entzwei gehen im Hause, bloß ein Schloß zum Beispiel! Selbst kann man es nicht machen, irgendein Ingenieur oder Professor der Mechanik kann es auch nicht, keiner kann es besser als der Schlosser; er ist also unentbehrlich und sollte eine außerordentlich gute Bezahlung nehmen. Aber das tut er nicht, sondern er läßt sich viel zu wenig bezahlen, obwohl er allein mit seinen Fachgenossen ein Monopol hat oder einen Trust ausmacht, ohne es zu wissen. Wir, die in modernen Häusern mit maschinellen Einrichtungen wohnen, bekommen die Abhängigkeit vom Arbeiter zu fühlen; wenn das elektrische Licht nicht brennt und man erwartet Gäste, da ist die Rettung nur bei einem, und wenn die Zentralheizung versagt, steht man ratlos und muß beim Arbeiter betteln um baldige Hilfe. Er läßt uns vielleicht warten, damit wir lernen, was er wert ist; aber es ist oft nur Gedankenlosigkeit und Schlandrian, daß wir den, von dem wir abhängig sind, so behandeln, als wäre er unser Diener. . . .

Aber ich habe einmal dieser Zeitung versprochen, über meine Erinnerungen aus zwei Generalfreireis zu schreiben, und wie ich entdeckte, welche hilflose, überflüssige Luxusartikel wir Nicht-Arbeiter sind, und wie die ganze Gesellschaft mit ihrer Kultur, ihrer häßlichen Kunst, ihrer Poesie und ihrer sterilen Gelehrsamkeit nur aus Gnaden derer besteht, die die Grundfesten und Mauern bilden.

„Wenn die Arbeit nach Verdienst bezahlt werden sollte, müßte die Industrie aufhören“, hat jemand gesagt. Mag denn die Industrie zusammenstürzen, wenn sie auf so ungerechter Grundlage aufgebaut ist oder auf Unterbietung oder auf Mißbrauch, den sie mit der Notlage eines Menschen treibt.

Und mögen die, die gegen den Klassentampf predigen, lieber darauf bedacht sein, die Klassen und die Klassen-schranken zu beseitigen; den Zutritt zur Rennbahn freimachen und dafür zu sorgen, daß für alle der Start unter gleichen und gleichartigen Verhältnissen vor sich geht, ohne Kniffe und Schliche. Das würde den Haß befähigen, das Leben erträglich machen und hoffnungsvoll für die, die dort unten hoffnungslos darben, ohne Hoffnung, jemals hinaus zu kommen an die Seite ihrer Mitmenschen, derer, die sich einbilden, über ihnen zu stehen, die ersten zu sein, obwohl sie, wie sich schließlich herausstellt, die letzten sind.

Amund Goegg.

Zu seinem 100. Geburtstag: 7. April 1920.
Von Otto Hörth.

Die Revolution des 9. November 1918 ist ein Abkömmling der Revolutionen von 1848 und 1849. Prophetisch hat Ludwig Uhland in der Paulskirche ausgerufen: „Fortan wird über Deutschland kein Haupt leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Deles gesalbt ist!“ Einheit und Freiheit des deutschen Volkes waren die Ziele der damaligen Bewegungen. Sie sind gescheitert, weil die Fürsten mit ihren Anhängern noch zu stark und die Volksfreunde noch zu schwach waren. Die Reichsgründung Bismarcks mit dem allgemeinen Wahlrecht war eine Abschlagszahlung auf die demokratischen Ziele; er selbst hat anerkannt, daß 1871 nicht ohne 1848 zu denken sei. Aber weder Freiheit noch Einheit waren vollständig, und sie mußten außerdem mit Zugeständnissen an den bestehenden Militarismus teuer bezahlt werden. Der große Krieg brachte den Zusammenbruch des preussischen Systems, und wenn die aus der fürchterlichen Niederlage geborene Revolution unter dem Hochdruck der übermühten Sieger zwar das Einheitsproblem nicht hat lösen können, so hat sie dafür dem deutschen Volke die Freiheit gebracht, die demokratische und republikanische Freiheit, wie auch die fortgeschrittensten Achtundvierziger sie nicht vollständiger hätten wünschen können.

Zu den hervorragenden Männern, die diese Entwicklung vorbereiten halfen, gehört Amund Goegg. Er war am 7. April 1820 in der badischen Stadt Rendsch geboren, wo vor rund zweihundert und fünfzig Jahren Christoph von Grimmelshausen, der Verfasser des unsterblichen „Simplicius Simplicissimus“, als bischöflich strazburgischer Schultheiß seines Amtes waltete. Goeggs Vater war ein wohlhabender Bauersmann, der seinen begabten und strebsamen Sohn studieren ließ. Der junge Goegg studierte in Freiburg, München und Heidelberg die Rechte und die Kameralwissenschaft, wie im Vormärz eine Art bürokratischer Wirtschafts- und Wohlfabrizpflege genannt wurde. Schon als Student beschäftigte sich Goegg eifrig mit Politik; in Heidelberg schloß er sich gleichgesinnten Jünglingen an, darunter Guido Weiß, Hermann Becker (der „rote Becker“, der als Oberbürgermeister von Köln gestorben ist), Weber, Mördes u. a. In Heidelberg trat er auch schon öffentlich auf; bei der Jubelfeier der badischen Verfassung am 25. August 1843 hielt er auf dem Festbankett im Namen der Studentenschaft eine Rede, in der er zum Schrecken der anwesenden Professoren und höheren Beamten den Wunsch aussprach, es möge bald eine deutsche Nationalversammlung berufen werden, damit man auch einmal ein deutsches Verfassungsfest feiern könne. Nach Vollendung seiner Studien und abgelegter Staatsprüfung trat Goegg in den Staatsdienst, in dem er besonders vom Minister Regenauer in das Finanzwesen eingeführt wurde. Als der Märzsturm 1848 ausbrach, fand er zum Volke und allen seinen freiheitlichen Forderungen,

aber die republikanischen Schilderhebungen der Hecker und Struve machte er nicht mit, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie nicht genügend vorbereitet waren. Dafür widmete er sich um so eifriger der demokratischen Kleinarbeit, indem er in der Presse tätig war, Volksvereine gründete und Volkswehren ins Leben rief. Inzwischen sollte das Frankfurter Parlament die Einheit und Freiheit des ganzen deutschen Volkes verwirklichen.

Diese Hoffnung erfüllte sich leider nicht. Nachdem die monarchische Reaktion in Wien und Berlin gesiegt hatte, war es klar, daß auch das Frankfurter Parlament seine Aufgabe, dem deutschen Volke Einheit und Freiheit zu verschaffen, nicht erfüllen werde. Mit Mühe und Not brachte das Parlament eine Reichsverfassung zustande, die war im ganzen ein schwächliches Kompromißwerk war, aber vorzügliche Einzelteile aufwies und nur den großen Fehler hatte, daß, als sie fertig war, kein Reich mehr vorhanden war, sondern nur wieder der alte verhaßte, reaktionäre Bundestag. Das Parlament löste sich jetzt selbst auf; was die äußerste Linke als Kumpfparlament mit Reichsregentschaft nach Stuttgart brachte, wurde dort von den Reitern der Regierung auseinandergejagt, wobei der ehrwürdige Uhland beinahe unter die Pferde geriet. Für die deutschen Demokraten entstand jetzt die wichtige Frage: Sollte man sich mit der Frankfurter Verfassung begnügen, sie gegen den wiederhergestellten Bundestag auspielen und mit Gewalt durchzusetzen versuchen, oder sollte man den Anlaß benutzen, um auch jene Ziele zu erreichen, die über die Frankfurter Verfassung hinausgingen, nämlich die Herstellung der deutschen Republik? In einigen Gegenden, im Rheinland und besonders in der Pfalz, war man bereit, für die Reichsverfassung zu kämpfen.

In Baden war man geteilter Meinung. Goegg war jetzt entschieden für die Republik und zwar auf Grund der umfassenden Vorbereitungen, die er getroffen hatte. In kurzer Zeit waren über 400 Volksvereine mit etwa 35 000 Mitgliedern gegründet worden, denen sich zahlreiche Arbeiter- und Turnvereine angeschlossen. In den meisten Städten und in vielen Dörfern wurden Bürgerwehren errichtet und im Waffenhandwerk eingeübt. Alle diese Vereine wurden von Goegg in einem Landesauschuß zusammengefaßt; dessen Sitz war Mannheim, das den größten und rührigsten Volksverein beherbergte. Zum ersten Vorsitzenden wurde der Anwalt Lorenz Brentano, der sich als Verteidiger der des Hochverrats angeklagten Republikaner eine große Volksfämlichkeit erworben hatte, zum zweiten Vorsitzenden Goegg gewählt. Seine besondere Sorge widmete Goegg jetzt der Verbreitung der demokratischen Presse und der Pflege der Beziehungen zum Militär, das durch demokratisch gesinnte Offiziere und Unteroffiziere Verbindung mit dem Landesauschuß gesucht und gefunden hatte. Das erklärt sich durch die Unzufriedenheit, die



schon lange im Heer gährte. Die Ursachen derselben erfuhr man aus der von 294 Soldaten unterschriebenen Petition, die am 25. März 1848 der Zweiten Kammer überreicht und vom Abgeordneten Peter (Abern) ausführlich begründet wurde. Die Soldaten verlangten darin eine anständige Behandlung, die Anebe mit „Sie“, die Abschaffung erniedrigender Schimpfwörter sowie einiger barbarischer Strafarten, z. B. eine Viertelstunde lang im Anschlag liegen bleiben, eine Stunde lang in die Sonne feben und deraf., sowie Krummschließen und Dunkelarrest; sie verlangten ferner die Aussicht auf Beförderung zu Offizierstellen für jeden Soldaten, der Befähigung und Neigung dazu habe. Die Zustände, die durch diese Petition und ihre Verhandlung in der Kammer den weitesten Kreisen enthüllt wurden, lassen es begreiflich erscheinen, daß das Heer die revolutionäre Strömung begrüßen wollte, um eine menschenwürdigeren Behandlung zu erreichen.

Nach diesen Vorbereitungen schritt Goegg zur Tat. Ueber den faumseligen und zweideutigen Brentano hinweg betrieb er einen Landestongreß sämtlicher Volksgemeine und eine Volksversammlung aus dem ganzen Lande auf den 12. und 13. Mai 1849 nach Offenbura. Am 12. Mai tagte der Landestongreß; dieser ernannte Goegg zum Vorsitzenden, aber dessen Erwartung, daß der Kongreß die Republik proklamieren werde, erfüllte sich nicht; der Kongreß hörte zuerst die Berichte aus anderen Teilen des Reiches, und da sie für die Republik nicht günstig lauteten, lehnte die Mehrheit die Ausrufung der Republik ab; dagegen setzte Goegg es durch, daß der Landesausschuß sofort neu gewählt und in Permanenz erklärt wurde mit dem Auftrag, wenn nötig, an das Volk zu appellieren und eine konstituierende Versammlung einzuberufen. Der neue Ausschuß wählte Goegg zum Präsidenten. Inzwischen war aus Karlsruhe die Abordnung eingetroffen, die der Landesausschuß an den Großherzog und die Regierung geschickt hatte, um ihnen die Wünsche des Volkes vorzutragen; sie brachte deren glatte Ablehnung mit. Es traf aber auch eine Abordnung der Nationalen Soldaten ein, die mitteilte, daß das Heer sich der Revolution zur Verfügung stelle. Jetzt machte der neue Landesausschuß sich zur Exekutivbehörde und gab Goegg Vollmacht zu allen nötigen revolutionären Maßnahmen. Goegg traf diese Maßnahmen; außerdem hatte er ein Regierungsprogramm ausgearbeitet und mit diesem trat am 13. Mai vor die große Volksversammlung, zu der etwa 40 000 Männer aus allen Teilen des Landes sowie Abordnungen von auswärts herbeigegeeilt waren.

Mit Begeisterung genehmigte die Versammlung die Maßnahmen sowie das Regierungsprogramm, und mit den Führern begab sich ein großer Teil der Versammlung nach Karlsruhe, um die revolutionären Beschlüsse in die Tat umzusetzen. Dort war inzwischen ein Militäraufstand ausgebrochen, die reaktionäre Regierung hatte abgedankt und der Großherzog war nach der bayerischen Festung Germersheim entflohen. Jetzt übernahm der Landesausschuß die Regierung, in welcher Goegg die Finanzen bekam. Er machte sich sogleich an die Arbeit; er ordnete die Finanzverwaltung, nahm die Steuerreform in Angriff und hob die verhaßte Akzise, die Steuer auf Lebensmittel, auf. Die zunehmenden Schwierigkeiten der Regierung veranlaßten die Berufung der konstituierenden Landesversammlung, die an Stelle der vielsöpfigen, nicht immer einigen Regierung drei Diktatoren ernannte: Brentano, Goegg und Berner. Goegg gab jetzt die Finanzen ab und übernahm das Kriegsministerium, das jetzt das wichtigste Amt war, da die Preußen unter dem Prinzen Wilhelm, dem sogenannten „Kartätschen-Prinzen“, späteren Kaiser Wilhelm I., mit Uebermacht im Anmarsch waren, um die junge badische Freiheit zu erdrücken. Trotz der bedenklichen Verteidigung, trotz der fast übermenschlichen

Anstrengungen Goeggs und seiner Freunde war ihre Sache verloren, und in dem eroberten Lande hausten die Sieger mit Standrecht, Kasematien, Zuchtbaus und Konftstation. Dies alles gehört der Geschichte an und braucht hier nicht wiederholt zu werden. Goeggs Tätigkeit selbst während der Revolution und bei ihrem tragischen Untergang vollzog sich in einer Weise, die auch seine Gegner zur Achtung zwang.

Von allen Kundgebungen dieser badischen Revolution ist die wichtigste das Regierungsprogramm vom 13. Mai 1849, das ganz aus Goeggs Feder stammt. Seine politischen Forderungen geben über die damals üblichen nicht hinaus: Volkssouveränität, deutsches Parlament, allgemeines Wahlrecht, Volksheer, Selbstverwaltung der Gemeinden, Schwurgerichte usw. Neu dagegen sind die Forderungen der Artikel 14, 15 und 16 des Programms, die folgendes verlangen: „Errichtung einer Nationalbank für Gewerbe, Handel und Aderbau zum Schutze gegen das Uebergewicht der großen Kapitalisten; Abschaffung des alten Steuerwesens, dafür Einführung einer progressiven Einkommensteuer neben Beibehaltung der Zölle; Errichtung eines großen Landespensionsfonds, aus dem jeder arbeitsunfähig gewordene Bürger unterstützt werden kann; damit fällt der besondere Pensionsfonds für Staatsdiener von selbst weg.“ Das sind die ersten sozialen Forderungen der deutschen Demokratie. An Vorläufern hat es allerdings nicht gefehlt. Schon im Jahr 1837 hat der Abgeordnete Professor Dr. Buch, der die Nachteile des zunehmenden Fabrikwesens erkannte, im Landtag den Antrag eingebracht, die Kammer möge den Großherzog und die Regierung um Vorlage einer Fabrikpolizeiordnung bitten, durch welche den mit der fabrikmäßigen Industrie verbundenen Nachteilen für die Fabrikarbeiter, die Fabrikherren und den Staat möglichst vorgebeugt werde. Buch begründete den Antrag ausführlich, dieser verschwand jedoch in einer Kommission. Im Frankfurter Vorparlament beantragte Jakob Benedy Schutz der Arbeit gegen Not und Elend; der Antrag wurde an das konstituierende Parlament verwiesen. Friedrich Hecker und Gustav Strube versprachen in den Aufrufen zu ihren republikanischen Erhebungen die Abschaffung aller Feudallasten und die Einführung einer progressiven Einkommensteuer. Doch das waren nur Einzelheiten; das Offenburger Programm Goeggs war das erste, das, wenn auch nur in groben Umrissen, die wesentlichen Forderungen einer nicht nur politisch, sondern auch sozial gerichteten Demokratie aussprach.

Die Wirkung dieser Tat überdauerte die Niederlage der revolutionären Bewegung. Als im Anfang der sechziger Jahre die deutsche Demokratie ihre Kräfte von neuem zu sammeln begann, nahm sie soziale Forderungen in ihr Programm auf, dessen Hauptsatz lautete, daß Ziel der deutschen Demokratie sei die politische, geistige und wirtschaftliche Befreiung des gesamten Volkes; sie hielt an diesem Programm auch dann fest, als Ende der sechziger Jahre die Arbeiterchaft vom Bürgertum sich trennte und ihre eigenen sozialistischen Wege ging. Am 12. Oktober 1873 versammelten sich in Frankfurt a. M. demokratische Männer aus allen Teilen Deutschlands, um der neuen Partei, die den schon eingebürgerten Namen „Deutsche Volkspartei“ beibehielt, ein ausführliches Programm und eine Organisation zu geben. Die Versammlung wurde von der preussischen Polizei überrascht und aufgelöst; auf Einladung Sonnemanns begaben sich dann die Führer auf Umwegen nach dem Paktaal der „Frankfurter Zeitung“ und hier, von der Polizei ungesehen und ungeführt, entstand das Programm, dessen dritter Grundfatz wie folgt lautet: „Die Deutsche Volkspartei anerkennt, daß die staatlichen und gesellschaftlichen Fragen untrennbar sind und daß namentlich die ökonomische Befreiung der arbeitenden Klassen und die Verwirklichung der politischen Freiheit

sich gegenseitig bedingen." Das Programm zählt dann im einzelnen die sozialpolitischen Ziele der Demokratie auf. Sie sind seither im wesentlichen dieselben geblieben und dürfen hier als bekannt vorausgesetzt werden. Einiges ist im Laufe der Zeit verwirklicht worden; die gewaltigsten Fortschritte hat mit der Republik die Revolution vom November 1918 gebracht. So führt vom Programm Goeggs eine gerade Linie zum heutigen Volks- und Sozialstaat.

Nach dem Siege der Reaktion in Deutschland begann für Goegg ein unstetes Flüchtlingsleben. Zunächst suchte er die Reaktion auf internationalem Boden mit Wort und Schrift zu bekämpfen. Er ging nach der Schweiz, wo aber erst James Fazy in Genf den Mut hatte, ihn vor den Verfolgungen der Reaktion zu schützen. In Genf lernte Goegg auch die italienischen Triumvirn Mazzini und Aurelio Saffi kennen. Mit einem Paß der Genfer Regierung, auf den Namen Verry lautend, ging er nach Paris, wo die Republik dem Namen nach noch bestand und von wo aus man die Freiheit Europas zu retten hoffen durfte. Er half dort die „Alliance des Peuples“, die Vorläuferin des heutigen Völkerbunds, begründen, für die er in deutscher und französischer Sprache schriftstellerisch tätig war. Von einem später als Spion entlarvten ungarischen Flüchtlings namens Bangeha verraten, wurde Goegg verhaftet, zwei Wochen gefangen gehalten, dann nach Voulogne transportiert und nach England verschifft. Er ging nach London, wo er wieder mit Mazzini zusammentraf. Der Staatsstreich Napoleons machte allen Freiheitshoffnungen vorläufig ein Ende, weshalb Goegg sich daran machte, wenigstens das materielle Loß der Flüchtlinge, die meist im größten Elend sich befanden, zu verbessern. Er ging nach Amerika und sammelte dort mit Rossuth und Kinkel bedeutende Summen, mit denen die Flüchtlinge unterstützt wurden. Sein eigenes Vermögen hatte die badiische Regierung konfisziert, und er fristete sein Leben durch schriftstellerische sowie durch kaufmännische und industrielle Tätigkeit, zuerst in London und später in der Schweiz. Die Amnestie eröffnete ihm auch die Heimat wieder, er blieb aber meist in der Schweiz, wo er die „Friedens- und Freiheits-Liga“ gründen half und das „Felleisen“, das Organ der deutschen Arbeiterbildungsvereine der Schweiz, redigierte.

Daneben tat er ab und zu auch seiner Wanderlust Gönne. Im Jahr 1872 machte er eine zweite Reise nach Amerika, wo er Vorträge über europäische Verhältnisse hielt und sich eingehend über die Lage und Bestrebungen unserer Landsleute erkundigte. Was er in Amerika gesehen und gehört hatte, das berichtete er in den Jahren 1873 und 1874 in Vorträgen, die er in mehreren Städten Deutschlands hielt. Aus der politischen Wirksamkeit zog er sich allmählich zurück, wie er denn auch aus der „Friedens und Freiheits-Liga“ austrat, nachdem diese ganz unter die Leitung des rebanchebegierigen Franzosen geraten war. Im Jahr 1875 ging er nach Italien, und von 1876 an nach Texas, Mexiko, Brasilien, Argentinien sowie nach Australien. Von überallher schrieb er anschauliche Berichte, die in der „Frankfurter Zeitung“ und später in einem besonderen Buch „Ueberseeische Reisen“ erschienen sind. Bei diesen Reisen war es Goeggs Hauptabsicht, diejenigen Gegenden, die zu Ansiedlungen geeignet wären, aus eigener Anschauung kennen zu lernen und den deutschen Auswanderern mit seinem Räte beizustehen. Dieses Bestreben ist nicht ohne Erfolg gewesen. Auch ließ es sich Goegg immer angelegen sein, die deutschen Ansiedler auf den vorgeschobenen Posten der Kultur aufzusuchen, Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen und sie selbst unter einander in Verbindung zu setzen. Auch auf diesem Gebiete hat er den Deutschen draußen wesentliche Dienste erwiesen. Als das Denkmal für die Opfer des

prenschischen Standrechts von 1849 in Rastatt nicht errichtet werden durfte, veranlaßte Goegg, daß es in ein Denkmal für Grimmelshausen verwandelt und in Rastatt aufgestellt wurde; bei der Enthüllung hielt er die Festrede. Dort, in seiner Vaterstadt, verbrachte er in Ruhe die letzten Jahre seines Lebens; von einer jüngeren Schwester treulich gepflegt, ist er dort am 21. Juli 1897 eines sanften Todes gestorben.

Goegg hat einen ausgedehnten Briefwechsel geführt, doch ist nur wenig davon erhalten geblieben. Es sind darunter Briefe von Franz Sigel, dem Führer der badischen Revolutionsarmee, der später im Sezessionskrieg den Nordstaaten wichtige Dienste leistete und dafür zum General ernannt wurde. In seinem letzten Briefe, den er als pensionierter General an Goegg schrieb, heißt es: „Wir waren jung miteinander und sind jetzt alt, wir haben Revolutionen und Stürme durchgemacht, äußerlich wie innerlich, doch wir haben uns den Glauben an alles Gute, Edle und Menschliche getretet. Wir finden in uns selbst eine Fülle von Gefühlen, die die Vergangenheit hoch und teuer halten, die Gegenwart ertragen und genießen, die Zukunft nicht fürchten lassen. Es wird schon alles recht werden!“ Dieser Brief traf in Rastatt an dem Tage ein, wo Goegg begraben wurde. Weiter sind da Briefe von Mazzini, Friedrich Engels, Wilhelm Liebknecht, Johann Jacoby u. a. Eine ausführliche Darstellung der revolutionären Ereignisse von 1848 und 1849 hat Goegg während seiner Flüchtlingszeit in Frankreich geschrieben; sie wurde im Jahre 1851 in Paris im Verlage der „Alliance des Peuples“ (Völkerbund) gedruckt, aber in ihrer ganzen Auflage von der französischen Regierung beschlagnahmt und vernichtet. Goegg kam später zufällig in den Besitz eines der wenigen geretteten Exemplare, und nach diesem veranfaßte er eine zweite, kürzere und billigere Auflage, die ohne Nennung des Verfassers unter dem Titel „Authentische Aufschlüsse über die Badische Revolution von 1849, deren Entstehung, politischen und militärischen Verlauf, nebst Einleitung und Nachtrag“ im Jahre 1870 im Züricher Verlags-Magazin (Schabelitz) erschien. Die Schrift ist in Deutschland sofort verboten worden. Goegg spricht darin u. a. offen auch von den Fehlern, die von den Revolutionären begangen wurden, offen auch von der Halbheit, Unzuverlässigkeit und Unfähigkeit mancher Führer. In der Charakteristik seines Mitdiktators Brentano schreibt er:

„Brentano gehörte zur großen Zahl derer, die in kleinerem oder größerem Kreise Politiker und sogenannte Staatsmänner zu sein wähnen, weil sie den Verstand zur Kritik, zu Intrigen und konstitutionellen Advokatenkünsten haben, die aber hoher Ideen, kühner Ansichten und der tiefen Ueberzeugung, daß im Interesse der Völker eine durchgreifende politische und soziale Umgestaltung stattfinden müsse, durchaus nicht fähig sind; die mit einem Worte die Aufgabe der Zeit nicht verstehen, sondern glauben, daß sich die Gesellschaft nur mit ihrer konstitutionellen Lügenform zusammenhalten lasse. Verstand, Redner- und Administrations-talent sind nicht hinreichend, die Befreiung der Völker herbeizuführen. Dazu sind große Charaktere, dazu sind Männer des Gefühls und der Begeisterung für die Sache, dazu sind Männer nötig, die eine innere Ahnung von der künftigen Gestaltung der Dinge haben, Männer, welche die neuen Ideen der Zeit mit inniger Ueberzeugung erfassen und den Mut haben, diese Ideen offen und konsequent zu bekennen und zu verbreiten, für sie zu kämpfen, zu leiden und zu sterben!“

Diese Kennzeichnung wirklicher demokratisch-revolutionärer Führer läßt sich wie ein Vermächtnis Goeggs, das ausdrücklich an das gegenwärtige Deutschland gerichtet ist; seine Erfüllung wäre das schönste Denkmal, das dem verdienten Freiheitskämpfer errichtet werden könnte.

Die drei Haupttheorien des Marxismus.

Es gibt eine große Anzahl Genossen, die aus verschiedenen Gründen Karl Marx' „Kapital“ nicht haben lesen können. Da nun aber ein rechter Sozialist Marx' große Theorien wenigstens in ihren allgemeinen Linien kennen muß, dürfte es angebracht sein, in gedrängter Form und so klar wie möglich den Sinn der marxistischen Lehre wiederzugeben.

Marx' wichtigste Theorien sind die Theorie des ökonomischen Determinismus, die Theorie des Wertes und Mehrwertes und die Theorie des Klassenkampfes. Die Haupttheorie ist sicherlich die des ökonomischen Determinismus. Sie behauptet, daß zu allen Zeiten der Geschichte die moralischen, intellektuellen und sozialen Zustände auf dem gerade herrschenden System der Produktion und des Warenaustausches beruhen.

Diese Theorie hat die verschiedensten Kritiken erfahren.

Das Argument, das man ihr am häufigsten entgegensetzt, besteht in dem Einwande, daß sie so durch und durch materialistisch ist und vergißt, den Mäßen und Forschungen der großen Genies Rechnung zu tragen, die den menschlichen Ereignissen eine gewisse Wendung geben. In Wirklichkeit aber leugnet die Theorie des ökonomischen Determinismus die Wichtigkeit gar nicht, die den Taten großer Männer beizumessen ist, sondern behauptet auf das Entschiedenste, daß die Methoden des Warenaustausches und der Produktion das Fundament bilden, das die gesellschaftliche Einrichtung jeder Epoche trägt.

Andere Faktoren, wie Rassenunterschiede, religiöser Glaube, historische Ueberlieferungen, Taten genialer Menschen usw., können und üben auch manchmal einen Einfluß aus auf die Bildung sozialer Einrichtungen, allein dies sind nur neben- und nicht hauptsächlich Faktoren. Ihr Einfluß ist gleich Null, wenn sie in Konflikt mit den ökonomischen Bedürfnissen der Arbeiterschaft stehen. Mit anderen Worten: die Natur des Menschen ist so beschaffen, daß seine materiellen Bedürfnisse zuerst befriedigt sein müssen, bevor seine geistigen Kräfte entwickelt werden können.

In ihrer Entwicklung aus dem Zustande der Wildheit und Barbarei hat die Menschheit drei verschiedene Stadien durchgemacht: die Sklaverei, die Lehnbarkeit und den Kapitalismus. Jede dieser drei Stappen repräsentiert eine andere Methode der Produktion und des Warenaustausches, und die Art und Weise, wie die Geseze und Sitten der Gesellschaft sich mit jeder dieser Stappen gewandelt haben, gibt uns einen überzeugenden Beweis von der Wichtigkeit des Marx'schen ökonomischen Determinismus.

Zur Zeit der Sklaverei gab es Geseze und Sitten, die die Lebensbedingungen der Sklaven und ihre Beziehungen zu ihren Herren regelten. Unter der Lehnbarkeit waren die Beziehungen des Barons zu dem König, der Bürgerlichen zu den Leibeigenen und der Leibeigenen zu den Baronen genau festgelegt. Und unter unserem kapitalistischen Regime wissen wir nur zu gut, nach welchen Gesezen das Verhältnis der Arbeiter zu den Kapitalisten „geregelt“ wird.

Diese Theorie zeigt außerdem, daß die treibende Kraft in dem Fortschreiten der Menschheit die Entwicklung und Verbovorkommung der Werkzeuge und Produktionsmittel war. Je vollkommener die Werkzeuge wurden, je kostspieliger die alten Methoden sich gestalteten, desto dringender war eine Ablösung nicht nur wünschenswert, sondern auch notwendig, und auf diese Weise sind wir von einer Stufe zur andern zum Kapitalismus gekommen.

Von diesem gleichen Grundsatz ausgehend, behaupten die Sozialisten, die Industrie sei heute so hoch entwickelt, daß die Kapitalisten sie von nun an nicht mehr im Interesse der Menschheit leiten können, und daß ein notwendiger Wechsel im Begriff sei, sich zu vollziehen.

Diese Theorie wird immer mehr als eine der Grundgeseze des menschlichen Fortschritts anerkannt, und wir können es so zusammenfassen: in jeder geschichtlichen Periode bildet der vorherrschende Modus der Produktion und des Warenaustausches die Grundlage, auf der die sozialen und intellektuellen Zustände beruhen. In dem Fortschreiten der Menschheit war die treibende Kraft die Entwicklung der Werkzeuge und der Produktionsmittel.

Die zweite Theorie, die des Wertes und Mehrwertes, zeigt, daß der Wert eines Gegenstandes bestimmt wird durch die Summe der menschlichen Arbeit, die seine Herstellung verursacht. Der Verkaufspreis eines Artikels ist im allgemeinen dem Werte gleich. Allein dieser Preis schwankt oft über und unter den Wert des Artikels, je nachdem Angebot und Nachfrage sich verändern. Auf die Dauer jedoch gleichen Angebot und Nachfrage sich aus, und man kann ruhig sagen, der Verkaufspreis entspricht fast dem Werte des Artikels.

Lange vor Marx behaupteten Franklin, Smith und Ricardo, die Arbeit bestimme den Wert eines Artikels. Doch erst, nachdem Marx diese Theorie ausgebaut, indem er ihre Einschränkungen und Konsequenzen darlegte, versuchten die kapitalistischen Ökonomen, sie zu widerlegen.

Ebenso wie nun der Wert erzeugter Waren von der Summe der Arbeit bestimmt wird, die zu ihrer Produktion erforderlich ist, wird auch der Wert der Arbeit des Arbeiters — oder vielmehr seine Arbeitskraft, die er ja verkauft — von dem Werte der Nahrung, Kleidung, Wohnung und anderer Dinge bestimmt, die er braucht, um sich und seine Familie auf dem Existenzniveau zu erhalten, das der Stand behauptet, dem er angehört. Der Arbeiter erhält fast den Wert seiner Arbeitskraft, aber dem Rohstoff, den er verarbeitet, verleiht er mehr als den Wert seiner Arbeit. Diesen Unterschied zwischen dem, was der Arbeiter als Lohn erhält, und dem Werte, den seine Arbeit dem verarbeiteten Rohstoff verleiht, nennt Marx den Mehrwert. Aus diesem Mehrwert bestehen die Profite des Kapitalisten.

Wie man ihn auch immer verschleiern mag — der Kapitalist kann die Herkunft seines Profites auf keine andere Weise erklären. Die Rohstoffe an sich können seinen größeren Wert hervorbringen, als sie selbst schon besitzen. Der einzige Faktor, der dies vermag, ist die Arbeit, und von der Arbeit rühren der Mehrwert und die Profite des Kapitalisten her.

Die Aneignung dieses Mehrwertes aber erzeugt einen Konflikt zwischen den ökonomischen Interessen der Arbeiter und der Kapitalisten — der Klassenkampf ist da.

Die Verteidiger des kapitalistischen Systems sagen, der Interessentkonflikt existiere garnicht und der Klassenkampf sei eine Erfindung von Demagogen und Interessierten. Die Tatsachen beweisen jedoch das Gegenteil. Arbeitskonflikte, Streiks usw. sind Erscheinungen dieses Kampfes, der trotz der Unwissenheit vieler, die die genaue Natur dieses Konfliktes nicht kennen, deshalb doch nicht weniger intensiv ist. Die Sozialisten wollen nun, daß das Proletariat die Natur und Ursachen des Kampfes, den sie führen, sowie seine Masseninteressen erkenne, oder mit anderen Worten, daß das Proletariat Klassenbewußt werde.

Endlich der Klassenkampf. In der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung unterscheiden wir das Proletariat, den Mittelstand und die Kapitalisten.

Das Proletariat umfaßt alle, die um zu leben, abhängig sind von ihrer Arbeit, sei es geistige oder Handarbeit, sei sie gut oder schlecht bezahlt.

Der Mittelstand setzt sich zusammen aus Kleinbürgern und unabhängigen Handwerkern. Als Klasse ist er im Begriff, zu verschwinden — mehr und mehr wird er von

dem kapitalistischen System aufgezogen. Die Interessen des Mittelstandes sind meist nicht so klar zu erkennen wie die des Proletariats und des Kapitalismus. Früher oder später jedoch muß jedes Glied dieser Klasse entweder in das Proletariat oder in die Kapitalistenklasse übergehen, öfter in die erstere, als in die letztere, je nachdem die Interessen des Betreffenden denen des Proletariats oder des Kapitalismus gleich geworden sind.

Die Kapitalisten bilden heute die herrschende Klasse. Sie besitzen die Mittel der Produktion und des Warenaustausches und leben von der Arbeit der Arbeiter. Da sie nun Besitzer dieser Produktions- und Austauschwerkzeuge sind, haben sie das gesetzliche Recht auf die fabrikierten Waren und auf den Mehrwert, den die Arbeiter erzeugen.

Die Sozialisten werden oft des Klassenhasses beschuldigt. Allein, die diese Beschuldigung gegen uns erheben, vermögen Klassenhass nicht von Klassenbewußtsein

zu unterscheiden. Ein Mensch kann sich bewußt sein, daß seine Interessen denen eines anderen direkt entgegengesetzt sind, ohne daß er jedoch diesen anderen haßt. Ja noch mehr — wenn er sich klar darüber wird, daß der Kapitalist ebenso gut das Opfer der Umstände ist, wie er, ist das Klassenbewußtsein ein sicheres Mittel gegen den Klassenhass. Man trägt uns oft, warum die Sozialisten eigentlich so sehr auf den Kampf der Klassen beharren, worauf wir zu erwidern haben, daß der von uns unternommene Kampf vor allen Dingen ein Kampfsampf ist.

Das Interesse des Proletariats besteht nun darin, das gegenwärtige System zu stürzen, während die Bourgeoisie es in ihrem Interesse zu erhalten sucht. Aus diesem Grund rufen wir das Klasseninteresse der Arbeiter an und suchen den Geist des Klassenbewußtseins und der Solidarität in ihnen zu wecken. Was wir erstreben, ist für die Arbeiter, und durch sie für die ganze Menschheit.

Geschichte der Feuerbestattung.

Die Ursprünge der Feuerbestattung reichen bis in die prähistorische Zeit, in die allerersten Anfänge menschlicher Kultur, über die Bronzezeit hinaus, zurück. Die älteste Form der Verbrennung scheint nach den Vermutungen der neuesten Kulturhistoriker die gewesen zu sein, daß man die Hütte, in der der Körper des Toten sich befand, in Brand steckte. — Speziell die Nomaden-, Jagd-, Kriegs- und Seevölker bevorzugten die Einäscherung der Leichen, um nicht die sterblichen Ueberreste ihrer Toten im fremden Boden zurückzulassen und der Entweihung auszuweichen. Bei vielen Naturvölkern unserer Tage wird die Feuerbestattung als ausschließliche Bestattungsart angewandt, und verschiedene Indianerstämme begründen diesen ihren Brauch mit der Abneigung vor dem ekelhaften Gewürm, das in den unverbrannten Leichen sich einnistet. Die Feuerbestattung herrschte seit unvordenklichen Zeiten in Indien und scheint in Europa in der Bronzezeit die bevorzugteste Bestattungsart der Wohlhabenden geworden zu sein.

Bei den Griechen der homerischen Zeit, wenigstens bei den eigentlich herrschenden Klassen, war die Feuerbestattung die bevorzugte, wenn auch nicht die ausschließliche Bestattungsart. Besonders gelangte sie zur Anwendung bei den im Kriege gefallenen Helden, namentlich wenn sie in der Fremde ihren Tod gefunden. In der Zeit von Solon bis zur Römerherrschaft (etwa 600 bis 150) überwog quantitativ bedeutend die Erdbestattung, wobei die zunehmende Holzarmut des Landes augenscheinlich bestimmend mitwirkte. Doch blieb wenigstens in Athen und Mazedonien die Feuerbestattung vorherrschend bei Vornehmen und Wohlhabenden, während in Theben und Sparta das Erdbegräbnis, auch wohl das Einbalsamieren — wie bei der Leiche des in der Fremde gestorbenen Agaklaus — vorgezogen wurde. In der Römerzeit vermehrte sich wieder die Zahl der Feuerbestattungen, obwohl die inzwischen verhängnisvoll fortgeschrittene Entwaldung des Landes der Erdbestattung das numerische Uebergewicht sicherte.

Bei den Römern drängte mit der steigenden Kultur die Feuerbestattung das Erdbegräbnis immer mehr zurück. Vom Ende der Republik ab zog der Mittelstand die Feuerbestattung entschieden vor. So sehr galt die Feuerbestattung als die angemessene Bestattungsart, daß auf Senatsbeschuß des Cornelius Sulla Leichnam verbrannt wurde, obwohl die Cornelier zu den wenigen Adelsgeschlechtern gehörten, die am Erdbegräbnis festhielten.

Bei den Etruskern war ebenfalls die Leicheneinäscherung gebräuchlich. Im Jahre 1911 ist wieder ein

Krematorium in Arrezzo, dem alten Arretium, aufgefunden worden. Umgekehrt wie bei den Griechen und Römern — war bei den Etruskern die Feuerbestattung bei Sklaven, Freigelassenen usw. üblich, während die Reichen ihre Leichen — und zwar einbalsamiert — beisetzen ließen.

Bei den semitischen Völkern des Altertums: Assyriern, Babyloniern, Phöniziern, Karthagern, Juden überwog wohl nicht ohne Einwirkung der Holzarmut ihrer Länder die Erdbestattung bezw. Beisetzung in Höhlen. Doch ist neuerdings im zentralen Babylonien (Ann.: bei Biscaya ausgegraben im Jahre 1906 durch eine Expedition der Universität Chicago) ein noch ziemlich gut erhaltenes Krematorium aufgefunden worden, das ungefähr aus dem Jahre 4000 v. Chr. zu stammen scheint. Zahlreiche verbürgte historische Nachrichten, Stellen des alten Testaments, der freiwillige (ausgeführte bezw. beabsichtigte) Flammentod der Könige Sardanapal von Ninive und Krösus von Lydien usw. bestätigen, daß auch bei den semitischen Völkern neben dem Erdbegräbnis die Feuerbestattung in Anwendung kam.

Die alten Germanen, zumal die nördlichen Stämme, zogen, wie die Mittellagen des Tacitus und die zahlreichen Urnenfunde in den Hünengräbern beweisen, die Feuerbestattung dem Erdbegräbnis entschieden vor.

Hofrat Dr. Schütz-Heilbronn weist in seinem Werke: „Die Entwicklung der Erd- und Feuerbestattung in der Bronze- und Hallstattzeit“ nach, daß über die ganze Hallstattzeit alle germanischen Stämme die Feuerbestattung ausgeübt haben. Er hat eine Reihe von gemeinsamen Leichenbrandstätten und ausgedehnte Aschengrabstätten nachgewiesen.

Die Wikinger kombinierten Feuer- und Wassergrab, indem sie die Leichen brennenden Schiffen anvertrauten.

Das Christentum nahm zunächst an der Feuerbestattung keinen Anstoß. Aschenreste sind in den christlichen Kataomben gefunden worden. Da aber die römischen Kreise, in denen die neue Lehre zuerst ihren Boden fand, d. h. das freie und unfreie Proletariat, aus rein ökonomischen Gründen, nämlich der größeren Wohlfeilheit wegen, im Gegensatz zur Aristokratie und Mittelstand der Sitte des Erdbegräbnisses huldigte, so wurde diese Bestattungsart allmählich als die einzig christliche betrachtet, worauf alsdann — doch erst nach Jahrhunderten und bei steigender Unduldsamkeit der zur Herrschaft gelangten Kirche — die Achtung der als „heidnisch“ bezeichneten Feuerbestattung folgte. Karl der Große erließ wiederholt, namentlich auf dem bekannten Reichstage zu Paderborn im Jahre 785 blutige Edikte

gegen die Feuerbestattung bei den eben unterworfenen und zwangsweise zum Christentum bekehrten Völkern. So wurde die Feuerbestattung in Deutschland ausgerottet. Weit länger erhielt sie sich in Island, wo sie auf Grund besonderer Abmachungen die Bestattung zum Christentum überdauerte, in Rußland (bis gegen 1000 n. Chr.) und noch länger in Preußen, wo erst der deutsche Orden sie ausrottete. An die Stelle der Verbrennung der Toten trat die von Inquisition und Herenrichtern massenhaft geleitete Verbrennung der Lebenden auf dem Scheiterhaufen.

Was die Feuerbestattung in Europa verlor, gewann sie in Mittel- und Ostasien, wo sie im Gefolge des Buddhismus siegreich nach Japan und Ceylon vordrang, während die in China herrschende Lehre des Konfucius das Erdbegräbnis vorschrieb. Der Buddhismus begünstigt die Feuerbestattung um so mehr, als die Leiche des Stifter dieser verbreitetsten aller Religionen durch Feuer bestattet worden ist.

Durch das Aufleben der klassischen Studien in der Renaissance wird auch ein — zunächst rein theoretisches — Interesse an der Feuerbestattung erweckt. In der Aufklärungszeit führt dieses theoretische Interesse zu Versuchen praktischer Wiederbelebung der alten Sitte. Nicht unmöglich, daß der von fanatischen Kirchenmännern so oft verhängte Feuertod der Freidenker in freibeitlichen Kreisen die Auffassung verstärkte, die im Verbrennen des Leichnams eine besondere Ehre des Toten erblickte. Jedenfalls mehrt sich vom 16. Jahrhundert ab die Zahl der namhafteren Schriftsteller in Deutschland, Frankreich, Italien, England, die mehr oder minder entschieden für die Wiederbelebung der Bestattungsart der Alten eintreten. Unter ihnen befinden sich bezeichnenderweise auch zwei hohe Würdenträger der katholischen Kirche, Mattia Naldi, Geheimkämmerer des Papstes Alexander VII. (Chigi), und der Prälat Piatolli in Modena. Die Schrift des Naldi, in der er für die Christlichkeit der Feuerbestattung eintrat, erschien unter voller Bewilligung der päpstlichen Zensur im Jahre 1656, die Dissertation Piatolli's im Jahre 1774. Von sonstigen frematorischen Schriftstellern dieser Periode seien genannt: Ghrabus (Basel 1531), Kirchnermann (Braunschweig 1661), Broden (London 1669), Garmann (Dresden und Leipzig 1700), Haguenot (Montpellier 1747).

1741 befehlt Friedrich der Große, falls er im Kriege falle, seinen Leichnam auf „römische Art“ zu bestatten.

1752 läßt Graf Hotho seine Gattin Sophie, frühere Markgräfin von Bahreuth, Tante Friedrichs des Großen, in Roswald (Oesterreich-Schlesien) durch Feuer bestatten.

1770 läßt der Marquis d'Argenton die Leiche der Schauspielerin Jehan verbrennen.

1774 — im Erscheinungsjahre der schon genannten Schrift des Prälaten Piatolli — wendet sich der ebenfalls schon erwähnte Dr. Haguenot in Montpellier gegen Bestattung in Kirchen.

1794 wird die Leiche des Konventsdeputierten Dr. Beauvais in Paris auf dem Marsfeld verbrannt.

1799 beauftragt auf Antrag des Administrators Cambrey und infolge seines Berichts über die Friedhofsbefestigungen die Verwaltung des Seinedepartements auf einer 10 Hektar umfassenden Fläche des Montmartre ein gewaltiges Krematorium zu errichten. Pläne und Entwürfe dieses Krematoriums sind jüngst entdeckt worden. Die mit dem Konfultat einsetzende Reaktion verhinderte die Ausführung, jedoch gestattete 1800 der an die Stelle des republikanischen Administrativ-Direktoriums getretene Polizeipräsident von Paris die Kremation.

1821 spricht Napoleon I. den Wunsch aus, daß seine Leiche verbrannt werde.

1822 verbrennt Lord Byron zu Viareggio in Toscana den Leichnam seines Freundes, des Dichters Shelley

(die Asche wurde in Rom, bei der Pyramide des Cestius, beigesetzt).

Zeit dem Ende der Vier Jahre des neunzehnten Jahrhunderts beginnt die Bewegung für Wiedereinführung der Feuerbestattung an Breite und Tiefe zu gewinnen. 1829 empfiehlt Johann Gottfried Dingler im Technischen Journal die Feuerbestattung. Für dieselbe sprechen sich im Laufe der nächsten Jahrzehnte u. a. aus: Graf Platen, Jakob Grimm, Jakob Moleschott, die Populärmediziner Vock und Neclam (in vielen durch die Gartenlaube verbreiteten Aufsätzen), auch Motte in seinem Briefe aus Rom.

1855 richtet Oberstabsarzt Trusen in Reiffe die erste Petition — die Vorläuferin zahlreicher anderer — um Einführung der Feuerbestattung an das Preussische Abgeordnetenhaus.

1869 und 1871 empfehlen die internationalen medizinischen Kongresse in Florenz und Rom die Einführung der fakultativen Feuerbestattung. In Deutschland kämpft um diese Zeit Rükchenmeißer für die Feuerbestattung und 1873 erbaut Friedrich Siemens den ersten rationalen Feuerbestattungs-Apparat in Dresden.

1871 wird der Leichnam des bekannten Fürsten Pückler-Muskau, da die von ihm angeordnete Verbrennung auf Schwierigkeiten stößt, auf chemischem Wege einer schnellen Vernichtung entgegengeführt.

Am 21. März 1874 ist der Berliner Feuerbestattungsverein begründet worden, einige Wochen schon vorher der in Dresden.

1874 (29. April) trat die von Sir Henry Thompson gegründete „Cremation Society of England“ — die erste Feuerbestattungs-Gesellschaft in Europa — ins Leben.

1874 (9. Oktober) wird die Leiche der Lady Dilke, erste Gemahlin des englischen Staatsmannes Sir Charles Dilke, in dem provisorischen Siemens'schen Ofen in Dresden verbrannt; am 6. November desselben Jahres die der Frau Eilesius, der Gattin eines Stuttgarter Arztes.

1876 (7. Juni) tagt der erste allgemeine Kongreß für Feuerbestattung in Dresden, welcher bereits sechs Grundsätze für vollkommene Leichenverbrennung und die dazu dienenden Apparate aufstellt. Damit war das Programm der modernen Feuerbestattung gegeben. In demselben Jahre wurde das erste moderne Krematorium der Welt durch Pöhl-Clericetti in Mailand erbaut und als erste die Leiche des Stifter, des Fürstlichen Karl Keller, am 21. Januar ds. J. daselbst verbrannt.

1878 (10. Dezember) erfolgt die erste Feuerbestattung nach modernen Prinzipien in Deutschland, und zwar die des Ingenieurs Stier in dem nach dem System von Siemens erbauten Ofen zu Gotha. Von diesem Tage datiert die moderne Feuerbestattung in Deutschland.

1889 wird die fakultative Feuerbestattung in Frankreich eingeführt.

In Deutschland ist die Feuerbestattung jetzt überall zugelassen und mit Ausnahme von Mecklenburg und Oldenburg sind in allen Gliedstaaten der Republik modern eingerichtete Krematorien anzutreffen, von welchen dasjenige in Gotha (eröffnet im Jahre 1878) das älteste ist. In Baden bestehen zurzeit 7 Krematorien und zwar in Baden-Baden, Freiburg, Heidelberg, Karlsruhe, Konstanz, Mannheim und Wörzheim. Im gesamten großdeutschen Kulturgebiet (Deutschland, Oesterreich und der Schweiz) sind gegenwärtig 65 Krematorien zu verzeichnen und die Gesamtzahl der in denselben eingeäscherten Leichen betrug bis Ende März d. J. 160 231. Die in allen größeren Städten bestehenden Feuerbestattungsvereine sind mit Erfolg bemüht, die Benützung der Krematorien auch den minderbemittelten Kreisen in einer Weise zu ermöglichen, daß ihnen gegenüber der Erdbestattung keine höheren Kosten erwachsen. Dringend zu wünschen bleibt eine reichsgesetzliche Regelung des Feuerbestattungswesens in dem Sinn, daß die Feuerbestattung mit der Erdbestattung vollständig gleichgestellt wird.

Zur roten Sohle.

Eine Geschichte aus dem Steinachtal.
Von Hermann Stenz, Karlsruhe.

Das Steinachtal nißt von oben, dort wo die Steinach entspringt, bis an jene Stelle, an welcher sie in wasserreichem Drude ihre eigenen Wellen in diejenigen des Neckars schiebt, nur wenige Stunden Weges. Die Steinach murmelt und plaudert durch grüne Matten und Wälder, unter kleinen drolligen Brücken hindurch, an Dörfern vorbei, von jedem eine Geschichte mitnehmend. Wenn dann in lauen Sommernächten sich ein Sonntagskind an die buschumsäumten Ufer der Steinach verläuft, so sieht es auf ihrem Grund ein heimliches, mattes, wunderbar in Regenbogenfarben schimmerndes Leuchten kleiner Punkte. Das sind die Perlenmuscheln, welche die Steinach in ihrem Schoße birgt und welche in Sommernächten, wenn ein dazu Begabter in ihre Wellen schaut, sich weit öffnen und je eine glänzende, farbenwechselnde Perle sehen lassen. Wenn einer dann länger in die Wasser schaut, und es glühert noch in Vollmondnächten silberweißes Licht durch sie hin, dann fangen die Kinder der Steinach erblos zu plaudern an und erzählen dem Laufenden merkwürdige Geschichten.

Einmal, im Juli, saß ich in einer jener warmen Nächte, in welchen die Bittaden nicht schweigen wollen, in welchen der Heugeruch von leichten, warmen Winden wie eine Duftwolke über das schmale Tal getrieben wird und in welchen man die Milchstraße wie einen weißen Bogen über das Firmament gespannt sieht, unweit des alten Städtchens Schönau auf dem Rande einer kleinen, altersgrünen Steinbrücke und horchte, was mir die Wasser raunten:

Da lag einstens vor langen, grauen Zeiten, dort wo jetzt der Ort Schönau sich befindet, ein Mönchskloster. Das war recht breit und behäbig mitten ins Tal neben die Steinach hingeseht. Denn die frommen Herren wußten auch damals schon des Lebens Bürde mit feinen Annehmlichkeiten so zu mischen, daß ein artig Gleichgewicht entstand. Das Kloster war Begräbnisstätte der pfälzischen Kurfürsten. In seinen Vorratsräumen lag reichlich Abung und der Klosterkeller war mit Fässern gespickt, aus denen perlender, goldig grüner Wein gezapft wurde. Dazu besaß das Kloster genug Felder und auch viele Wälder zu beiden Talseiten. Die Klosterherren jener Zeit waren kriegstüchtige Leute und den jagdblichen Freuden voll zugehan. Mancher von ihnen konnte mit der Saufeder gewißlich besser umgehen, denn mit dem Gänsefisch. So schle auch ein guter Braten nicht auf des Klosters Tisch, und manche Kutte barg ein tonnenrundes Bäcklein. Doch waren dies die Wenigeren. Die meisten Klosterherren jener streitbaren Zeit sahen halb wie Kriegerleute aus und hatten oft genug dies Handwerk ausgeübt, ehedem sie die Kutte überstreiften. In weitem Umkreise um das Kloster verstreut lagen die Hütten der Hörigen, welche gehorsamlich der Herren achteten.

Gegen Ende März des Jahres 1360, an einem sonnigen Vormittage, öffnete sich das große Tor des Klosters und ließ fünf reißige Knechte auf schweren Säulen ins Freie. Bei ihnen befand sich ein hagerer Cisterzienser-Mönch mit den eckigen Zügen und flackernden Augenlichtern des Eiferers. Der Zug hielt vor der Pforte an. Er wartete scheinbar noch auf irgend Jemand; denn ein reich geschirrtes Maultier, mit Federn und Glöckchen geziert und einen bequemen Sattel tragend, stand noch ohne Reiter. Dem hageren Mönch aber diente zweifelsohne der kräftige Esel, welcher neben ihm wartete und auf den er sich stützte, als Reisetier. Der Mönch unterließ sich mit dem Klostermeier Antoni Menzer, einem großen, schwerfälligen Manne, und sprach dabei auch folgenden Satz: „Die Charta Charitatis ist halb veressen. Seltlich die Herren unseres Ordens nur mehr

dem beschaulichen Leben alleinig widmen, greift die Arbeit in Sanct Bernhards Klöstern immer weiter um sich. Der Reichtum wird zu groß und verweichlicht die Gehirne und die Körper gleichermaßen. Anstatt wie früher durch Schulen und Kollegien auf die Bildung wohlthätig zu wirken, macht sich das Wohlleben breit. Die Bulle Clemens des vierten wird nicht beachtet.“

Hier wurde der Nebenfluß des geistlichen Herrn durch sein Erstaunen über einen sonderbaren Zug gebremst.

Aus dem Klosterort schritt ein Mönch. Er war groß und schlant und genau so gerade wie eine Obenwaldtanne gewachsen. Um's Haupt trug er einen pechschwarzen Lockentranz und ein natürlich feingekrausert schwarzer Bari stand in merkwürdigem Gegenfaz zu blühenden blauen Augen. Die Gewänder des Mönches waren hoch aufgeschürzt. Er trug lange Jagdstiefel und im Ledergürtel saß ein schweres Fingmesser. Ueber die Schulter lag ihm die reich verzierte Armbrust. Hinter ihm her tröteten mit gesentten Nasen sechs schwere, grimmiige Hunde, wie man sie in jener Zeit zur Wildbah bildete. Den Schluß bildete ein Klosterknecht, der zwei wuchtige Saufedern geschultert hatte. Die beiden geistlichen Herren grüßten sich mit gemessenem gegenseitigen Neigen des Hauptes. Rasch wie ein Spud war der kleine Jagdzug verschwunden.

„Wer war dieser Anführer eines unpriestlichen Aufzuges?“ frug der hagere Mönch gereizten Tones.

„Zu ein wenig langsam, Herr Mönch“, sprach nach etlichem, schwerfälligem Besinnen der Klostermeier, ehe ihr verwerft sollet ihr erst hören. Das war unser Vater Manfred und auf den lassen wir nichts kommen. Vor zehn Jahren kam er ins Kloster und war damals etwa 30 Jahre alt.

Er muß irgendwo aus dem Fränkischen stammen, denn seine Sprache deutet darauf hin. Der Abt war stücker auf sein Kommen schon vorbereitet, denn man richtete eine große Zelle für ihn her. Als er kam, bestand sein ganzes Gepäc in nichts als einem Bündel Werkzeuge, Schmitzmesserlein und kleiner Haumesser und solchem Zeug mehr.

Ich mußte damals viel altes trodenes Lindendolz und Holz von Birnbaum herbeischaffen; denn in seiner Zelle hub ein großes Schnitzen an. Da wuchsen Euch mit der Zeit alle Arten von Figuren nur so aus dem Holz heraus. Die kamen dann immer wieder fort an andere Klöster und Kirchen, bis in gar weite Fernen. Könn mir glauben, das Schnitzen des Herrn Manfred trägt dem Kloster gar manchen schönen Wagen ein. Man sagt, daß es Stücke für Kenner seien, die Schmitzstücke des Vater Manfred. Ihr sehet an ihnen auch jeden Zug des Messers.

Der Herr ist Euch gar nicht ein bißchen stolz und weiß mit Unserem wohl zu plaudern. Aber er hat auch seine Eigenheiten. Oft geht er lange Zeit innegelehrien Blickes und in würdiger Ruhe einher. Bis er, dann eines Tages gar rasch das Schmitzmesser hinlegt und sich, wie heute, zur Jagd schürzt.

Dann sieht der Herr Manfred plötzlich ganz anders aus und stürmt, dem wilden Jäger gleich, hehend hinter Hirsch und Schwein einher. Abends kommt er dann heißen Kopfes, von seiner klaffenden Schar umtollt, als Lehler über des Klosters Schwelle, um andern Tages darauf wieder still an seinen Säulern zu schnitzen. In unserer Gegend, wo es manchmal noch ein bißchen wild hergeht, muß man halt auch den Mönch mit anderen Wagen messen, als im Kloster einer Stadt. Wenn es heute den Herren Rittern von den festen Burgen links

und rechts des Neckars einfallen sollte uns Fehde anzulagen, dann mühten wir uns auch selber wehren, weil den Schnapphähnen dort unten die Rutte nicht heiliger wäre, als der Zwilbrock eines Bauern, welchen sie mit dem Spieße in der Hand erwischten.

Im übrigen ist der Vater Manfred, wie Ihr selbst sabet, solch ein ansehnlicher Herr, daß die Dirnen und Weiber hinter ihm einberseufzen. Begegnet ihm irgendwo eine im Tal, dann mag ihr schon ein wohliger Schreck von oben bis unten durch den Körper laufen, wenn des Manfred Blick sie streift. Es ist gerade, als wenn die Weiber ihm Schutzgarde bildeten. Immer schleichen einige hinter ihm her, wenn er in der Nähe des Klosters geht. Und man kann überzeugt sein, daß sie letzten Endes doch nur vom Bösen aufgeschreckt sind. Wo überall sich Herr Manfred blicken läßt, da lügen einige Weiber-geschlechter um die Ecke.

Doch Ihr könnt mir's glauben, er achtet ihrer gar nicht. Der Herr Abt, der läßt ihn gewähren. Denn erstlich verdient das Kloster Geld an ihm und dann schafft er zur Genüge Wildpret auf des Refektoriums Tisch."

Der hagere Mönch schien mit dem, was ihm Antoni Menzer da erzählte hatte, gar nicht einverstanden. Ein paarmal bereits hatte er den Mund aufgetan, so daß es schien, als wolle er den Klostermeier unterbrechen. Jetzt kamen ihm einige rote Flecken auf die Stirne und er tat gerade einen Anlauf, um zu entgegnen, als erneute Schritte im Torbogen lauthornden und zwei hohe geistliche Herren erschienen. Er mußte also seine Rede schlutten. Der eine der lezt angekommenen Herren war der Abt von Speyer und der andere der von Schönau, welcher dem Gaste das Geleite bis zu seinem Saumtiere gab. Dann verschwand auch dieser Zug und schlug, einer Talsalze folgend, den Weg zum Weizensteinmassiv ein.

Manfred war mittlerweile mit seinen Hund und dem Knecht über die Steinach gegangen und zog dort den Wald aufwärts, ohne sonderlich des Wildes zu achten. Erst einige Stunden oberhalb des Klosters brach unweit der Jäger ein gewaltiger Bierzehrender aus dem Dickicht, sprang zu Tal, setzte in Windeseile, die wiesige Fläche hinter sich lassend, dicht neben einer kleinen Mühle, welche dort stand, in hohem Sprunge über die Steinach und verschwand erneut im jenseitigen Dickicht der Wälder.

In dieser Mühle wohnte seit Gedenken ein eigenartiger Menschenschlag, von welchem immer ein Teil sonderbar in feinem Gebaren war. Manchmal gingen aus dem Geschlecht auch ausnahmsweis tüchtige Menschen hervor, die wanderten aber regelmäßig fort. Ihren Sparran jedoch trugen sie alle. Jeder Einzelne für sich einen andern. Zurzeit hausten Bruder und Schwester dort. Die waren noch junge Menschen, aber auch etwas verfehrt geraten. Der Bruder war ein schlanker, schmuder Gefelle und ließ vor lauter Träumen sehr oft den Wahlgang laufen, ohne daß ein Körnchen Frucht darin war und leeres Klappern über das schmale Tal hallente. Dann sah er meist irgendwo in einer Ecke, oder aber unter den Bäumen und schaute mit weichen Augen den ziehenden Wollen nach. Die Mädchen, von denen manch eine nach ihm schielte, sangen ihm Necklieder; doch regte er sich darüber weiter nicht auf.

Die Schwester aber, die Walpurga geheißen ward, ging groß und stark einher. Schier wie ein Mann so bestimmt. Sie hatte rötlichblonde Haare und Augen von der Farbe einer reifen Brombeere. Ihr Gesicht war von schöner Ebenmäßigkeit und sehr hell. Für gewöhnlich lag eine große Ruhe in ihren Mienen. War jedoch ein starker Anlaß vorhanden, dann wechselte die Gesichtsfarbe jäh. Es war dann, als wenn ein heimliches Feuer in ihrem Innern glühte.

Walpurga stand gerade am Hüßchen, als der Hirsch von der Meute verfolgt und sie ein gut Stück hinter sich

lassend, durch die im ersten Grün sprickenden Wiesen gerannt kam, über das Wasser setzte und wieder in den Wald brach. Sie stand auch noch, als Manfred mit dem Knecht im Gefolge, vor Jagdeifer glühend, die Wiese herab stürzte. Doch war die Steinach dort ein Stück aus den Ufern gegangen und der Tritt ein unsicherer, so daß die Jäger die kleine Brücke neben dem Hause zum Ueberschreiten benutzen mußten. Und da kam es, daß des Manfred Bild, einer Regung seines Künstler-sinnes folgend, kurze Zeit auf dem Mädchen weilte und in ihrer großen, reinen Schönheit einen Augenblick das Bild vergaß. Doch stürzte er gleich darauf weiter, um ebenfalls, nach den läutenden Hunden, hinter dem Hirsche her ins Dickicht zu dringen.

Walpurga stand still und zog die Luft ein bis sie ihr die Brust zu sprengen drohte. Ihre Hände krampften sich ineinander, daß die Male der Nägel in der Handfläche zu sehen waren. Die Farbe des Gesichtes kam und schwand.

Von da ab lief sie manchesmal wie im Traum. Ihr war, als wenn ein Feuer in ihr brenne. Oftmals ging sie mehr als notwendig in das Tal hinunter und schlich wie beherzt in weitem Bogen um das Kloster. Ihre an und für sich tiefe Stimme hatte plötzlich einen weicheren Klang bekommen.

Das Handwerk des Müllers galt in jener Zeit für unehrlich und wer es ausübte ward minder angesehen. Der wilde stolze Sinn des Mädchens litt auf einmal mehr darunter als früher. Im Gegensatz zum Bruder, welcher von jeher froh war, wenn ihn die Menschen in Ruhe und seinen Träumen überließen, die Mühle brachte nicht viel ein und des dazu gehörigen Grundes war wenig. So lebten die Geschwister farg, und seit auch die Schwester ihre Ruhe verloren hatte, noch länger als vorher, weil nun niemand mehr so richtig zum Zeuge hielt.

Nun fließ aber östlich von Schönau, in den Gesenten einiger dort einschneidender Täler, der Jagdgrund der Herren Landschaden von Steinach an die Wälder des Klosters. Die Grafen waren eifrige Jäger und der derzeitige Herr, Graf Ulrich von Landschaden, war es noch im besonderen, trotzdem er bereits sehr alt war. Mit den Mönchen von Schönau lebte er in ewigem Wildstreite. Wenn er einen der Schönauer Hörigen in seinen Forsten traf, ließ er ihn am Leibe strafen und von seiner Burg bis zur Klostergrenze stäupen. Wurde einer aber beim Wilddieben erwischt, den ließ er hängen.

Graf Ulrich war ein sehr großer, hagerer Mann mit unverhältnismäßig kleinem Kopfe, und alles andere denn fromm. In seinen jungen Jahren war er ein wilder Mensch gewesen und von der Bevölkerung der Gegend seines Ausschweifens halber gefürchtet. Er schlug damals manchesmal so arg über die Stränge, daß die Mütter ihre Töchter vor ihm versteckten. Von der Tochter eines Wildhüters oben auf den Höhen hatte er einen Sohn. Dieser war jetzt ebenfalls schon erwachsen und trug neben den Vorzügen seiner Eltern auch deren Laster. Diese beiden waren große und starke Menschen mit unzählbaren Leidenschaften gewesen. Groß war auch der Bastard, den man Hannel genannt hatte. Nur war sein Schädel noch kleiner als der seines Erzeugers, so daß sein hämisches Gesicht, in welchem alle Laster spiegelten, gespensthaft klein ausah. Er rannte den Weibern nach, wie es der Graf in jungen Jahren ebenfalls getan und schlug die Burschen, die sich zu deren Beschützern aufwarfen, mit gewaltigen Faustschlägen zu Boden, daß sie, ob ihrer Ohnmacht zähneknirschend, wie geprügelte Hunde fortfliehen. Der Graf hatte den Hannel zu seinem Wildhüter gemacht. Stahl jemand ein Stück Wild aus des Grafen Forsten, dem bekte er fünf schauerliche Bluthunde, seine ständigen Begleiter, an, so er floh. Und mancher verschwand auf diese Art, ohne daß man wußte, wohin er gekommen.

Ueberhaupt hatte Graf Ulrich seinen merkwürdigen Narren an dem Burschen gefressen.

Hennel schlich seit langer Zeit der Walpurga nach und rißte sich selbst auf Klostergebiet, obwohl er Gefahr lief, von einer Kotte Burschen erschlagen zu werden, wenn sie seiner habhaft wurden; denn einer allein wagte sich nicht an ihn. Das ganze Frühjahr gelang es ihm nicht, Walpurgas ansichtig zu werden und sein Begehren stieg zum Wahnwitz, denn die Maid begegnete ihm von jeher mit Verachtung und ohne Furcht.

Im Anfang des Maimonats, gegen Tagesneige, erschienen im Kloster Schönau ein großer, kräftig gebauter Bursche mit kurz verschnittenen Haaren und bat den Abt, als dienender Bruder aufgenommen zu werden. Man stellte ein Verhör mit ihm an. Er erzählte, aus einer Bütte des westlichen Odenwaldes, auf furmainzischem Gebiet, zu stammen. Seine Eltern seien gestorben. Das halb zerfallene Häuschen habe er im Stiche gelassen und sei heimlich fortgelaufen, weil ihn der Dorfbvogt doch nicht hätte gehen lassen. Nun war es damals aber so, daß dann, wenn es den geistlichen Herren gelang, einen Striagen sich gegenseitig abzuspannen, sie dies sehr gerne taten. Er tat ein solcher als Klostermann irgendwo ein, dann hatte seine Hörigkeit ein Ende, und er wurde Eigenmann der Kirche, so daß der frühere Herr ihn nicht mehr rückfordern konnte oder rückzufordern wagte. Mehrten diese Leute doch die Wehrfähigkeit des Klosters durch ihre Person und dessen Bestiand durch ihre Arbeit. Man gab dem Burschen, welcher bescheiden auftrat, einen Winkel, in dem er schlafen konnte, und Arbeit, an welcher es ebenfalls nicht gebrach. Nach kurzer Zeit bereitz reichte man ihm auch eine Kutte, sowie einen Klosternamen und nannte ihn nach dem Namen des Heiligen, an dessen Tage er im Kloster erschienen war, Gotthardt. Denn man machte in jenen grauen Zeiten eben nicht viel Umstände. Damit war die Sache vorläufig abgetan. Der neue Novize tat seine Arbeit fleißig und wußte es so einzurichten, daß er von allen wohl gelitten ward. Im übrigen zeigte sich der neue Bruder als ein ansehnlicher Geselle, welcher wenig sprach und auch über einige kleine Eigenheiten verfügte. Eine von diesen bestand darin, daß er dann, wenn er dem Vater Manfred irgendwo begegnete, ihm mit eigentümlichem Blick nachschaute, und es schien auch, als wenn er alle Gelegenheit wahrnähme, so oft als möglich um den Vater zu tun zu haben. Letzten Endes brachte er es fertig, eine ganze Anzahl Geschick erfordernde Handreichungen für Manfred ständig verrichten zu dürfen.

Manfred hatte über den Sommer fleißig geschitzt und in alles vergessender Tätigkeit langsam ein Bildnis unserer lieben Frau aus dem Lindenholzstamme herauswachsen lassen. Die Figur, mit dem Kinde auf dem Arm, und ohne großausreichende Gliederung, zog in seiner Linie sich hoch und der Faltenwurf der Gewänder war fließend weich. Manfred feierte Feste in reiner Arbeit freier Wahl.

So kam der Herbst heran und mit ihm die Zeit der Jagden auf das große Wild. Der Hirsch verbergte sich in den dichten Wäldern. Die Wildsau, deren Fleisch durch den Genuß von Eicheln nunmehr wohlschmeckend war, liefen rund und fett und hinterließen dort, wo sie gepflügt hatten, Fahrten von erschaulicher Größe. Die Wölfe, welche um diese Zeit Nahrung genug hatten, gingen den Menschen aus dem Wege. Sie kamen nur im tiefen Winter hungergetrieben aus den Schluchten zu Thal. Die Bären lagen zusammengekrümt in ihren Höhlen in tiefem Schlaf. Die Klosterherren zogen eintigemale mit Anechten und Bauern zu großen Jagden aus. Die Bauern sorgten dafür, daß den Herren viel Schweine und Hirsche zur Strecke kamen. Denn ihre eigenen kleinen Felder litten durch das Wild schweren Schaden. Selbst durften sie nicht jagen. Wer dabei ertappt wurde, dem hackte man die Hand ab, oder strafte ihn sonst schwer.

Die großen Jagden waren vorbei. Das Blätterfallen begann stärker zu werden und der Waldboden war in roten Glanz getaucht, wenn die Sonne durch das halbleere Geäst herniederblitzte. Eichhaken huschten hin und wieder und legten Vorratsnester an. Sie trugen noch ihr rotes Kleid. Die niedrigen Sträucher sahen von weitem aus wie runde Flammen. Die Ebereschen steckten rote Beeren aus und der Dompfaffe prangte mit seiner roten Weste. Der Fuchs dagegen, als vorsichtiger Mann, hatte sich bereits seit kurzem in ein graubraunes Wams geworfen, weil er einen strengen Winter kommen sah. Als sich die anderen Herren im Jagen Genüge getan hatten, zog Manfred erst wieder, wie vordem, zur Jagd. Denn sein Wildstock war fertig geschritten und in irgend ein Kloster am Rhein gewandert, von woher die Schönauer Herren eine Fuhre Wein dafür erhalten sollten. Manfreds Augen blitzten wieder durch Busch und Wald hinter jedem Stück Wild her, und das heiße Blut jagte ihn selbst durch alle Äder. Oft bestand seine Begleitung nur in der Meute stämmiger Hunde, denn die Klostertreue waren alle zusammen damit beschäftigt, das Getreibe auszubereiten. Aus den Tennen halfte der Schlag des Dreschlegels vom frühesten Morgen bis zum letzten Resten Tageslicht.

Eines Tages nahm sich Manfred den jungen Bruder Gotthardt mit auf die Hirschjagd. Diese verlangte einen flinken Begleiter, dessen Lunge dem raschen Schritte der Jagd auch Stand hielt. Manfred hatte den schweren Bierzehnder vom Frühjahr wieder geschickt und kannte seine Beschafel.

Die Kutten geschürzt, zogen beide fort. Manfred war wieder mit Armbrust und schwerem Messer, Gotthardt mit zwei leichten Speeren bewaffnet. Sie zogen gegen Osten, dem Laufe eines kleinen, in die Steinschmündenden Flüsschens folgend, und verloren sich dann linker Hand in die Herbstwälder.

Am gleichen Tage brach Hennel in unbeimlicher Stier mit seinen bösen Hunden an einsamer Stelle über die Grenze und stieg, das Entsetzen um sich, zur einsamen Mühle hinunter, wo er plötzlich vor dem Bruder Walpurgas stand und nach ihr fragte. Der junge Mensch erschrak vor der Bahngestalt und den fleischenden Hunden zu Tode. Stotternd nur brachte er heraus, daß Walpurga kurz nach Frühlingsausbruch spurlos verschwunden sei. Fluchend, vor Wut und Leidenschaft mit den Zähnen knirschend, ging Hennel wieder nach Osten bergwärts, um wie ein grauenhafter Spuk in den roten Wäldern zu verfinstern.

Hinter Manfred zog die Meute mit zu Boden gesenkten Nasen und nach ihr ging Bruder Gotthardt, unverwandten Blickes auf Manfred schauend und stumm, bis plötzlich der Bierzehnder hochsprang und sich zur Flucht wandte, noch ehe die Hunde seiner gewahrt wurden. Eiligen Fußes setzten ihm die Mönche nach und die Meute läutete lustig voran. So gerieten sie im Jagdeifer in ein Thal, in welchem man oftmals Salzsteine fand. Der Grund des Thälchens war von einem schmalen Bächlein zerschnitten. Dieses bildete aber die Besitzergrenze zwischen dem Gebiete des Klosters von der schönen Aue und demjenigen der Landschaften von Steinschach. Der Hirsch setzte im Schwunge über den Graben und stieß folgen ihm die Hunde, sofort das Wild umstellend. Der Bierzehnder gabelte eines der Tiere und riß es wund. Da schoß der Mönch seinen Volzen aus der Armbrust, so daß das Tier auf die Hinterläufe sank. Dann warf Manfred einen Speer, welcher dem Hirsch in die Seite fuhr und ihn sofort umlegte. In blühendem Eifer sprang Manfred über das Wasser und gab dem Waldkönig mit dem mächtigen Weidmesser den Fang. Ritterweile war auch Gotthardt über den Bach gekommen. Er hatte den zweiten Speer als Sprungstock benützt, war jedoch auf einem glatten Stein ausgeglitten und so unglücklich gestürzt, daß ihm die Sinne schwanden.

Die D...
Die j...
Jahre...
oft wuch...
schlich drohe...
stas in der...
hinanz...
schien. Au...
Fände der...
und Gefahre...
einanderber...
haben. Jwa...
hantirgell...
Fandament...
den weiter...
Kleines...
reichen gene...
Kriegsgewirt...
und unerm...
Wenn je in...
a 11e Kr...
kulturt...
das deutlic...
fern verdam...
und Gland...
Zurückland...
sah wieder...
Hinter, da...
Sparat...
hantirgell...
hinterer...
Kriegsgewirt...
stehend um...
wahr. Let...
Waldst...
haben ihn...
tack...
dem das...
Die D...
Die j...
Jahre...
oft wuch...
schlich drohe...
stas in der...
hinanz...
schien. Au...
Fände der...
und Gefahre...
einanderber...
haben. Jwa...
hantirgell...
Fandament...
den weiter...
Kleines...
reichen gene...
Kriegsgewirt...
und unerm...
Wenn je in...
a 11e Kr...
kulturt...
das deutlic...
fern verdam...
und Gland...
Zurückland...
sah wieder...
Hinter, da...
Sparat...
hantirgell...
hinterer...
Kriegsgewirt...
stehend um...
wahr. Let...
Waldst...
haben ihn...
tack...
dem das...

Dieses hatte Manfred, welchem es bei seinem Tun nicht in den Sinn kam, daß er sich auf des Landschadens Jagdgebiet befand, erschaut. Rasch eilte er hinzu, um dem Gefährten zu helfen. Dieser lag blaß und bewußtlos. Rasch riß ihm Manfred die Kutte über der Brust auf, um Luft zu schaffen. Da stülpen ihm zwei Brüste entgegen. Er sah, daß ein Weib in seine Hand gegeben ward und es stürzte mit Wucht die Wahrheit der Zusammenhänge über ihn her. Verwirrt richtete er sich hoch und war ratlos. Da fiel sein Blick auf Hannel, den Bastard des Landschadens, der unbemerkt wenige Schritte seinwärts bis unter einen dichten Baum beigeschlichen war und ihn mit glühenden Augen, doppelt wutverzerrten Gesichtes anstarrte. Denn er schaute im Mönche den Jagdfrevler und hatte auch Walspurga erkannt, ohne den wahren Zusammenhang der Dinge zu kennen. Er sah hier den Mann, welcher ihm seiner Meinung nach ein Weib geraubt hatte. Der Haß aller HölLEN wallte in ihm hoch. Doch kam kein Wort aus seiner Kehle.

Manfred seinerseits wußte, daß dann, wenn Hannel plauderte, das Mädchen des Todes sei und ihm selbst ein peinlicher Prozeß, zum mindesten aber Ausstülpung aus dem Kloster werde, weil ihm niemand glaube, daß er des Weibes Geheimnis nicht kenne. Gegen beides lehnte sich mit voller Wucht der Mann in ihm auf.

Langsam hatte sich Hannel genähert und beide Männer, der eine häßlich wie die Finsternis, der andere schön wie Sonnenlicht, standen einander gegenüber, Brust an Brust, daß sich ihr Atem mischte, Aug' in Auge so nahe, daß der Schmerz schmerzte. Ihre Arme griffen ringend

und würgend umeinander, daß die Muskeln zum Reissen stark gespannt waren und die Knochen frachten. So kämpften sie lange im Stand, ohne sich weit vom Flecke zu bewegen. Das rote Geäder schoß ihnen in die Augen und der Atem ging in kurzen Stößen. Dann stürzten beide zugleich zu Boden. Hannel süßte sich einen Augenblick im Nachteil und rief mit kurzem Wort seine Bluthunde. Heulend stürzten diese herbei. Doch auch die Reute Manfreds kam gerannt, und nun ballte sich ein unheimlicher Anäuel, der allmählich, sich gegenseitig zerfleischend, von Blut gerötet ward.

Längst waren die beiden Männer stumm und aus vielen Wunden entströmte ihnen das Leben, während die wütenden Tiere immer noch im gegenseitigen Würgen fortfuhren. Bis auch sie tot oder so schwer zerrissen umherlagen, daß schier kein Leben mehr in ihnen war.

Da erwachte Gotthardt aus tiefer Ohnmacht und sah um sich. Voll Entsetzen erschaute er, was geschehen, und lief wehllagend zu Tal ins Kloster.

Bruder Gotthardt lebte noch eine ganze Zeit im Kloster in Frömmen und Fleiß. Erst als er nach Jahren im Ruhe der Heiligkeit starb, entdeckte man sein wahres Geschlecht. Eine Inschrift im Kathause zu Schönau zeugt in unserer Zeit noch von Bruder Gotthardt, der eigentlich ein Weib war.

Der Talgrund aber, welcher damals im Blute schwamm, stammt alljährlich im späten Herbst um die Zeit jenes Geschehens in unerhört brennenden Bränden auf und wird jetzt noch „zur roten Sohle“ geheizen.

Die Deutsche Republik im Kampfe um ihre Existenz.

Von Georg Schöpplin, M. d. R.

Die junge Deutsche Republik mußte auch im zweiten Jahre ihrer Existenz hart um ihr Dasein ringen. Nur zu oft wuchsen sich die ungeheuren Schwierigkeiten zu tödlich drohenden Gefahren aus, die nicht nur die Demokratie in der Republik, sondern diese selbst und darüber hinaus auch den Bestand des Reiches ernstlich in Frage stellten. Auch zur Stunde, wo dieser Kalender in die Hände der Leser kommt, werden diese Schwierigkeiten und Gefahren nicht überwunden sein, vielleicht sogar in unverminderter Bestigkeit und Bedrohlichkeit noch bestehen. Zwar hat der Auf- und Ausbau des Reiches in staatsrechtlicher Beziehung große Fortschritte gemacht, sind Fundamente geschaffen worden, auf denen sich vertrauensvoll weiter aufbauen ließe, aber das innere Gefüge des Reiches ist immer noch gelodert, und die leider so zahlreichen zentrifugalen Kräfte, die durch die furchtbaren Kriegswirkungen so überreichlich Nahrung gefunden haben, sind unermüdet am Werke der Zerstörung tätig. Wenn je in einem Lande, müßten in Deutschland alle Kräfte dem politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Aufbau gewidmet sein, ohne dessen Gelingen das deutsche Volk zu einem langandauernden elenden Dasein verdammt sein würde. Trotz Zusammenbruch, Not und Elend, trotz bergeshoher Schwierigkeiten würde Deutschland und das deutsche Volk sich verhältnismäßig rasch wieder in die Höhe arbeiten, wenn nicht ein verblendeter, von kleinlichsten Kirchturminteressen beherrschter Separatismus, wenn nicht reaktionäre Zügellosigkeit, dynastische Phantasien, der krankhafte Wahn „weltrevolutionärer“ Phantasten, die unerfättliche Gier eines erschreckend um sich greifenden elenden Schmarobertums wäre. Der Krieg und sein Ausgang haben den deutschen Volkskörper entzweit, die Gewaltthaber der Entente haben ihn in schmerzende Fesseln geschlagen, die freventliche Sabotage im Innern peinigt ihn lässlich und droht ihm das Leben zu rauben.

Das ist der Zustand, in dem sich die Deutsche Republik auch im zweiten Jahre ihrer Existenz noch befindet. Ihn zu überwinden, ist eine Aufgabe, beinahe zu groß selbst für ein in der Vollkraft dastehendes Volk, um wie viel mehr für ein niedergeborenes Volk, das finanziell, wirtschaftlich, politisch und auch an seinen moralischen Kräften so ins Unglück hineingestürzt worden ist, wie das deutsche Volk durch die verblendeten Machtthaber der letzten Kaiserzeit. Wer immer nach dem Zusammenbruch in Deutschland die Leitung der Staatsgeschicke in die Hand nehmen mußte, inmitten eines gigantischen Trümmerfeldes hatte er seine Aufgabe zu erfüllen, bei der die Schwierigkeiten riesengroß vor ihm standen.

Um das Reich vor dem völligen Zerfall und vor der drohenden Anarchie zu retten, übernahm die Sozialdemokratie am 9. November 1918 die wüste Bankrottmasse des kaiserlichen Deutschland. Sie kannte die Schwere der Aufgabe, die Furchtbarkeit der Situation. Sie tat aber ihre Pflicht und setzte die Partei wie die ihr innewohnenden Kräfte ein — dem deutschen Volke zu dienen, es vor dem Absturz in den Abgrund zu bewahren.

Die Sozialdemokratie wußte, daß nur die lebendigen Kräfte der Demokratie, die von sozialistischem Geiste erfüllt ist, das deutsche Volk zu retten vermögen. Der kaiserliche Halbabsolutismus und die Diktatur einer politischen engstirnigen Militärkaste hatten uns in das Verderben gestürzt, aus dem nur die lebendige Anteilnahme des ganzen Volkes an der Gestaltung der Geschicke des Reiches uns zu retten vermag. Darum proklamieren die sozialdemokratischen Volksbeauftragten schon wenige Stunden nach der Uebernahme der Staatsmacht, daß diese so schnell als nur möglich in die Hände einer vom ganzen Volke zu wählenden Nationalversammlung übergeben sollte. Die Sozialdemokratie bekämpft die Gewalt und die Diktatur als politische Methode;

Zur Verteidigung der demokratischen Republik gegen ihre geborenen Feinde, wie zur Entwicklung der formalen politischen Demokratie zur wirtschaftlichen Demokratie bedarf es einer zähen und systematischen Arbeit. Die Reichs-, Landtags- und die Gemeindevahlen, wie überhaupt alle Wahlen zu öffentlichen Körperschaften, müssen mit aller Kraft und mit dem Ziel vor Augen ausgenutzt werden, die Mehrheit in diesen Körperschaften zu erringen. Um wie viel besser würde es stehen, wenn es der Sozialdemokratie bei den Wahlen zur Nationalversammlung 1919 und bei den Reichstagswahlen am 6. Juni 1920 gelungen wäre, im Parlament eine Mehrheit zu erreichen! Zur Verteidigung freier Volkswirtschaft und zur Abwehr reaktionärer Anschläge stehen, wie der Kapp-Putsch bewiesen hat, der Arbeiterschaft wichtige Waffen zur Verfügung, deren je nach der Lage veränderte Anwendung sich wieder notwendig machen kann.

Von großer Wichtigkeit ist, daß energisch darauf gedrungen wird, daß endlich der oft verstaubte Beamtenapparat einer gründlichen Reform unterzogen wird. Das ist nicht leicht und erfordert Geduld, soll nicht die ungemein komplizierte Verwaltungsmaschinerie ins Stocken geraten. Die militärischen Machtmittel des Staates müssen organisatorisch so aufgebaut und derart unter Kontrolle gestellt werden, daß ein Mißbrauch so gut wie nur möglich ausgeschlossen erscheint. Hier wird die Sozialdemokratie stets mit dem Widerstand aller bürgerlichen Parteien zu rechnen haben, der natürlich graduell verschieden ist. Die Spitzen und Hauptstützen der Staatsgewalt sind das Heer, die Polizei und die bewaffnete Macht. Der Kampf um ihren Besitz ist entscheidend für die Macht und den Einfluß im Staatsleben. Die Gegner wissen das — wir auch. Wir aber müssen uns hier erst noch die erforderlichen Positionen erringen.

Nicht minder wichtig ist die durch das Betriebsrätegesetz eingeleitete wirtschaftliche Demokratie. Wie auch sonst im politischen und wirtschaftlichen Leben, ent-

scheidet auch hier nicht ausschlaggebend der Wortlaut der ausgetüftelten Paragraphen, sondern die Fähigkeit und der ernste Wille, die vorhandenen Möglichkeiten und Rechte gründlich und vollständig auszunutzen. Die besten Paragraphen sind toter und wertloser Formelstrom, wenn nicht lebendige, kampfesfrohe und zielklare Menschen ihnen die praktische Wirksamkeit verleihen, die zur Erreichung des guten Zweckes notwendig ist. Wie töricht und zeitvergebend das alte und öde Geschimpfe auf die Gesetze, wenn man gleichzeitig beobachten muß, wie die Mehrzahl der Menschen viel zu bequem ist, die vorhandenen Rechte gründlich auszunutzen im Sinne der Volkswirtschaft und der Volkswohlfahrt! Auf diesem Gebiete müssen die Massen des deutschen Volkes sich ganz erheblich ändern, sonst kämpfen sie gegen die sichtbar erstarkende Reaktion auf verlorenem Posten.

Wollen wir die Demokratie festigen, wollen wir die Republik erhalten, wollen die arbeitenden Massen darüber hinaus zur sozialistischen Ordnung der Dinge gelangen, so ist die zähe, rastlose und hingebende Arbeit und der volle erforderliche Opfermut der Arbeitermassen unbedingte Voraussetzung. Die Leidenschaft und die Erbitterung können auch gelegentliche Helfer sein, der Erfolg wird aber nur durch die systematische Arbeit, den stahlharten Willen, durch sozialistische Schulung und Erkenntnis errungen werden. Sie schlagen vor törichtem und gefährlichen Phantastereien, und sie allein bereiten den geraden und gangbaren Weg zur vollen Demokratie und zum Sozialismus.

Es gilt immer noch, was schon zehntausendmal gesagt, ebensovielmals gehört, aber nur zum kleinsten Teile befolgt worden ist:

Hinein in die Kampforganisationen der Sozialdemokratie! Dort sind die Kerntuppen für die Verteidigung der Republik, der Demokratie und für die Erringung der sozialistischen Gesellschaftsordnung!

Badischer Rück- und Ausblick.

Von Dr. Emil Kraus, M. d. L.

In einem ganz anderen Sinn wie früher ist heute die badische Politik ein Teil der allgemeinen Reichspolitik geworden. Das vergangene Jahr hat im Verhältnis von Reich und Bundesstaaten und damit im Verhältnis von Reich und Baden grundlegende Veränderungen gebracht. Am 11. August 1919 wurde die neue Reichsverfassung von der Nationalversammlung beschlossen. Nicht mehr ist das neue Deutschland ein Bundesstaat mit weitestgehender Eigensoveränrität seiner Glieder, sondern es ist ein Einheitsstaat, gegliedert in „Länder“, für deren Politik auf allen Gebieten mindestens die Grundlinien von der Reichsverfassung festgelegt werden. Wichtige Gebiete hat sich das Reich zur ausschließlichen Gesetzgebung vorbehalten, so z. B. die auswärtige Politik und die Wehrverfassung; hier stehen fortan den Ländern keinerlei Gesetzgebungs- oder Verwaltungsrechte mehr zu. Daneben können andere wesentliche Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung, die früher nur der Landesgesetzgebung vorbehalten waren, wie z. B. das Presse-, Vereins- und Versammlungswesen, das Enteignungsrecht, das Eisenbahnwesen usw. jetzt jederzeit zur Gesetzgebungsdomäne des Reiches werden, wenn das Reich von seinem Recht Gebrauch machen will. Auf den Gebieten der Schule, des Beamten- und Bodenrechts hat sich das Reich eine Art Grundgesetzgebung vorbehalten. Dazu kommt, daß der Artikel 17 der Reichsverfassung gewisse Grundzüge der Verfassungen der Länder festlegt, die eine wesentliche Angleichung der Landesverfassungen an die Reichsverfassung bedeuten. Auf

Grund der Bestimmungen der Reichsverfassung sind in den letzten Wochen und Monaten unsere badischen Eisenbahnen und Wasserstraßen in das Eigentum des Reiches übergegangen; durch die Reichsabgabenordnung und das Landessteuergesetz in Verbindung mit der Reichseinkommensteuer ist die badische Finanzhoheit wesentlich zugunsten des Reiches beschränkt worden. Diese kurze Aufzählung der wichtigsten Tatsachen möge genügen, um zu zeigen, daß heute nicht mehr die Bundesstaaten mit ihren Hoheitsrechten das Primäre sind, sondern das Reich, dessen ausführende Verwaltungsglieder die Länder heute darstellen. Es ist klar, daß diese grundsätzliche Verschiebung in den Kompetenzen von Reich und Ländern sich im Verfassungs- und Gesetzgebungsleben Badens auswirken mußte. Das Inkrafttreten der neuen Reichsverfassung machte eine Revision der am 21. März 1919 vom Landtag in erster Lesung beschlossenen und am 13. April vom badischen Volk in der Volksabstimmung gutgeheißenen badischen Verfassung notwendig und zwar in allen Punkten, die nicht mit der Reichsverfassung in Einklang standen, z. B. Wahlrecht, Wehrfrage, Kirche und Schule usw. Diese Revision ist noch nicht Gesetz geworden, es ist aber bereits ein revidierter Verfassungsentwurf von einem Unterausschuß des badischen Verfassungsausschusses fertiggestellt. Das in Baden vorbereitete Siedlungsgesetz zur Hebung der landwirtschaftlichen Produktion konnte in seiner ursprünglichen Form nicht vollendet werden, da inzwischen das Reich diese Materie regelte und Baden sich nun dar-

auf beschränken mußte, ein Ausführungsgezet zum Reichs-
stiedlungsgezet zu machen, das nun allerdings auf
spezifisch badische Verhältnisse recht wenig zugeschnitten
werden konnte. Zu erwähnen ist noch die neue
badische Besoldungsordnung, die in den
wesentlichsten Teilen der Reichsbesoldungsordnung ange-
glichen worden ist; genau wie im Reich wurde auch in
Baden nur ein Provisorium geschaffen, das erst bis zum
Ende dieses Jahres nach nochmaliger Durchprüfung der
einzelnen Positionen zu einem Definitivum werden soll.

Von größter Bedeutung für das politische Leben Ba-
dens war die Reichstagswahl vom 6. Juni
1920. Neben den fünf Parteien, die schon im Januar
1919 zur Wahl aufmarschiert waren, hatten sich zwei neue
Parteien gebildet: die Liberale Volkspartei, die ihre Zen-
trale in Heidelberg hatte und der sich nach und nach alle
ehemals nationalliberalen Elemente wieder angeschlossen
hatten, und die kommunistische Partei, deren Hauptbrenn-
punkte in Mannheim und Freiburg waren. Der Wahl-
kampf war ein überaus heftiger, unsere Partei hatte nach
rechts wie nach links einen überaus schweren Kampf zu
führen. Von rechts war es besonders die Liberale Volkspar-
teipartei, die neben den Deutschnationalen ihr Hauptziel in
der Zertrümmerung der Sozialdemokratie und in der Er-
richtung eines bürgerlichen Blocks gegen uns sah. Links
hatten die Unabhängigen sich unsere Partei in erster Linie
als Zielscheibe ausersehen; kein Mittel war ihnen zu
schlecht, wenn es nur den „Rechtssozialisten“ schadete. Man
hoffte auch in Baden einen entscheidenden Sieg über uns
zu erringen und uns zur Minderheitspartei herabzu-
drücken. Leider haben wir einen großen Teil der Stim-
men nach links verloren; gegenüber 351 375 Stimmen im
Januar 1919 erreichten wir diesmal 190 298 Stimmen für
unsere Liste und damit 3 Kandidaten im Reichstag gegen-
über 4 im Vorjahre. Aber gegenüber 102 564 Stimmen
der U. S. P. sind wir trotzdem weit in der Mehrheit ge-
blieben und brauchen darum über das Ergebnis nicht
traurig zu sein; wir haben uns in Baden tapfer ge-
schlagen, dank der opfervollen Mitarbeit der Partei-
genossen. Das Erfreulichste am badischen Gesamtergebnis
ist, daß nach wie vor die alten Koalitionsparteien $\frac{1}{2}$ der
abgegebenen Stimmen auf sich vereinigen — nach den
badischen Verfassungsbestimmungen umgerechnet 59 Lan-
tagsmandate gegenüber 28 der anderen —, was insbe-
sondere der Stabilität des Zentrums zu verdanken ist.
Die Wahlbeteiligung in Baden blieb zwischen 73 Prozent
und 74 Prozent; in 2 Amtsbezirken erreichte die Be-
teiligung nur 55—60 Prozent, in 15 Amtsbezirken 60—65
Prozent, 65—70 Prozent in 9, 70—75 Prozent in 14
Amtsbezirken. In den übrigen 23 Amtsbezirken erreichte
die Wahlbeteiligung bis 80 Prozent, worunter besonders
die Wahlkreise Mannheim und Heidelberg zu nennen sind.
Von den Städten haben am schlechtesten gewählt Kon-
stanz und Lörrach, am besten Baden, Offenburg, Heidel-
berg, Bruchsal und Pforzheim. Im ganzen wurden etwa
100 000 Stimmen weniger als im vorigen Jahre abge-
geben; das Zentrum hat absolut genommen etwa 0,2 Pro-
zent Stimmen verloren, die Demokraten 9,1 Prozent, wir
13,1 Prozent. Die Deutschnationalen haben 4,5 Prozent
und die Unabhängigen 9,4 Prozent gewonnen. Die Ge-
samtzahl der sozialistischen Stimmen ist um etwa 2,3 Pro-
zent zurückgegangen.

Unmittelbar nach der Reichstagswahl tauchte bei den
Rechts- und Linksparteien die Forderung auf Auf-
lösung und Neuwahl des Landtags auf; da
indes durch die Volksabstimmung des 13. April 1919 der
gegenwärtige Landtag bis Oktober 1921 festgelegt wurde,
ist seine Auflösung nur durch eine Volksabstimmung mög-
lich, bei der nach § 46 der Verfassung die Mehrheit der
Stimmberechtigten den Antrag auf Auflösung unterstützen
muß. Da nach den oben mitgeteilten Ergebnissen der
Reichstagswahl von vornherein als sicher angenommen
werden kann, daß die Zweidrittel-Mehrheit der Koali-
tionsparteien sich gegen eine Auflösung des Landtages
aussprechen wird, zumal im nächsten Jahr sowieso Neu-
wahlen stattfinden, dürfte eine Initiativbewegung der
Oppositionsparteien gegenwärtig ziemlich aussichtslos
sein, so daß erst nach der Neuwahl im nächsten Herbst
1921 die neue politische Konstellation im Landtag zum
Ausdruck kommen dürfte. In Erledigung eines deut-
sch-nationalen Antrags hat der Landtag am 22. Juli 1920
ein provisorisches Gesetz über die Landtagswahl
und Volksabstimmung beschlossen, das einen be-
merkenswerten Ausbau und Weiterbau der badischen
Demokratie bedeutet; jedenfalls marschiert auch hier Ba-
den wieder an der Spitze der deutschen Länder. Für die
Landtagswahl wird Baden in 7 Wahlkreise eingeteilt
(Konstanz und Bilingen, Waldshut und Lörrach, Frei-
burg, Offenburg und Baden, Karlsruhe, Mannheim, Hei-
delberg); auf je 10 000 abgabene Stimmen entfällt ein
Mandat, die Reststimmen werden auf einen Landeswahl-
vorschlag verrechnet. Die Bestimmungen für Volks-
initiative und Referendum sind ähnlichen Bestimmungen
schweizerischer Kantonsverfassungen entnommen und
haben sich erst noch in der Praxis zu bewähren. Neben-
falls gewährt die badische Demokratie jetzt Raum für die
politische Entfaltung aller Kräfte und Richtungen auf ge-
setzlichem Wege.

Alles in allem kann gesagt werden: es ist in Baden
auch im vergangenen Jahr gut, auf vielen Gebieten muster-
gültig gearbeitet worden. Gerade die Beratungen
des Staatshaushalts für 1920 haben gezeigt,
daß die Revolutionswirtschaft in Baden keine Mißwirt-
schaft war, sondern eine gesunde Wirtschaft- und Finanz-
politik, soweit das im Rahmen der gegebenen Verhältnisse
überhaupt möglich war. Nicht zuletzt war dieses Resultat
der Arbeit der Sozialdemokratie zu verdanken, besonders
auf steuerpolitischem Gebiet. Trotz aller Erschütterungen,
die die gegenwärtige Wirtschaftskrise natürlich auch für
Baden im Gefolge hat, dürfen wir guten Mutes in die
Zukunft sehen. Insbesondere hat unsere Partei keine
Veranlassung, etwa den Weg der passiv aufbauenden
Arbeit, den sie bisher gegangen ist, zu verlassen; die Ar-
beiterschaft Badens ist dabei nicht schlecht gefahren, wenn
sie es uns auch nicht immer gedankt hat.

Erwähnt sei noch zum Schluß, daß im vergangenen
Jahre in Baden drei neue Parteiblätter für unseren
Kampf entstanden sind: die „Volkszeitung“ in Heidelberg,
der „Volkswille“ in Singen und die „Freie Presse“ in
Pforzheim. Sie werden dazu beitragen, den Einfluß
unserer Partei in Baden zu verstärken, sie werden in allen
bevorstehenden Kämpfen starke Helfer für die Erringung
unseres endlichen Zieles sein.

Pä 34.

Eine Schulhumoreske von Ferdinand Madlinger.

Der Herr Schuldirektor Wendling von Steinach ging
eines Sommermittags lustwandelnd und rauchend
die Ruitfelder Straße hinab und dachte seiner Gewohn-
heit gemäß an nichts Besonderes.

In dem Garten neben dem letzten Häuschen vor der
Stadtmauer arbeitete ein alter Bauerzmann. Als er den

Direktor daherkommen sah, beschattete er mit der schwie-
ligen Rechten seine Augen und trat an das wicken-
umrannte, brennmeselumbuschte Holzgatter heran, das den
Garten von der Straße trennte.

„No, was macht der Allerärgste?“ rief er dem Direktor
aus zahnlosem Munde freundlich zu.

Der hielt an, lästerte bößlich den Panama und fragte nach den Wünschen des alten Grautopfs.

„Was er macht, der Fritze?“

„Der Fritze? Welcher Fritze?“

„Da, mei Enkele! Brennt er recht ei?“

Um die Wahrheit zu sagen, Direktor Wendling hatte keine blasse Ahnung, von welchem Schüler die Rede war. Es gab der Fritze so viele in seiner Schule, aber er war doch kein Napoleon, daß er alle seine Untergebenen kennen mußte. Ja nicht einmal ein Wallenstein, der bekanntlich seinen vergaß, mit dem er einmal Worte gewechselt. Nein, er war bloß ein einfacher Direktor und Professor, und mithin stark vergesslich. So sehr er auch die Gatten seines Gedächtnisses durchstöberte, er konnte sich des Alten, der so freundlich und bekannt tat, im Augenblick nicht erinnern.

Etzel, wie er war, schämte er sich des Behaftetseins mit diesem Verursüßel und wollte die Blöße nicht eingestehen. Er scheute, wie einem das oft so geht, die Frage nach dem Namen, denn das hätte Teilnahmslosigkeit verraten und den zutüchtigen Alten vielleicht gekränkt. Als dieser nun weiterdrängte: „Ist er aa brav?“, da entschloß sich der gewiegte Schulmann zu einer Antwort, wie man sie mit einem gewissen Recht auf die meisten derartigen Fragen geben kann.

„Na, wissen Sie“, begann er zögernd, indem er bedachtam den Kopf wiegte, „was den Fleiß betrifft, da hab ich so den Eindruck, daß er vielleicht manchmal noch ein bißchen mehr tun könnte. Mit dem Betragen kann man im großen ganzen zufrieden sein. Wie die jungen Spritzer halt so sind, — immer fidel und leicht, — die machen alle ab und zu gern ihr Späßchen.“

„So—o?“ erwiderte der alte Grautopf gedehnt und machte recht verwunderte Augen. „No, wart, der Strid soll mer no haaintomme.“

Wendling merkte, daß man eine bessere Auskunft erwartete, und suchte gleich, ihre Wirkung abzuschwächen, indem er begütigend dazusetzte:

„So schlimm ist es nicht gemeint. Dafür sind es doch Buben! Wir waren auch mal so.“

„Nix, nix“, entgegnete der Alte unerbittlich. „Do kenn ich sein G'schpaz. Wann er heit noch kummt, werd er gewidelt. Nix for ungut, Herr Direktor, un ich mach aa mein Dank.“

Wendling war froh, daß er weiterkam. Er atmete erleichtert auf. Ueber das ganze Gespräch hatte er ein Gefühl der Unsicherheit gehabt, wie auf einer wackligen Leiter. Es schuf ihm wenig Sorge, ob die Portion Hofenspannens, die er unbewußt einem seiner Schulbuben besorgt hatte, auch wohl verdient war. Schaden würde sie keinem etwas. Ein richtiger deutscher Junge hat immer ein paar Kleinigkeiten auf dem Aerbholz.

Nur eine diebische Neugierde plagte ihn, wer der Betroffene sein mochte, und er fragte am nächsten Morgen den Schüßdiener, wer denn da unten in der Ruiffelder Straße in dem letzten Häuschen wohne. Es sei der alte Dorwarth, erhielt er zur Antwort, der Vater des Briefträgers Dorwarth selig, von dem ein Sohn in die Schule gebe.

„Dorwarth“. — Der Name ließ den Direktor zurückprallen, wie wenn man im Dunkeln tappend unversehens die Nase an einen Gegenstand stößt. Dorwarth hieß ja der beste Schüler der Anstalt, der Primus der Untersekunda, das Muster und Vorbild aller Mitschüler!

In der That, Friedrich Dorwarth war ein seltener Junge. Er besaß nicht nur eine ungewöhnliche Begabung, sondern daneben einen zähen, ausdauernden Fleiß, wie man ihn so oft in häuerlichen Kreisen findet. Ein heller, aufgeweckter Bursche, der jedes Jahr bei der Schlussfeier seinen Preis holte, der schon jüngeren Knaben Nachhilfe erteilte und mit seinen Zwischenfragen selbst den Lehrern schweiß machen konnte. Dabei durchaus bescheiden und wohlherzogen, wie Beamtenkinder zu sein pflegen.

Dummer Zufall, kam es Wendling in den Sinn, daß

seine Auskunft, die er so allgemeingültig und vorsichtig wie nur möglich hatte halten wollen, und die auf 99 Fälle unter 100 passen mußte, nun gerade hier ganz und gar nicht am Platze war. Aber vielleicht ließ sich der Schaden noch gut machen. Wenn er heute wieder spazieren ging, den Mann zu treffen suchte, das gestern Gesagte einschränkte und langsam umdrehte, oder offen ein Mißverständnis vorschügte . . . ?

Beim Eintritt in die Untersekunda erkannte er indessen, daß sein guter Vorsatz zu spät kam. Das Unheil war bereits geschehen. Der Primus saß auf seinem Platz wie ein verschrecktes Huhn und warf ihm vorwurfsvolle Blicke voll siedenden Bornes zu. Das eine Auge des Schülers war blau.

Der Alte mußte keine schlechte Handschrift schreiben, dachte Wendling bei sich. Daß er aber auch gleich so hitzig dreinfuhr! Der unschuldige Junge verdiente wirklich Mitleid.

Sonst pflegte Wendling immer, wenn ihm an einem Schüler etwas auffiel, sich väterlich-teilnahmsvoll zu erkundigen. Heute unterließ er es und begann den Unterricht mit harmloser Miene, die nicht verriet, daß ein Geisteswurm in ihm nagte.

Im Lauf der nächsten Zeit gab sich der Direktor redlich Mühe, sein Verschulden durch liebevoll auszeichnende Behandlung des jungen Dorwarth weitzumachen. Er lobte ihn bei jedem Ausruf, befreite ihn vom Nachmittagsunterricht, ließ ihn die Hefte ins Lehrerzimmer tragen, schickte ihn um 10 Uhr in die Stadt, um das direktoriale Frühstück einzukaufen, das aus zwei Salzwecken und einem Viertelpfund Schwartenmagen bestand. Er ließ sich von ihm das Aquarium reinigen, die Blumen gießen, den Hasenstaal misten.

Aber es ist schon so im menschlichen Leben, daß wir von unserer Schuld nicht loskommen können. Unsere Taten laufen weiter durch eine ganze Reihe von Folgen, auf die wir keine Macht haben, und sie finden manchmal erst ganz spät in einem gerechten Ausgleich ihren Ruhepunkt.

Dorwarth berichtete alle ihm aufgetragenen Ehrendienste, um die die Schüler sich rissen, zwar willig, doch mit geheimem Groll auf den Direktor, aus dessen auffallend freundlichem Benehmen nach der vorherigen Heimtücke er nicht klug wurde. Er konnte es sich nur als einen Ausfluß der zahlreichen Launen des Schulvorstandes erklären und war, da er ein sauberes Bruststück hatte, keineswegs gefonnen, die unbediente Strafe ungerochen zu lassen. Er schwor Wendling grimmige Rache und forschte eifrig nach einer Gelegenheit, um ihm vor seinem Abgang von der Schule noch einen Streich zu spielen.

Es kam die Zeit der Einjährigen-Prüfung. Nach ihrem Verlauf blieben bis zum Schluß noch zwei Wochen Zeit, in denen, wie jeder weiß, von den abgehenden Brüllingen mehr gebummelt wird, als in allen sechs Schullassen zusammen.

Diese schönen Tage benutzte Direktor Wendling dazu, sich von Dorwarth bei einer Arbeit helfen zu lassen, die er schon lange vorher begonnen hatte. Es galt, die Lehrerbibliothek zu ordnen und zu katalogisieren.

Der Bücherammlung des Steinacher Lehrkörpers fehlte es nämlich eintgermaßen an Uebersicht. Seit dem Weggang des alten Professor Dr. Verworn, in dessen Hand jahrzehntelang die Bücherverwaltung lag, hatte kein Mensch einen Finger daran gerührt. Der alte Herr hatte die Bücher einfach nach der Größe in die Schäfte geordnet, eine Einrichtung, die für ihn nicht unzweckmäßig war, da er alle Bücher im Kopf hatte. Sie bewirkte aber, daß seine Nachfolger sich nicht ausstannten. Die Bücher waren nicht greifbar und konnten bisweilen erst nach zeitraubendem Suchen gefunden werden.

Auf diesen Mißstand wies den Direktor ein Schreiben des Bürgermeisters nachdrücklich hin, das mit Fremden feststellte, daß bei der Rechnungsablage der Schule

unter dem Item „Anschaffungen für die Lehrerbücherei“ in zwei aufeinanderfolgenden Jahren jeweils der Kosten von 36 Mark gefunden worden sei für eine Neuausgabe von Goethes sämtlichen Werken.

Diese Doppelausschaffung, so meinte das Schreiben, konnte durch einen Blick in das Inhaltsverzeichnis der Lehrerbibliothek vermieden werden, und man wolle in Zukunft bei Neuerwerbungen mit mehr Sorgfalt zu Werke gehen.

Da blieb dem Leiter der Steinacher höheren Schule nichts übrig, als schleunigst einen Zettelkatalog anzufertigen, von dessen Vorhandensein das Bürgermeisteramt wie von einer Selbstverständlichkeit sprach. Zuvörderst ließ er vom Buchbinder Seibert ein Buch herstellen, in das die Zettel bequem eingesteckt werden konnten. Dann mußte der Schuldiener alle Bücher auf den Boden und die Tische des Bibliothekszimmers stapeln, und Wendling ordnete sie eigenhändig nach Wissenschaften in verschiedene Haufen. Mit Tinte schrieb er innen auf den Deckel eines jeden Buches eine Nummer und die abgekürzte Fachbezeichnung, wie Rel, Math, Nat, Gesch, Phil, Päd, Mus, Bell und sofort. Das bedeutete Religion, Mathematik, Naturkunde, Geschichte, Philologie, Pädagogik, Musik, Völkerkunde.

Diese Zeichen und Nummern trug Wendling zuletzt nebst Buchtitel, Verfasser und Druckjahr auf die Zettel des Katalogs mit seiner schönen Handschrift ein, der er, wie einige böshafte Leute immer behaupteten, allein seine Ernennung zum Direktor verdankte. Ein heilloses Geschäft, und unsauber, denn die alten Schartefen waren nicht wenig verstaubt.

Und als er glücklich damit fertig war, ließ er sich eine Unzahl weißer, blaugründer, gummirter Schildchen liefern, die er gleichfalls mit Fach- und Nummernbezeichnung versah, um sie den Rücken der Bücher aufzulegen.

Bei dieser mehr mechanischen Arbeit ging ihm bald die Geduld aus, und es kam ihm gerade recht, daß er in Friedrich Dorwarth einen zuverlässigen, gewissenhaften Jungen besaß, der sich zu dieser ebenso ehrenvollen wie langweiligen Beschäftigung vortrefflich verwenden ließ.

So kam es, daß der Untersekundaner Dorwarth in den besagten zwei Schlußwochen oft stundenlang allein in der Lehrerbibliothek saß und unter Drangabe seines letzten Speichels die ungezählten Zettelchen ansteuerte, sie auf die Rücken der vor ihm aufgeschichteten Bücher steckte, und die Bände sodann in die genau bezeichneten Schäfte einreichte. Er machte alles so gut und schön, daß er nach Beendigung der großen Arbeit ein überschwengliches Lob vom Herrn Direktor davontrug.

Im folgenden Frühjahr kam ein gefürchteter Oberschulrat aus der Residenz nach Steinach zu einer zweitägigen Besichtigung der Schule. Der Mann fand anscheinend nicht alles nach seinem Wunsch, denn es schloß sich eine lange Konferenz an seinen unerwünschten Besuch. In dieser Konferenz entstand zwischen dem Regierungsver-

treter und dem Direktor ein Streit über den Wert gewisser pädagogischer Maßnahmen, die der Inspektor rundweg verwarf, während der Direktor sie hartnäckig verteidigte, wie das in den Wissenschaften nicht selten vorkommt. Zu seiner Unterstützung berief sich der Oberschulrat auf den „Benjamin“ des bekannten Pädagogen Mathias, ein Werk, das in jeder Lehrerbibliothek vorhanden ist.

Wendling blätterte in seinem neuen Bücherverzeichnis und ließ durch den Schuldiener das Buch holen, das die Bezeichnung Päd 34 trüge. Nach kurzer Zeit lag es vor dem Gelehrten.

Der schüttelte aber sonderbar den Kopf, als er es aufschlug, und schob es mit mißbilligendem Blick dem Direktor zu, indem er sagte: „Was soll denn das sein?“

„Die fromme Helene“ von Wilhelm Busch, las Wendling erbleichend. Mit fiebernder Hand riß er das Buch an sich, das außen ganz richtig den Zettel Päd 34, innen dagegen die Bezeichnung Bell 612 trug.

„Ja, was ist denn das?“ fragte er nun feinerseits. Er konnte es sich nicht erklären und verschwand in stöblicher Verlegenheit nach der Bibliothek.

Er blieb lange aus. So lange, daß der Inspektor ihm einen Herrn nachschickte, der auch nicht wiederkam. Ein dritter und vierter verschwand in derselben Weise, bis schließlich der Gewaltige sich selbst nach dem Bücherzimmer aufmachte. Dort fand er die Herren in Hemdsärmeln vor, im Schweiß ihres Angesichts die staubigen Schäfte nach dem verlangten Buch durchwühlend.

Es ergab sich die betrübliche Tatsache, daß ein unentwirrbares Durcheinander in der Büchersammlung herrschte, indem zahlreiche Bände seltsamerweise einen falschen Rückenschild trugen. Daß man noch nie darauf gekommen war, ließ einen naheliegenden, peinlichen Schluß zu.

Am Abend desselben Tages hatte der Inspektor ganz privatim eine Sitzung mit dem Anstaltsleiter in dessen Amtszimmer. Es entzieht sich der öffentlichen Kenntnis, was da gesprochen und verhandelt wurde. Wendling selber hat nie etwas darüber geäußert.

In der Stadt lief bald das Gerücht um von einer Strafverurteilung oder gar Entlassung des Direktors wegen mangelhafter Amtsführung. Das war natürlich, wie so oft, stark übertrieben. Es erfolgte nichts äußerlich Sichtbares, und Wendling blieb. Ausgewachsene Schulbörstende setzt man nicht über Nacht an die Luft, als wären es grasgrüne Praktikanten.

Das hatte auch gar nicht in der Absicht Fritz Dorwarth gelegen, der damals aus Rache für die zu unrecht erhaltene Tracht Prügel die Bücherzettel nach Möglichkeit falsch steckte.

Direktor Wendling nahm eine neue Ordnung der Bibliothek vor. Diesmal mußte er aber die gummirten Rückenschildchen alle selber anspeichern.

Tragische Geschichte.

's war einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing,
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's getan —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch
Und denkt: es hilft am Ende doch —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders 'rum,
's wird aber noch nicht besser drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
Er tut nichts Gut's, er tut nichts Schlecht's —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich wie ein Kreisel fort,
Es hilft zu nichts, in einem Wort —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Chamisso.



Die Probe. Kutscher: Na, Kamerad, was machst denn du bei meinem Pferde? — Kamerad: Ich habe mir Tabak gekauft, und den möchte ich probieren; frist ihn der Gaul nicht, dann ist es wirklich Tabak, frist er ihn aber, dann ist es Heu



Reflexion. Schauspielerin: Es ist nicht alles Gold, was glänzt — das sicherste ist ein blauer Lappen



Ihre Ansicht. Ich glaube, länger hätten wir den Krieg nicht ausgehalten. — Quatsch! Ich lebe mit meinem Ollen schon sechsundzwanzig Jahre im Krieg und siehle mich ganz wohl dabei!



Unwillkürlicher Gedanke. Junger Schriftsteller: Ich arbeite an einem sogenannten Diplomaten-Schreibtisch. — Freund: Ha, solltest du darum so viel dummes Zeug schreiben?!

Die Deutschen in Mitteleuropa.

Das geschlossene deutsche Sprachgebiet in Mitteleuropa umfaßt rund 75 Millionen Deutsche. Hiervon leben 60 im Deutschen Reich, 8 Millionen in der Schweiz und in Luxemburg, 6 Millionen in Deutsch-Oesterreich, 3,64 in der Tschechoslowakei, der Rest in Frankreich, Polen, Jugoslawien, Danzig, im Memelland, im Saargebiet und in Italien. Es ist wahrscheinlich, daß infolge der innerpolitischen Verhältnisse der zum Teil deutschfeindlich gesinnten Staaten große Verschiebungen eintreten werden.

Deutsch-Oesterreichs Länder

| | qkm | Einwohner |
|--|---------------|------------------|
| 1. Niederösterreich (abzüglich der an die Tschecho-Slowakei fallenden Gebiete von Feldsberg und Gmünd) | 19 570 | 3 400 000 |
| 2. Oberösterreich | 11 982 | 840 000 |
| 3. Salzburg | 7 153 | 200 000 |
| 4. Tirol (abzüglich der an Italien fallenden Gebiete) | 12 778 | 270 000 |
| 5. Vorarlberg | 2 602 | 135 000 |
| 6. Steiermark (abzögl. der an Südslavien fallenden Bezirke) | 16 426 | 900 000 |
| 7. Kärnten: | | |
| a) soweit Oesterreich durch den Frieden endgültig zugesprochen | 7 400 | 210 000 |
| b) die beiden Abstimmungszoneen | 2 860 | 130 000 |
| 8. Deutsch-Westungarn | 5 000 | 330 000 |
| zusammen einschl. Abstimmungsgebiete | 85 771 | 6 415 000 |

Die Welt Handelsflotte.

Die Dampfer-Tonnage der Welt betrug vor Ausbruch des Weltkriegs, im Juni 1914 45 404 000 Tonnen, im Juni 1919 47 897 000.

| | Juni 1914 | Juni 1920 | Zu- u. Abnahme |
|--------------------|------------|------------|----------------|
| England | 18 892 000 | 18 111 000 | + 781 000 |
| Kolonien | 1 632 000 | 2 032 000 | + 400 000 |
| Amerika | 4 287 000 | 14 525 000 | + 10 238 000 |
| Oesterreich-Ungarn | 1 052 000 | — | - 1 052 000 |
| Dänemark | 770 000 | 719 000 | - 51 000 |
| Frankreich | 1 922 000 | 2 963 000 | + 1 041 000 |
| Deutschland | 5 136 000 | 419 000 | - 4 716 000 |
| Griechenland | 821 000 | 497 000 | - 324 000 |
| Holland | 1 472 000 | 1 773 000 | + 301 000 |
| Italien | 1 430 000 | 2 118 000 | + 688 000 |
| Japan | 1 708 000 | 2 996 000 | + 1 288 000 |
| Norwegen | 1 957 000 | 1 980 000 | + 23 000 |
| Spanien | 884 000 | 937 000 | + 53 000 |
| Schweden | 1 015 000 | 996 000 | - 19 000 |

Die Weltmeere.

| | Größe in □ km | Größe in □ m |
|--------------------|---------------|--------------|
| Großer Ozean | 155 Mill. | 2 900 000 |
| Atlantischer Ozean | 75 " | 1 400 000 |
| Indischer Ozean | 75 " | 1 340 000 |
| Südliches Eismeer | 20 " | 370 000 |
| Nördliches " | 13 " | 240 000 |

Wieviel Menschen gibt es auf der Welt?

Als Resultat ergibt sich die Gesamtzahl von 1800 Millionen; die Bewohner der ganzen Erde haben sich also gegenüber der letzten, vor 30 Jahren vorgenommenen Berechnung um 300 Millionen = 1/3 vermehrt. Von den 1800 Millionen entfallen auf Europa 470, auf Asien 910, auf Afrika 160, auf Amerika 162, und auf Australien mit Polynesien und Ozeanien 60 Millionen.

Die Sprachen der Welt.

Die Zahl der Sprachen auf der Welt wird auf 860 geschätzt. Daneben gibt es etwa 5000 Dialekte. Auf Europa entfallen 89, auf Amerika 407, auf Afrika 114, auf Australien 117 Sprachen.

Die Millionenstädte.

| | Millionen | Millionen | |
|--------------|-----------|----------------|------|
| New-York | 7,50 | Dsaka | 1,46 |
| London | 6,72 | Moskau | 1,35 |
| Paris | 4,15 | Kanton | 1,25 |
| Berlin | 3,80 | Kalkutta | 1,22 |
| Chicago | 2,54 | Konstantinopel | 1,20 |
| Tokio | 2,24 | Rio de Janeiro | 1,15 |
| Wien | 2,00 | Budapest | 1,10 |
| Philadelphia | 1,73 | Bombay | 1,00 |
| Buenos-Aires | 1,58 | | |

Petersburg, das früher 2,31 Millionen zählte, ist aus der Reihe der Millionenstädte ausgeschieden.

Die längsten Tunnel.

| | Länge in Meter |
|--|----------------|
| Tiflis, Tiflis-Bladifawka, Kaukasus | 23 500 |
| Montblanc, Chamoni-Vispa, Frankreich-Italien | 22 000 |
| Kastadenberge, Washington | 21 750 |
| Empion, Brig-Domodossola, Schweiz-Italien | 19 730 |
| Gottard, Luzern-Mailand, Schweiz-Italien | 14 990 |
| Lötschberg, Bern-Brig, Schweiz | 14 535 |
| Mont Genis, Turin-Lyon, Italien-Frankreich | 12 233 |
| Arberg, Innsbruck-Bludenz, Oesterreich | 10 270 |
| Riden, Batwil-Usbach, Schweiz | 8 600 |
| Münster, Grench-Münster, Schweiz | 8 560 |
| Lauern, Schwarzach-St. Veit-Spittal, Oesterreich | 8 550 |
| Givvi Galerie, Italien | 8 270 |
| Ronco, Genua-Alessandria, Italien | 8 260 |
| Col di Tenda, Cuneo-Montimiglia, Italien | 8 100 |
| Karawanken, Klagenfurt-Äßling, Oesterreich | 7 980 |
| Borgallo, Parma-Spezia, Italien | 7 750 |
| Hoojac, Troy-Greenfield, Ver. St von Nordamerika | 7 650 |

Alter und Eiweißbedarf.

In einer Broschüre, die Dr. H. P. Wamser unter dem Titel „Untersuchungen über Energie und Eiweißbedarf“ herausgab, findet sich die folgende Aufstellung:

| Alter in Jahren | Eiweißbedarf auf 1 Kilogramm Körpergewicht in Gramm | Körpergewicht in Kilogramm | Eiweißbedarf pro Kopf in Gramm |
|-----------------|---|----------------------------|--------------------------------|
| 1 | 5,04 | 10,2 | 51,4 |
| 5 | 3,80 | 16,5 | 62,8 |
| 10 | 2,64 | 28,2 | 74,5 |
| 14 | 2,03 | 40,2 | 82,7 |
| 18 | 1,66 | 52,8 | 87,7 |
| 20 | 1,50 | 58,8 | 88,2 |
| 25 | 1,22 | 71,4 | 87,1 |
| 30 | 1,04 | 79,8 | 83,0 |
| 35 | 0,92 | 84,8 | 78,0 |
| 40 | 0,85 | 87,4 | 74,3 |
| 45 | 0,80 | 88,8 | 71,1 |
| 50 | 0,77 | 89,5 | 68,9 |

Woraus besteht der Mensch?

Ein Mann, der 150 (englische) Pfund wiegt, enthält ungefähr 3500 Kubilmeter Gas — Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff — die als Gaslicht Beleuchtung für 12 Jres. liefern würden.

Ferner enthält er Fett für 1 Pfd. Lichter.

Sein Körper enthält 22 Pfund 10 Unzen Kohle, oder genug zur Anfertigung von 780 Dhd. Bleistifte (9630 Stück).

Weiter hat er ungefähr 50 Gramm Eisen im Blute und der übrige Körper enthält Eisen genug zur Anfertigung eines Hakens, der das Gewicht seines Körpers tragen könnte.

Ein gesunder Mann enthält 54 Unzen Phosphor. Dieses starke Gift genügt, für ca 800 000 Zündhölzer oder um 500 Personen zu vergiften. Dies und 2 Unzen Kalk sind das, was Knochen und Hirn bildet.

Wie sauerdöpsfisch ein Mann auch aussehen mag, er enthält doch etwa 50 Stück Zucker gewöhnlicher Größe.

Als weiteres Gewürz hat er etwa 20 Eßlöffel Salz in seinem Körper.



Im Dufel. Jetzt — hup! — weiß ich nicht — hup! — war ich schon mal oben — hup! — oder — hup! — bin ich noch immer unten!



Verfälschte Anwendung. Bäuerin; Hast' denn den Tee g'numma den dir der Doktor verschrieben hat? — Patient: Freili, aber g'holsen hat er nit, un außerdem: Solch a miserabliches Kraut hab' i überhaupts no nit g'raucht.



Das Vordringen des Weibes. Schaut nur, Fräulein Prof. Dr. Meier bekommt auch schon eine Glase!



Der Hausrevolutionär. Er (aus dem Wirtshaus kommend, zu seiner Frau): „Du, Alte, den Hauschlüssel verweigern, das hört jetzt auf; wir leben jetzt in einem freien Deutschland!“



Alte Bekanntschaft. A: Kennen Sie den Kriegsgewinnler Buschle schon lange? — B: O ja, den habe ich schon gekannt, als er noch ein anständiger Kerl war



Selbstbewußt. Gattin: Bist mir doch nicht immer vor, daß ich nichts gehabt habe! Was hast denn du gehabt, als du mich heiratetest — nichts wie 'n guten Geschmack!



Auf der Alm. Sennnerin (zu einem dünnen Bergleren): O mei — hast du dünne Hag'n — na, da kannst wenigstens so an Wadenkrampfkrieg'n



Vergaloppiert. Stammgast: Nanu, kein Mensch hier? — Pikkolo: Na, Herr Bieside, bei so an' Sauwetter bleib doch jeder vernünftige Mensch zu Hause.



Zare. Was, vierzig Mark für die Flasche Neujahrspunsch?! Aee, das ist mir doch zu teuer! — Herr, soviel ist sie unter Schiebrüdern wert!



Vornehm. Herr: Sind Sie nicht das Stubenmädchen von Geheimrats? — **Stubenmädchen:** O bitte sehr — **Salonjungfrau!**



Auf der Reise. Erlauben Sie mal, wissen Sie denn nicht, daß das Tabakrauchen hier verboten ist? — Ich rooche doch gar keen Tabak, das sind doch Hopfenblätter mit Waldmeester!



In der Klemme. Sonntagsjäger (die Einführung der Hasenarte in der Zeitung lesend): „Jagdberechtigte erhalten keine Hasenarte.“ — O weh, wo krieg' ich da einen Hasenbraten her?



Trächtigkeits- und Brüte-Kalender.

Die mittlere Trächtigkeitsperiode beträgt bei Pferdestuten 48½ Wochen oder 330 Tage (äußerste Grenze: 330 und 419 Tage); Eselstuten gewöhnlich etwas mehr als bei Pferdestuten; Kühen 40½ Wochen oder 285 Tage (äußerste Grenze: 240 und 321 Tage); Schafen und Ziegen fast 22 Wochen oder 154 Tage (äußerste Grenze: 146 und 158 Tage); Säuen über 17 Wochen oder 120 Tage (äußerste Grenze: 109 und 133 Tage); Hündinnen 9 Wochen oder 63—65 Tage; Katzen 8 Wochen oder 56—60 Tage; Hühner brüten 19—24, in der Regel 21 Tage; Truthühner (Puten) 26—29 Tage; Gänse 28—33 Tage; Enten 28—32 Tage; Tauben 18—19 Tage.

| Anfang | | Ende der Tragzeit bei | | | Anfang | | Ende der Tragzeit bei | | |
|----------|---------------------|-----------------------|----------------------------------|-----------------------|----------|---------------------|-----------------------|----------------------------------|-----------------------|
| Datum | Pferden 340 Tage | Kühen 285 Tage | Schafen u. Ziegen 154 Tage | Schweinen 120 Tage | Datum | Pferden 340 Tage | Kühen 285 Tage | Schafen u. Ziegen 154 Tage | Schweinen 120 Tage |
| 1. Jan. | 6. Dez. | 12. Okt. | 4. Juni | 30. April | 5. Juli | 9. Juni | 15. April | 5. Dez. | 1. Nov. |
| 6. " | 11. " | 17. " | 8. " | 5. Mai | 10. " | 14. " | 20. " | 10. " | 6. " |
| 11. " | 16. " | 22. " | 13. " | 10. " | 15. " | 19. " | 25. " | 15. " | 11. " |
| 16. " | 21. " | 27. " | 18. " | 15. " | 20. " | 24. " | 30. " | 20. " | 16. " |
| 21. " | 26. " | 1. Nov. | 23. " | 20. " | 25. " | 29. " | 5. Mai | 25. " | 21. " |
| 26. " | 31. " | 6. " | 28. " | 25. " | 30. " | 4. Juli | 10. " | 30. " | 26. " |
| 31. " | 5. Jan. | 11. " | 3. Juli | 30. Juni | 4. Aug. | 9. " | 15. " | 4. Jan. | 1. Dez. |
| 5. Febr. | 10. " | 16. " | 8. " | 4. Juni | 9. " | 14. " | 20. " | 9. " | 6. " |
| 10. " | 15. " | 21. " | 13. " | 9. " | 14. " | 19. " | 25. " | 14. " | 11. " |
| 15. " | 20. " | 26. " | 18. " | 14. " | 19. " | 24. " | 30. " | 19. " | 16. " |
| 20. " | 25. " | 1. Dez. | 23. " | 19. " | 24. " | 29. " | 4. Juni | 24. " | 21. " |
| 25. " | 30. " | 6. " | 28. " | 24. " | 29. " | 3. Aug. | 9. " | 29. " | 26. " |
| 2. März | 4. Febr. | 11. " | 2. Aug. | 29. " | 3. Sept. | 8. " | 14. " | 3. Febr. | 31. " |
| 7. " | 9. " | 16. " | 7. " | 4. Juli | 8. " | 13. " | 19. " | 8. " | 5. Jan. |
| 12. " | 14. " | 21. " | 12. " | 9. " | 13. " | 18. " | 24. " | 13. " | 10. " |
| 17. " | 19. " | 26. " | 17. " | 14. " | 18. " | 23. " | 29. " | 18. " | 15. " |
| 22. " | 24. " | 31. " | 22. " | 19. " | 23. " | 28. " | 4. Juli | 23. " | 20. " |
| 28. " | 1. März | 5. Jan. | 27. " | 24. " | 28. " | 2. Sept. | 9. " | 28. " | 25. " |
| 1. April | 6. " | 10. " | 1. Sept. | 29. " | 3. Okt. | 7. " | 14. " | 5. März | 30. " |
| 6. " | 11. " | 15. " | 6. " | 3. Aug. | 8. " | 12. " | 19. " | 10. " | 4. Febr. |
| 11. " | 16. " | 20. " | 11. " | 8. " | 13. " | 17. " | 24. " | 15. " | 9. " |
| 16. " | 21. " | 25. " | 16. " | 13. " | 18. " | 22. " | 29. " | 20. " | 14. " |
| 21. " | 26. " | 30. " | 21. " | 18. " | 23. " | 27. " | 3. Aug. | 25. " | 19. " |
| 26. " | 31. " | 4. Febr. | 26. " | 23. " | 28. " | 2. Okt. | 8. " | 30. " | 24. " |
| 1. Mai | 5. April | 9. " | 1. Okt. | 28. " | 2. Nov. | 7. " | 13. " | 4. April | 1. März |
| 6. " | 10. " | 14. " | 6. " | 2. Sept. | 7. " | 12. " | 18. " | 9. " | 6. " |
| 11. " | 15. " | 19. " | 11. " | 7. " | 12. " | 17. " | 23. " | 14. " | 11. " |
| 16. " | 20. " | 24. " | 16. " | 12. " | 17. " | 22. " | 28. " | 19. " | 16. " |
| 21. " | 25. " | 1. März | 21. " | 17. " | 22. " | 27. " | 2. Sept. | 24. " | 21. " |
| 26. " | 30. " | 6. " | 26. " | 22. " | 27. " | 1. Nov. | 7. " | 29. " | 26. " |
| 31. " | 5. Mai | 11. " | 31. " | 27. " | 2. Dez. | 6. " | 12. " | 4. Mai | 31. " |
| 5. Juni | 10. " | 16. " | 5. Nov. | 2. Okt. | 7. " | 11. " | 17. " | 9. " | 5. April |
| 10. " | 15. " | 21. " | 10. " | 7. " | 12. " | 16. " | 22. " | 14. " | 10. " |
| 15. " | 20. " | 26. " | 15. " | 12. " | 17. " | 21. " | 27. " | 19. " | 15. " |
| 20. " | 25. " | 31. " | 20. " | 17. " | 22. " | 26. " | 2. Okt. | 24. " | 20. " |
| 25. " | 30. " | 5. April | 25. " | 22. " | 27. " | 1. Dez. | 7. " | 29. " | 25. " |
| 30. " | 4. Juni | 10. " | 30. " | 27. " | 31. " | 5. " | 12. " | 2. Juni | 29. " |

Brünstigkeit.

| Tiergattung | Dauer der Brünstigkeit | Wiederkehr der Brünstigkeit | |
|--------------------|------------------------|-----------------------------|-----------------|
| | | bei Nichtbefruchtung | nach dem Werfen |
| Pferde | 24—36 Stunden | nach 8—10 Tagen | nach 2 Wochen |
| Kühe | 24—36 " | " 21—28 " | " 4 " |
| Schafe | 24—36 " | " 14—21 " | " 26 " |
| Schweine | 24—36 " | " 21—28 " | " 5—6 " |

Angemessene Saugzeit bei Aufzucht. Für Ferkel 7—8 Wochen, Ziegen 8 Wochen, Kälber 10—12 Wochen, Pferde-Fohlen 15—18 Wochen, Esel 16 Wochen, Lämmer 16—18 Wochen.

Volkstimme * Mannheim

Erscheint wöchentlich 7 mal. Samstags zwei Ausgaben.

Bezugspreis: Ins Haus geliefert pro Monat 5.— Mk. (einschließlich Trägerlohn); in der Expedition und bei den Filialen abgeholt pro Monat 4.70 Mk.; bei der Post bestellt 5.— Mk. Einzelnummer 15 Pfg.

Inserate: Die einpaltige Kolonelle oder deren Raum 1.50 Mk. Auswärtige Inserate 1.80 Mk. Reklamen pro Zeile 2.50 Mk. Geheimmittel-Inserate finden keine Aufnahme. Schluß der Inseraten-Aannahme morgens 8 Uhr. Geschäftsstunden von 1/8 Uhr vorm. bis 6 Uhr abends.

Adresse: Mannheimer Aktiendruckerei N.-G. (Verlag der Volkstimme) R 3, 14. — Telephon Nr. 486. — Postcheckkonto Nr. 17796 Karlsruhe und Nr. 3019 Ludwigshafen a. Rh. — Redaktion: Telephon Nr. 854. Sprechstunde nur von 1/2 12 bis 1/2 1 Uhr.

Volkzeitung * Heidelberg

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und gesetzlichen Feiertage.

Bezugspreis: Ins Haus geliefert pro Monat 5.— Mk. (einschließlich Trägerlohn); in der Expedition abgeholt pro Monat 4.30 Mk.; bei der Post bestellt 5.— Mk. vierteljährlich.

Inserate: Die einpaltige Petitzelle oder deren Raum —.80 Mk.; für auswärtig —.80 Mk.; Reklamezeile 2.20 Mk.; bei Wiederholungen Rabatt. Schluß der Inseraten-Aannahme 9 Uhr vormittags. Geheimmittel-Inserate finden keine Aufnahme.

Adresse: Unterbadische Verlagsanstalt G. m. b. H., Heidelberg, Schröderstraße 39. — Telephon Nr. 2973. — Postcheckkonto Nr. 22577 Karlsruhe. — Geschäftsstunden von 8—1/2 6 Uhr. — Redaktion: Telephon Nr. 2648. Sprechstunden von 11—12 Uhr.

Volkfreund * Karlsruhe

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und gesetzlichen Feiertage.

Bezugspreis: Ins Haus geliefert pro Monat 5.— Mk. (einschließlich Trägerlohn); in der Expedition und bei den Ablagen abgeholt pro Monat 4.60 Mk.; bei der Post bestellt 4.80 Mk. (ausschließlich der Gebühr).

Inserate: Die einpaltige Kolonelle oder deren Raum 1.— Mk. Schluß der Annahme von Inseraten vormittags 1/2 9 Uhr. Größere Inserate müssen nachmittags zuvor aufgegeben sein. Geschäftsstunden der Expedition von 1/2 8—1/2 1, 2—1/2 2 Uhr.

Adresse: Verlag: Luisenstraße 24. — Telephon Nr. 128. — Postzeitungsliste Nr. 8144. — Postcheckkonto Nr. 2650 Karlsruhe. — Redaktion: Telephon Nr. 481. Sprechstunde von 1/2 12 bis 1/2 1 Uhr mittags. Redaktionschluß 1/2 10 Uhr vormittags.

Freie Presse * Pforzheim

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und gesetzlichen Feiertage.

Bezugspreis: Ins Haus geliefert pro Monat 4.50 Mk., in der Expedition abgeholt 4.20 Mk.; bei der Post bestellt pro Monat 4.50 Mk.

Inserate: Die einpaltige Petitzelle oder deren Raum —.75 Mk., Reklamezeile 2.— Mk., bei Wiederholungen Rabatt.

Adresse: Pforzheimer Verlagsdruckerei „Freie Presse“, G. m. b. H., — Verlag und Redaktion: Schloßberg 10. — Telephon Nr. 178.

Volkswacht * Freiburg

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und gesetzlichen Feiertage.

Bezugspreis: Ins Haus geliefert pro Monat 4.— Mk. (ausschließlich Trägerlohn); in der Expedition und in den Ablagen abgeholt pro Monat 4.30 Mk.; bei der Post bestellt 4.50 Mk. vierteljährlich (ausschließlich der Gebühr).

Inserate: Die einpaltige Kolonelle oder deren Raum für auswärtige Inserate 1.20 Mk. Lokal-Inserate 85 Pfg. Bei größeren Aufträgen Rabatt. Reklamen 2.— Mk., auswärtige 3.— Mk.

Adresse: Verlag und Redaktion: Ede Prediger- und Lindenstraße. — Telephon Nr. 361. — Postcheckkonto Nr. 3738 Karlsruhe. — Sprechstunden der Redaktion nur von 10—11 Uhr.

Volkswille * Singen

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und gesetzlichen Feiertage.

Bezugspreis: Ins Haus geliefert pro Monat 4.70 Mk. (ausschließlich Trägerlohn); in der Expedition abgeholt 4.70 Mk.; bei der Post bestellt 4.10 Mk. vierteljährlich (ausschließlich der Gebühr).

Inserate: Die einpaltige Petitzelle oder deren Raum 75 Pfg. Lokal-Inserate billiger.

Adresse: Oberbadische Genossenschaftsdruckerei Singen a. S., e. G. m. b. H., Ede Bismard- u. Eilhardstraße. — Telephon Nr. 72. — Postcheckkonto Nr. 24059 Karlsruhe.

Volkblatt * Konstanz

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und gesetzlichen Feiertage.

Bezugspreis: Ins Haus geliefert pro Monat 4.70 Mk. (ausschließlich Trägerlohn); in der Expedition abgeholt 4.70 Mk.; bei der Post bestellt 4.10 Mk. vierteljährlich (ausschließlich der Gebühr).

Inserate: Die einpaltige Petitzelle oder deren Raum —.75 Mk. Lokal-Inserate billiger.

Adresse: Verlag und Redaktion: Konstanz, Puffenstraße 15. — Telephon Nr. 1072. — Postcheckkonto Nr. 24059 Karlsruhe.

In jeder Wohnung des arbeitenden Volkes sollte eines von diesen Blättern gelesen werden.

